KONZEPTION EMPIRISCHE LITERATURWISSENSCHAFT

Arbeitsgruppe
NIKOL

ANGEWANDTE LITERATURWISSENSCHAFT

SPRINGER FACHMEDIEN
WIESBADEN GMBH

Arbeitsgruppe NIKOL

Angewandte Literaturwissenschaft

Konzeption Empirische Literaturwissenschaft

Herausgegeben von der Arbeitsgruppe NIKOL
Achim Barsch, Peter Finke, Helmut Hauptmeier, Dietrich Meutsch,
Gebhard Rusch, Siegfried J. Schmidt, Reinhold Viehoff.

Band I — S. J. Schmidt, Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft
1: Der gesellschaftliche Handlungsbereich Literatur
2: Zur Rekonstruktion literaturwissenschaftlicher Fragestellungen in einer Empirischen Theorie der Literatur

Band II — P. Finke, Konstruktiver Funktionalismus. Die wissenschaftstheoretische Basis einer empirischen Theorie der Literatur

Band III/VI — D. Hintzenburg/S. J. Schmidt/R. Zobel, Zum Literaturbegriff in der Bundesrepublik Deutschland

Band V — S. J. Schmidt und R. Zobel, in Zusammenarbeit mit F. Popp und R. Viehoff, Empirische Untersuchungen zu Persönlichkeitsvariablen von Literaturproduzenten

Band VI — G. Rusch und S. J. Schmidt, in Zusammenarbeit mit A. Brühl, H. Ebbinghaus, K. Knüppel und S. Tünnermann, Das Voraussetzungssystem Georg Trakls

Band VII — Arbeitsgruppe NIKOL, Angewandte Literaturwissenschaft

Band VIII — G. Rusch, Von einem konstruktivistischen Standpunkt. Erkenntnistheorie, Geschichte und Diachronie in einer Empirischen Literaturwissenschaft

Band IX — D. Meutsch, Literatur verstehen. Eine empirische Studie

Arbeitsgruppe NIKOL

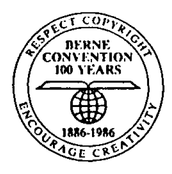
Angewandte Literaturwissenschaft



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

1986

Ursprünglich erschienen bei Friedr. Vieweg & Sohn Verlagsgesellschaft mbH, Braunschweig 1986



ISBN 978-3-663-01957-2 ISBN 978-3-663-01956-5 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-663-01956-5

Vorwort

Angewandte Literaturwissenschaft: das bedeutet Programm, Prognose und Problem zugleich.

Programm, und keineswegs ein zufälliges, sondern ein notwendiges im Rahmen der NIKOL-Konzeption Empirischer Literaturwissenschaft, die versucht, neuartige Modelle zur Konzeption des Theorie-Praxis-Verhältnisses zu entwerfen.

Prognose, denn NIKOL ist der festen Überzeugung, daß angesichts der wissenschaftsinternen wie -externen Situation der Literaturwissenschaft nur eine anwendungsorientierte literaturwissenschaftliche Konzeption Anspruch und Aussicht auf eine gesellschaftliche relevante Zukunft haben kann.

Problem, weil die Konzeption einer Angewandten Empirischen Literaturwissenschaft noch unentwickelt ist: von der Begriffsklärung über die philosophische Fundierung bis hin zu den ethischen Fragen der Realisation Angewandter Literaturwissenschaft öffnet sich noch ein schier unübersehbares Problempanorama.

NIKOL legt mit diesem Band einen ersten Entwurf zur Konzeption der Empirischen Literaturwissenschaft als einer Angewandten Literaturwissenschaft vor. Die Autoren konzentrieren sich dabei auf vier Schwerpunkte: (1) auf die erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Begründung der Notwendigkeit einer Angewandten Literaturwissenschaft; (2) auf die Darlegung der objekttheoretischen Möglichkeiten einer Angewandten Literaturwissenschaft; (3) auf die ethischen Implikate einer konsequenten Anwendungsorientierung der Literaturwissenschaft; (4) auf die praktische Problemexplikation anhand vorgestellter Anwendungsbeispiele.

Die Beiträge dieses Bandes sind aus langen Diskussionen in der Arbeitsgruppe NIKOL erwachsen; sie sind intensiv gemeinsam durchdiskutiert aber nicht etwa homogenisiert worden. Vielmehr spiegeln sich in ihnen – jenseits der gemeinsam vertretenen NIKOL-Grundsätze – genau die divergenten Interessen, Konzepte und philosophischen Orientierungen, die den Mitgliedern der Arbeitsgruppe ihr je eigenes wissenschaftliches Profil geben.

Angewandte Literaturwissenschaft als künftige Literaturwissenschaft ohne Relevanzneurose? Die Existenzkrise vieler Literaturwissenschaftler und die immer deutlicher sichtbare Relevanzkrise der Literaturwissenschaft sollten Anlaß genug sein, dieses Konzept ernsthaft zu diskutieren.

Siegen, im November 1985 — Die Arbeitsgruppe NIKOL

Inhaltsverzeichnis

Helmut Hauptmeier

Peter Finke

Literaturwissenschaft, wozu?

Gebhard Rusch

Anwendungsorientierte Literaturwissenschaft



Probleme einer Angewandten Literaturwissenschaft*

Helmut Hauptmeier

(für Doris)

* Die hier abgedruckte Arbeit wurde im WS 1984/85 vom Fachbereich 3 der Universität/Gesamthochschule Siegen als Dissertation angenommen.

0 Vorwort und Zusammenfassung

Grundlagen und Probleme einer Angewandten Literaturwissenschaft sind das Thema dieser Arbeit. Zu reden sein wird über ein Phänomen, das es im Literaturwissenschaftsbetrieb eigentlich noch gar nicht gibt. Aufgrund der wissenschaftstheoretischen Ausrichtung dieser Arbeit stellen sich damit erwartungsgemäß einige Schwierigkeiten ein. Denn – so ließe sich wohl argwöhnen – wo der Gegenstand der Untersuchung fehlt, dort müßten auch die gängigsten Aufgaben der Wissenschaftstheorie, die rationale Rekonstruktion, die Kritik und Geltungsprüfung wissenschaftlicher Aussagen und Begriffssysteme, kaum sinnvoll erfüllbar sein. Es sei denn, man meinte mit „Angewandter Literaturwissenschaft" sogleich „Literaturdidaktik" oder „akademisch institutionalisierte Literaturkritik", die beide als literaturwissenschaftliche Teildisziplinen auf längere Traditionen, auf Theorie- und Methodenbestände verweisen können ebenso wie auf eine gewisse Art praktisch-gesellschaftlicher Relevanz. Literaturkritiken von Literaturwissenschaftlern verfaßt werden offensichtlich gelesen und mehr noch, sie dürften auch keinen unerheblichen Einfluß haben auf den Literaturbetrieb, auf Preisverleihungen für Autoren, auf die Unterrichtsvorbereitungen von Deutsch- und Literaturlehrern, auf die Kanonisierung literarischer Texte usw. Akademische Literaturkritik hat anscheinend eine Begutachtungs- oder Schiedsrichterfunktion inne, von der in unserer Gesellschaft reichhaltig Gebrauch gemacht wird. Sie aber deshalb „Angewandte Literaturwissenschaft" zu nennen, scheint dennoch wenig plausibel. Ihre Wirkung zeigt sie zwar im Literatursystem, und ihrem Orte nach ist sie im Wissenschaftssystem zu lokalisieren, praktische Probleme mit wissenschaftlichen Mitteln zu lösen und mithin einen minimal konsensfähigen Begriff von „Angewandter Wissenschaft" zu füllen, lassen sich hier hingegen nicht konstatieren. Um Literaturdidaktik als Angewandte Literaturwissenschaft scheint es prima facie nicht besser bestellt, wenngleich dort praktische (unterrichtliche) Probleme mit wissenschaftlichen Instrumentarien angegangen werden, allerdings primär mit solchen aus der Pädagogik, Psychologie und Soziologie. Daher liegt es nahe, anzunehmen, daß in Literaturdidaktik und Literaturkritik zwar literaturwissenschaftliches Wissen einfließt, aber entweder im Rahmen anderer Angewandter Wissenschaften (didaktika techne) oder im Sinne einer Verwendung dieses Wissens im Rahmen literarischer Praxis (Literaturkritik als Form der Teilnahme am Literatursystem). Eine Angewandte Literaturwissenschaft gibt es demnach bislang nicht, wohl aber Bestrebungen und Absichtserklärungen, eine solche Wissenschaft zu entwickeln (cf. Schmidt 1980; Finke 1982; Nierlich 1984).

Daß wissenschaftstheoretische Überlegungen nicht immer nur im Nachhinein („when the deed is done") zur Klärung und Kritik wissenschaftlichen Handelns taugen, soll in dieser Arbeit bewußt mitaufgezeigt werden, indem ausgehend vom gegenwärtigen Bestand einer anwendungsintendierenden Literaturwissenschaftskonzeption, der Empirischen Literaturwissenschaft, der Frage nachgegangen wird, welche Möglichkeiten und Risiken mit einer Angewandten Literaturwissenschaft verbunden sein können und wie einige ihrer grundlegenden Komponenten beschaffen sein müßten.

Die Antworten auf diese Fragen werden sicher nur vorläufige sein können, womit allerdings die Hoffnung verknüpft ist, daß sie als Korrektiv für zukünftige Entwicklungen konstruktive Funktion einnehmen können.

Da der Ausgangspunkt dieser Arbeit der Empirischen Literaturwissenschaft verpflichtet ist, werde ich zunächst in Umrissen diese Konzeption darstellen. Die Empirische Theorie der Literatur, einige erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Aspekte der Empirischen Literaturwissenschaft ebenso wie Anmerkungen zur Entstehung von Anwendungsüberlegungen im Rahmen dieser Konzeption sind die Themen des ersten Kapitels. Ein Caveat als Gegenstand des zweiten Kapitels beschäftigt sich anschließend mit Gefahren, die möglicherweise auftreten können, wenn eine Wissenschaft in einem ganz bestimmten Sinne auf gesellschaftliche Praxis gerichtet wird. Zentral für dieses Kapitel ist eine erste Einschätzung der Beziehungen zwischen Theorie und Praxis, zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, indem aus der Perspektive eines gegenwärtig nachweislichen Ungenügens an wissenschaftlich technologischer Rationalität Hinweise auf die Komplexität des Problems Angewandte Wissenschaft gegeben werden. In den Prolegomena zur Grundlegung einer Angewandten Literaturwissenschaft (Kap. III) wird das Verhältnis von Theorie und Praxis differenzierter entfaltet.

Konstruktivistische Erkenntnistheorie und epistemologisches Subjektmodell (Groeben & Scheele 1977; Treiber & Groeben 1981) werden auf ihre praktischen Implikationen befragt und mit Habermas'schen Überlegungen zur Theorie-Praxis-Beziehung konfrontiert, um das Problembewußtsein dafür zu schärfen, was möglich wird, wenn eine Wissenschaft, die soziale Handlungen und Handlungsprozesse erforscht, ihr Erkenntnis- und Rationalitätsmodell in die Entwicklung praktischer Problemlösungsstrategien investiert. Eine Diskussion wissenschaftstheoretischer Probleme schließt sich dem an. Traditionelle und neuere Anwendungsmodelle werden vorgestellt und auf ihre möglichen Konsequenzen für den Bereich sozialen Handelns geprüft. Es wird sich dabei zeigen, daß sich das Problem der Überbrückung von Theorie und Praxis verschärft im Rahmen traditioneller Wissenschaftskonzepte stellt; Angewandte Wissenschaft, ihre Position im Wissenschaftssystem, ihre Methodologie und theoretische Basis jedoch zumindest wissenschaftstheoretisch weniger problematisch wird, wenn sich Wissenschaft ein anderes (konstruktivistisches) Selbstverständnis gibt. Der Begriff der Anwendung, die Finalisierungsidee und die Frage nach der Anwendungsfähigkeit werden in diesem Zusammenhang thematisch. Die Überlegungen hierzu sind eingebunden in die Grundproblematik dieser Arbeit: den Möglichkeiten einer Verbindung von Theorie und Praxis nachzugehen. Welche spezifischen Probleme in der Interaktion von Theorie und Praxis auftreten können, wenn es gilt, literaturwissenschaftliche Problemlösungsstrategien für Praxisfelder vorzuschlagen, ist Gegenstand der Analyse und prophylaktischen Kritik einer zukünftigen Literaturwissenschaft, in deren gegenwärtigen Grundlagen Applikabilität als fundamentaler Wert ausgewiesen ist.

Daß sich in der Literaturwissenschaft erste Möglichkeiten ergeben, ein neues Wissenschaftsverständnis, das Theorie, Empirie und Praxis zu integrieren vermag, zu begründen und im Forschungsprozeß zu realisieren, will diese Arbeit zeigen.

I Grundlagen der Anwendungsorientierung in der Empirischen Literaturwissenschaft

1 Zu Standort und Zielen des Nachdenkens über eine Angewandte Literaturwissenschaft

1.0 Wenn in dieser Arbeit von Angewandter Literaturwissenschaft gesprochen wird, so wird damit auf eine sich entwickelnde Diskussion verwiesen, die auf der Basis einer ganz bestimmten Konzeption von Literaturwissenschaft, nämlich der Empirischen Literaturwissenschaft, ausgetragen wird. Empirische Literaturwissenschaft aber tritt vornehmlich in jüngster Zeit in vielfältiger Gestalt auf. So unterscheidet etwa N. Groeben (1982a: 47) eine „starke" Variante, vertreten in S. J. Schmidt (1980), eine „mittelstarke", vertreten in N. Groeben (1977), und schließlich eine „schwache" Variante, vertreten in H. Heuermann et al. (1982). Zudem hat es in der Geschichte der Literaturwissenschaft immer wieder Versuche gegeben, empirische Komponenten in die Theoriebildung und in das Methodenarsenal der Literaturwissenschaft aufzunehmen. Erinnert sei in diesem Zusammenhang etwa an R. Escarpit (1958) und an die Silbermann-Schule.[1] Da es angesichts eines solchen Sets von empirischer Literaturwissenschaft einseitig erscheinen mag, nur genau eine Konzeption in ihrer Anwendungsorientierung zu betrachten, möchte ich zunächst auf einige Gründe für die Wahl der „starken" Variante eingehen.[2]

1.1 Historisch betrachtet wird man der Empirischen Literaturwissenschaft mit S. J. Schmidt (1982a: 5) bescheinigen müssen, daß in ihrem Rahmen erstmalig die Anwendungsperspektive explizit in die wissenschaftstheoretischen Grundlagen einer Literaturwissenschaft aufgenommen worden ist. Später hat meines Wissens nur noch E. Nierlich (1983 und 1984) versucht, Literaturwissenschaft als empirische „praxisentfaltende" Wissenschaft mit Anwendungsorientierung grundzulegen. Von diesem Anlaß zur Beschäftigung mit der Anwendungsorientierung der NIKOL-Konzeption abgesehen ist es dann gerade die „Stärke" dieser Variante, die zu einer Beschäftigung mit ihrer intendierten praktischen Relevanz auffordert. Denn „Stärke" – so impliziert N. Groebens Redeweise – bezieht sich auf eine Ersetzungsrelation zwischen konkurrierenden Paradigmen, die die Kompatibilität und Kommensurabilität von altem (hermeneutischen) und neuem (empirischen) Paradigma skalieren

soll. Eine weitreichende Differenz zwischen diesen beiden Paradigmen auf den Kuhn'schen Matrix-Ebenen (cf. T. S. Kuhn, 1978: 194 ff.) der symbolischen Verallgemeinerungen, Modelle, Werte und Musterbeispiele stellen N. Groeben und ich (H. Hauptmeier, 1981) noch z. T. übereinstimmend fest. Indes unterscheiden sich um so erheblicher unsere Einschätzungen der Tragweite und Vollständigkeit der mit den angesprochenen Varianten von empirischer Literaturwissenschaft einhergehenden Paradigmenwechsel. Nach meiner Auffassung, die N. Groeben (1983) attackiert, vollzieht sich erst mit der Entwicklung der Empirischen Literaturwissenschaft ein Paradigmawechsel – und zwar ein radikaler Wechsel in bezug auf die erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Fundamente ebenso wie in bezug auf die objekt-theoretischen Komponenten der Literaturwissenschaft. Und dies gilt m. E. nicht in gleichem Maße für andere Varianten empirischer Literaturwissenschaft. Der mit der Empirischen Literaturwissenschaft sich abzeichnende Paradigmawechsel ist m. E. im Vergleich mit konzeptionellen Rivalen denn auch darauf gerichtet, einen neuen Begriff von Literaturwissenschaft und mithin von Wissenschaft selbst zu etablieren. „Neu“ soll dabei zunächst nicht mehr heißen als – negativ abgegrenzt – nicht-empiristisch und nicht-hermeneutisch. Mit einem solchen Neuheitsanspruch versehen tritt dann eine Literaturwissenschaft auf den Plan, die Stellung beziehen muß zu ihrer Legitimation, ohne dabei auf tradierte Literaturwissenschaftskriterien zurückgreifen zu können, denn diese will sie ihrem Anspruch nach gerade ersetzen.

Um der Aporie einer zirkulären Begründung von Wissenschaft durch Wissenschaft zu entgehen, wird im Rahmen der Empirischen Literaturwissenschaft nun vorgeschlagen, ihre theoretische Vernunft an ihrer praktischen Vernunft zu bemessen. Die Entscheidung für theoretische Werte bzw. Wissenschaftskriterien wie Widerspruchsfreiheit, Explizitheit, Überprüfbarkeit usw. ist für sich selbst genommen – so P. Finke (1982: 71) – wohl überhaupt nicht rechtfertigbar. Legitimierbar werden sie erst dann, wenn sie „die theoretische Konsequenz aus [politischen; d. Verf.] Entscheidungen für praktische Werte wie Wissenszuwachs, emanzipatorische Kraft, Demystifizierbarkeit, Kreativität oder ökonomischer Nutzen“ (op. cit.) sind.

Aufgrund dieses Determinationsverhältnisses von praktischer und theoretischer Vernunft ist die Empirische Literaturwissenschaft der gegenwärtig wichtigste Kandidat, den es darauf zu prüfen gilt, ob er die Neuheit seines Wissenschaftskonzeptes auch so in seiner Anwendungsorientierung verwirklichen kann, daß er auf diesem praktischen Gebiet nicht hinter die eigenen Ansprüche auf eine konstruktive nicht-empiristische Wissenschaft zurückfällt und dort nurmehr das implementieren kann, was uns andere „harte“ empirische Wissenschaften bislang als Technologie und Technokratismus beschert haben.[3] Ob und wie durch die Vorordnung praktischer Vernunft die Empirische Literaturwissenschaft zu einer ökologisch sinnvollen[4] Gestaltung unserer literarischen Umwelt

beitragen und in einer Überwindung der Probleme, die wohl in jedem Versuch, Theorie und Praxis zu vermitteln, virulent sind, sich als eine neue, verantwortungsbewußte Wissenschaft legitimieren kann, ist hier die letztlich entscheidende Frage. Und in dem Versuch, sie zu beantworten, soll in dieser Arbeit gezeigt werden, daß die „Härte“ des mit der Empirischen Literaturwissenschaft einsetzenden Paradigmawechsels vor allem auch darin sich ausdrückt, daß ein verändertes Wissenschaftskonzept vorgeschlagen wird, unter dessen Bedingungen es mir möglich zu werden scheint, den traditionellen Antagonismus von Theorie und Praxis wenigstens im Ansatz aufzulösen.

1.2 Die Empirische Literaturwissenschaft in ihrer Anwendungsorientierung zu betrachten, verdankt sich – wie angedeutet – auch dem Umstand, die bislang erste Konzeption mit expliziten Anwendungsintentionen zu sein. Diese ‚Einzigartigkeit‘ innerhalb der Literaturwissenschaftsgeschichte zum Anlaß zu nehmen, sich nun exklusiv mit der praktischen Vernunft der Empirischen Literaturwissenschaft auseinanderzusetzen, mag dann allerdings vermessen erscheinen, wenn man einmal Anwendungs- und Relevanzüberlegungen miteinander identifiziert und diese Einzigartigkeit zunächst in dem für literaturwissenschaftliche Kontexte ungewöhnlichen Vorkommen der Wortverbindung „Angewandte Literaturwissenschaft“ sieht. Denn seit den späten 60er und frühen 70er Jahren ist bekanntlich gerade auch die gesellschaftliche Relevanz der Sprach- und Literaturwissenschaften gefordert gewesen. Im Bereich der Literaturwissenschaft haben sich etwa infolge der Kritik an ihrer traditionellen Funktionsbestimmung, literarische Kulturen und Bildungsinhalte zu wahren und zu kanonisieren, Erweiterungen des Gegenstandsbereiches und des Methodenarsenals ergeben. Die Veränderungen innerhalb der Literaturwissenschaft aufgrund wissenschaftsexterner Kritik lassen sich m. E. jedoch als Relevanzgewinn nur insofern verbuchen, als sich neue (zeitgemäßere) Gegenstandsbereiche einklagten. D. h., es ging in erster Linie nicht darum, der Literaturwissenschaft Lösungen für praktische Probleme abzuverlangen, sondern darum, sie auf einen veränderten gesellschaftlichen Umgang mit Literatur, auf aktuelle Literaturbegriffe, zu orientieren. Relevanz zu konstatieren bedeutet in diesem Falle, sich überhaupt mit gesellschaftlich relevanten Gegenständen zu befassen, noch nicht aber, solches Wissen verfügbar zu machen, das zur Lösung literaturbezogener praktischer (also nicht allein literatur*wissenschaftlicher*) Probleme taugt. Eine Wissenschaft, die sich mit relevanten Gegenständen beschäftigt, ist *per se* noch keine Angewandte Wissenschaft. Die Nützlichkeit bzw. Relevanz literaturwissenschaftlichen Wissens, die hier mit Vorbehalten einmal zugestanden werden soll[5], ist wohl zweifellos eine wichtige Voraussetzung für eine Angewandte Literaturwissenschaft. Eine solche Wissenschaft selbst ist aber damit noch nicht nachgewiesen.

1.3 Mit diesen ersten Ausführungen zum Thema „Angewandte Literaturwissenschaft" ist der Begriff der Anwendung schon in einer bestimmten Weise umrissen. Ganz offensichtlich hat er damit zu tun, daß literaturwissenschaftliche Forschungsprozesse auf gesellschaftlichen Nutzen hin orientiert werden, so daß ein Wissen verfügbar wird, das in Problemlösungsstrategien für praktische Probleme einfließen kann. In der Absicht, solche Problemlösungsstrategien zu entwickeln und das dafür notwendige Wissen bereitzustellen, wäre dann das für literaturwissenschaftliche Kontexte neue Moment der Angewandtheit zu verorten. Davon zu unterscheiden wäre eine Literaturwissenschaft, die alle möglichen Arten von Wissen über Literatur produziert und dieses Wissen u. a. damit legitimiert, daß dieses Wissen im oder für das Literatursystem folgenreich ist, d. h., im Zusammenhang mit Literatur und literarischen Handlungen *verwendet* wird. Eine Wissenschaft, deren Produkte gesellschaftliche Verwendung finden, nach denen also praktischer Bedarf besteht, wird man allerdings noch nicht eine Angewandte Wissenschaft nennen wollen.

Um diese Unterscheidung zwischen Anwendung und Verwendung von wissenschaftlichen Instrumentarien oder Wissensbeständen zu verdeutlichen, sei hier ein kurzes (naturwissenschaftlich-technisches) Beispiel angeführt (nach J. Agassi, 1974: 52 f.):

Th. A. Edison, der berühmte Erfinder, hatte es sich zum Ziel gesetzt, das zu seiner Zeit noch übliche, aber unpraktische und teure Gaslicht der Straßenlaternen durch elektrisches Licht zu ersetzen. Das wesentliche Problem dabei war, den Kupferanteil bei der Elektrifizierung so gering wie möglich zu halten, denn Kupfer war damals ein sehr teures Material. Die Lösung des Problems ergab sich dann daraus, daß er und der Physiker Upton das Ohmsche Gesetz anwendeten und berechneten, daß bei 100 V Spannung die Kupfermenge ganz erheblich reduziert werden konnte.

Anwendungen, so sollte dieses Beispiel zeigen, finden im Rahmen von Wissenschaft statt: wissenschaftliche Erkenntnisse werden auf praktische Probleme (hier: technische) angewendet und steuern im Sinne von Problemlösungsvorschlägen praktisches Handeln, in dessen Rahmen diese Erkenntnisse *verwendet* werden. Zwischen Verwendung und und Anwendung besteht in diesem Falle eine enge Beziehung. Der jeweilige Wissenschaftler (im Beispiel der Physiker Upton) vollzieht die Anwendung, indem er ein physikalisches Gesetz und entsprechendes Wissen über Randbedingungen (etwa die Leitfähigkeit von Kupfer) zur Beschreibung und Lösung des ihm vorgelegten praktischen Problems heranzieht. Sein Problemlösungsvorschlag entspricht dann nicht einer wissenschaftlichen Erklärung im Sinne einer befriedigenden Antwort auf eine Warum-Frage, sondern einer technologischen Prognose im Sinne einer Antwort auf eine Wie-ist-es-möglich-Frage. Seine Antwort können wir als eine technologische Idee betrachten, die sich als praktisch realisierbar oder nicht-realisierbar erweisen kann und zu deren

Entwicklung physikalisches Tatsachenwissen richtungweisend geführt hat. Was der Angewandte Wissenschaftler mit einer technologischen Prognose vorlegt, können wir als potentielles Handlungswissen für einen Praktiker bezeichnen, so daß folgende Sprachregelung plausibel werden dürfte:

Als *Anwendung* bezeichne ich Handlungen im Wissenschaftssystem, die auf eine Lösung praktischer Probleme abzielen, so daß eine wissenschaftlich fundierte Antwort auf eine Wie-Möglich-Frage entwickelbar wird und im Sinne einer Handlungsanweisung vermittelbar wird.

Angewandte Wissenschaften nenne ich diejenigen Subsysteme im Wissenschaftssystem, in deren Rahmen Anwendungen im obigen Sinne vollzogen werden.

Verwendungen wissenschaftlichen Wissens nenne ich solche Handlungen außerhalb des Wissenschaftssystems, in deren Vollzug vermitteltes wissenschaftliches Wissen gleich welcher Art problemlösungsorientiert zum Tragen kommt.

Verwendungen können wie im Beispiel explizit von Anwendungen geleitet sein; sie müssen es aber nicht wie etwa in Fällen, wo Autoren, Leser, Lektoren oder Kritiker von literaturwissenschaftlichen Kenntnissen Gebrauch machen, um literarische Texte zu produzieren, zu bewerten, zu verstehen usw. Und ebenso ist nicht jede menschliche Handlung mit einer Verwendung zu identifizieren. Jemand, der eine Glühbirne auswechselt, seinen Acker bestellt oder ein Gedicht schreibt, kann dies – nach der obigen Sprachregelung – auch tun, ohne dabei über wissenschaftlich fundiertes Wissen verfügen zu müssen.

Im Anschluß an diese Festsetzungen ist schließlich auch nicht jede Wissenschaft als solche eine Angewandte Wissenschaft. Denn zum einen – und dies impliziert das Beispiel und deckt sich auch mit dem allgemeinen Sprachgebrauch – muß eine Wissenschaft, die Anwendungskomponenten entwickeln will, entsprechendes Tatsachenwissen bereitstellen, d.h., ihren Objektbereich hinreichend beschreiben und erklären können, und dieses Wissen muß sich auf Objekte beziehen, die manipulierbar bzw. herstellbar sind; zum anderen unterscheidet sich eine Angewandte Wissenschaft von einer beschreibend-erklärenden Wissenschaft dadurch, daß sie ein anderes Erkenntnisinteresse (nämlich Antworten auf Wie-Möglich-Fragen) verfolgt und sich ihre Antworten strukturell von Antworten auf Warum-Fragen unterscheiden (vor allem darin, daß die Randbedingungen einer technologischen Prognose nicht als singuläre Existenzsätze rekonstruierbar sind, sondern eher Konditionalsätzen des Typs „Wenn wir dies tun ...“ oder „Wenn *X* realisiert wird ...“ vergleichbar sind).[6]

Mit diesen ersten Überlegungen zu Anwendung und Angewandter Wissenschaft ist allerdings noch kaum ein Problem in Hinsicht auf eine Angewandte Literaturwissenschaft gelöst. Ein m. E. zentraler Problemkomplex dürfte damit jedoch deutlich geworden sein, den ich hier mit

den Fragen skizzieren möchte, ob eine Angewandte Literaturwissenschaft sich als eine Literatur- oder Literatursystemtechnologie etablieren muß, um ein Bindeglied zwischen Literaturwissenschaft und literarischer Praxis schaffen zu können; wie eine solche Überbrückung von Theorie und Praxis im Dienste eines Relevanzgewinns zu beurteilen wäre; wie diese Überlegungen zu modifizieren sind, wenn es um die Anwendungsorientierung einer Wissenschaft geht, die nicht mit physikalischen Objekten, sondern mit gesellschaftlichen Phänomenen zu tun hat; und wie es um die Methodologie einer solchen Wissenschaft bestellt sein muß.

1.4 Diese Art, sich wissenschaftstheoretisch mit den Entwicklungsmöglichkeiten einer Angewandten Literaturwissenschaft zu beschäftigen, muß schon aus Raumgründen ein wesentliches Thema im Nachdenken über die Anwendungsorientierung von Wissenschaft ausklammern, nämlich die Wert- und Normaspekte, die auf jeder mit Anwendungsorientierung verbundenen Ebene (von der grundlegenden Entscheidung für Anwendungen bis hin zur konkreten Entwicklung von Lösungsvorschlägen für praktische Probleme) auftreten, zu begründen und gemäß dem erkenntnis-, wissenschafts-, sprach- und literaturtheoretischen Annahmen der Empirischen Literaturwissenschaft zu sondieren. Ein erster umfassender Versuch, die Wertaspekte einer Angewandten Literaturwissenschaft explizit zu machen und in Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Vorschlägen zur Begründbarkeit von Normen das Problemfeld aus konstruktivistischer Sicht anzugehen, liegt zudem mit S. J. Schmidts Beitrag in diesem Band vor. Auf eine gesonderte systematische Beschäftigung mit Wertaspekten wird daher in dieser Arbeit verzichtet, was allerdings nicht gleichbedeutend mit Wertungsabstinenz oder standortfreier Betrachtung des Anwendungsproblems aufzufassen ist. Diejenigen Werte, die etwa S. J. Schmidt (a.a.O.) im Blick auf ihre Begründbarkeit diskutiert oder die von P. Finke (1982) an verschiedenen Stellen genannt werden, sollen hier und auch später nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden. Sie werden vielmehr in der Hoffnung auf ihre Konsensfähigkeit entsprechend aufgeführt und in Argumenten zur Einschätzung von möglichen Realisierungen bestimmter Anwendungskonzepte benutzt werden.

2 Literaturwissenschaftliche Ausgangspunkte

2.0 Unter dieser Überschrift möchte ich im folgenden die wichtigsten Grundannahmen der Empirischen Literaturwissenschaft und einige Motive für die Entwicklung einer Angewandten Literaturwissenschaft vorstellen. Damit soll einerseits verdeutlicht werden, weshalb Anwendung in der Empirischen Literaturwissenschaft überhaupt thematisch wird, und andererseits soll aufgrund des zumindest in der bundesrepublikanischen Wissenschaftslandschaft immer noch geringen Bekannt-

heitsgrades der Konzeption „Empirische Literaturwissenschaft" dargestellt werden, welcher Erkenntnis-, Wissenschafts- und Literaturbegriff in dieser Konzeption verankert ist. Die Beschreibung des literaturwissenschaftlichen Standorts dieser Arbeit scheint mir denn aus zwei Gründen nicht durch eine bloße Benennung der hier vertretenen Konzeption bzw. durch Verweis auf die entsprechende Literatur (etwa S. J. Schmidt, 1980 und 1982a) ersetzbar[7]: zum einen zeigen sich in manchen Reaktionen auf die Empirische Literaturwissenschaft erhebliche Mißverständnisse, für die – wie S. J. Schmidt (1984) anläßlich einer Auseinandersetzung mit seinen Kritikern andeutet – die Diktion der Grundrisse (S. J. Schmidt, 1980 und 1982a) verantwortlich sein mag; zum anderen geht es in dieser Arbeit genau darum, Konsequenzen dieser Konzeption von Literaturwissenschaft für eine Angewandte Literaturwissenschaft zu diskutieren – und dazu sollte der Leser zunächst einiges über Empirische Literaturwissenschaft erfahren.

2.1 Zu einigen Motiven für die Entwicklung einer Angewandten Literaturwissenschaft

Die Kantische praktische Vernunft der theoretischen vorzuordnen und dies zum Anlaß zu nehmen, Literaturwissenschaft auch als eine Angewandte Wissenschaft praktisch werden zu lassen, verdankt sich zunächst der begründungslogischen Einsicht, daß die Entscheidung für theoretische Werte immer nur dann rechtfertigbar ist, wenn sie die theoretische Konsequenz aus Entscheidungen für praktische Werte ist (cf. P. Finke, 1982: 71). Eine Ebene praktischer Werte, die P. Finke mit dem Begriff der Politizitätsmatrix (kurz: P-Matrix) zusammenfaßt, dominiert und determiniert demzufolge die Ebene der Theoretizität einer Wissenschaft, deren wissenschaftstheoretische Grundlegung nach P. Finkes Konstruktivem Funktionalismus vollzogen wird. Zudem dürfte es wohl unbestritten sein, daß jede Wissenschaft unter gesellschaftlichen Bedingungen stattfindet, d. h., ein Subsystem der Gesellschaft bildet. Ob Wissenschaft im Elfenbeinturm betrieben wird, als Dienerin der Gesellschaft dirigiert wird oder dem Modell der freien Marktwirtschaft gemäß sich als Produktivkraft verdingt[8] – in jedem Falle ist sie immer auch ein Politikum und eine Form gesellschaftlicher Arbeit. Damit ist Wissenschaft grundsätzlich folgenreich für gesellschaftliches Handeln, insofern sie Teilsystem eines (gesamt-)gesellschaftlichen Handlungssystems ist. Über die Art und Weise der Realisierung der Beziehungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft bzw. Wissenschaft und anderen gesellschaftlichen Teilsystemen ist damit zunächst noch nicht viel mehr gesagt, als daß gemäß der in 1.3 getroffenen Unterscheidung von Anwendung und Verwendung intendierte und nicht-intendierte Beziehungen möglich sind. Wenn nun aber ein fundamentaler praktischer Wert wie *Applikabilität* im Rahmen der Politizitätsmatrix einer Wissenschaft erklärter-

maßen verankert und im wissenschaftlichen Handeln orientierend wirksam werden soll, dann rücken folglich intendierte Beziehungen zwischen einer Einzeldisziplin und anderen gesellschaftlichen Handlungssystemen in den Blick. Die Beziehungen zwischen einer Disziplin wie der Literaturwissenschaft und gesellschaftlichen Teilsystemen (vor allem natürlich dem Literatursystem und den es „beeinflussenden" nicht-literarischen Instanzen[9]) aktiv mitzugestalten und nicht dem sogenannten freien Spiel der Kräfte zu überlassen, ist demnach ein zentrales Motiv für die Entwicklung einer Angewandten Literaturwissenschaft.

Neben dem begründungslogischen Aspekt und dem Hinweis auf das faktische Vorhandensein von Beziehungen zwischen Literaturwissenschaft und gesellschaftlichen Teilsystemen im Sinne von Verwendungen literaturwissenschaftlichen Wissens besteht dann auch das Motiv, sich als Literaturwissenschaftler mit in die Verantwortung zu nehmen für den Zustand eines Literatursystems und für die Modalitäten der in einem solchen System stattfindenden Prozesse. Literaturwissenschaftler, die mit historisch gesellschaftlichen Phänomenen zu tun haben, ebenso wie jeder andere Wissenschaftler, können sich zumindest seit Beginn dieses Jahrhunderts kaum mehr damit aus der Verantwortung für ihre Produkte und deren Folgen ziehen, daß sie eine realistische Metaphysik in Anspruch nehmen, die es ihnen gestattete, Objektbereiche als subjektunabhängige, mechanistische Systeme zu begreifen, die naturwüchsig und nach erkennbaren Kausalgesetzen berechenbar funktionierten. Wenn man dagegen mit der modernen Physik und neueren Kognitionstheorien (cf. etwa F. Capra, 1981 und 1983; von Glasersfeld, 1981; E. Jantsch, 1979; H. R. Maturana, 1982; I. Prigogine, 1980) klassische Ideen subjektunabhängiger Wahrheit und Objektivität, starrer mechanischer Systeme und reiner Erkenntnisinteressen verläßt und Erkenntnis und Wirklichkeit einmal auffaßt als *von Menschen gemachte* Erkenntnis und Wirklichkeit, dann dürfte sich wohl ein neues „Weltbild" ankündigen, in dem nicht mehr um das Subjekt, seine Bedürfnisse, Fähigkeiten, Interessen und seine Sozialisationsgeschichte, gekürzt werden kann. Im Rahmen eines solchen Kognitionsmodells, das Wirklichkeit und Erkenntnis vom Subjekt und seinem Operieren aus bestimmt, wird das Subjekt schließlich verantwortlich für seine Wirklichkeit, denn es konstruiert ja diese seine Wirklichkeit. Menschliche Subjekte finden ihre Wirklichkeiten nicht schlechthin vor, sie werden ihnen vielmehr im Laufe ihrer Sozialisationsgeschichten vermittelt, sie lernen Arten des Aufbaus von Wirklichkeiten und Arten des (Über-)Lebens mit solchen Wirklichkeiten. Alltägliche Routinen der Wirklichkeitskonstruktion, die aus der induktiven Organisation lebender Systeme (cf. H. R. Maturana, 1982: 73) sich begründende Wiederholung dessen, was sich als erfolgreich für das Operieren des Systems erwiesen hat, tragen dazu bei, Wirklichkeit als etwas Stabiles, vom Erleben des Subjekts Unabhängiges zu betrachten und häufig in letzter dualistisch kausaler Konsequenz als eine ‚wirkliche' Wirklichkeit anzunehmen, die dem Subjekt keine Wahl

läßt, die sein Handeln determiniert und für die es auch keine Verantwortung übernehmen kann. Klassische Wirklichkeitsmodelle und die ihnen entsprechenden Erkenntnisstile treten Alltagsvorstellungen von der ‚wirklichen' Wirklichkeit und dem ihr gegenüberstehenden Subjekt noch kräftig zur Seite und fördern nachgerade die Vorstellung eines passiven, aus der Verantwortung genommenen Subjekts, das einer einmal als objektiv erkannten Wirklichkeit ausgeliefert ist und gar nicht anders kann (und darf!), als sich auf die Bedingungen einer „wirklichen" Wirklichkeit einzulassen. Das Modell einer erkennbaren wahren Natur der Natur und des Menschen sorgt denn auch dafür, daß das Subjekt auf einen registrierenden Beobachter reduziert wird, der die Dinge nurmehr geschehen lassen kann – zumindest diejenigen ‚Dinge', von denen die Wissenschaften behaupten, sie folgten objektiven, unveränderlichen Natur- oder gesellschaftlich historischen Gesetzen. Und – so lehrt schon der Alltagsverstand – für die wahre Natur der Wirklichkeit kann der Mensch nicht in Verantwortung genommen werden. (Daß mit solchen Erkenntnis- und Wirklichkeitskonzepten Herrschaftsansprüche verknüpft sind, wird in Kap. II noch eingehender zu diskutieren sein.)

Gegen die gerade skizzierten Vorstellungen von wahrer Wirklichkeit und menschlichem Verantwortungsfreisein gegenüber den von ihm in seiner Wirklichkeit erkannten Prozessen macht der erkenntnistheoretische (sog. Radikale) Konstruktivismus geltend, daß lebende kognitive Systeme (wie der Mensch) nur genau das erkennen und erleben können, was sie aufgrund ihrer Organisation, ihrer biologischen Ausstattung und ihrer sozialisationsgeschichtlichen Zustände, erkennen und erleben können. Diese Formulierung klingt zunächst paradox; nur muß man sich hier klar machen, daß in der konstruktivistischen Epistemologie nicht mehr die Frage nach dem sogenannten Zugang des Subjekts zu einem ihm vorausliegenden Objekt im Mittelpunkt steht, sondern die Frage, wie sich ein kognitives System eine Wirklichkeit aufbaut, d.h., wie Erkennen „gemacht" wird. Akzeptiert man diese Prämisse der Konstruktivität von Erkennen und Wirklichkeit, dann wird deutlich, daß kognitive Systeme nicht aus der Verantwortung für das herausgenommen werden können, was sie in ihrem Erkennen und Erleben machen. Denn die Operationen, das Erkennen, Verhalten, Handeln und Erleben eines kognitiven Systems sind nun nicht mehr als sozusagen „von außen" ***verursacht*** bestimmbar und legitimierbar. Wir haben es hier mit Beschreibungen zu tun, die von kognitiven Systemen und unter deren Bedingungen angefertigt werden, die nicht irgendwelchen Gegenständen oder Sachverhalten innerhalb einer ‚wirklichen' Wirklichkeit korrespondieren und in einem absoluten Sinn wahr sein können. Es sind Operationen, die stets in Form einer Beschreibung erfolgen. Solche Beschreibungen können aber immer nur Beschreibungen sein, die von kognitiven Systemen ausgehen, nicht aber von einer „wirklichen" Wirklichkeit. Damit kommt uns dann auch die Verantwortung zu, unter der Vielzahl möglicher Beschreibungen, möglicher Theorien und Handlungs-

weisen zu wählen; denn nun kann nicht mehr eine unabhängige Instanz wie die „wirkliche" Wirklichkeit für die Rechtfertigung und die Aussortierung der wahren und falschen, der guten und schlechten Beschreibungen in Anspruch genommen werden. Den Versuch, diese Verantwortung für unsere Beschreibungen und a fortiori für *unsere* Wirklichkeit in die Verfassung der „wirklichen" Wirklichkeit abzuschieben, hat schon J. P. Sartre als den Versuch beschrieben, sich zu einem Ding zu machen – zu einem être-en-soi (cf. R. Rorty, 1984: 407).

Auf die Empirische Literaturwissenschaft und ihre Anwendungsinteressen bezogen bedeutet dies, daß schon aus erkenntnistheoretischen Gründen eine Mitverantwortlichkeit für das Literatursystem gegeben ist, der sich ein Empirischer Literaturwissenschaftler verstärkt stellen muß. Denn die skizzierte konstruktivistische Epistemologie ist Grundlage seiner Begriffe von Wissenschaft und Literatur. Eine Angewandte Literaturwissenschaft zu entwickeln und in ihrem Rahmen in bestimmten begründeten Fällen die faktischen Modalitäten von Literaturprozessen verändern helfen zu wollen (cf. P. Finke, 1982: 78), ist daher als ein Versuch seitens der Empirischen Literaturwissenschaft zu verstehen, sich dieser Verantwortlichkeit explizit zu stellen.

Um die Ausführungen zum Verantwortlichkeitsmotiv hier abzuschließen, sei noch erwähnt, daß auch im Rahmen anderer Literaturwissenschaften, denen andere Erkenntnis- und Wissenschaftstheorien zugrunde liegen, Politizität (im Sinne einer grundsätzlichen gesellschaftlichen Bindung jeden wissenschaftlichen Handelns) und Verantwortlichkeit vorliegen, auch wenn dies bislang weniger deutlich gesehen worden ist.[10] Literaturwissenschaft hatte und hat immer schon ihre Anwendungs- und Verwendungsfälle und steht in Verantwortung: „Als Instanz, die in erster Linie Literaturlehrer (für die verschiedensten Schulstufen und Bildungseinrichtungen der Erwachsenenbildung), Literaturkritiker, Lektoren und Redakteure ausbildet, ist sie immer schon anwendungsorientiert (gewesen). Und ihre Verantwortung bezieht sich auf die Art des Wissens, das im Hinblick auf eine spätere Nutzanwendung vermittelt worden ist; auf die Art, wie solches Wissen vermittelt worden ist und wie dadurch Lehr(er)-Einstellungen geprägt worden sind, sowie auf das Literaturverständnis, das Wissenschaftsverständnis und das Gesellschaftsverständnis, das im akademischen Literaturunterricht vermittelt worden ist." – „Man muß nicht unbedingt auf die fatale Rolle von Literaturwissenschaftlern in faschistischen Diktaturen verweisen, um sich klarzumachen, daß ein Fach wie Literaturwissenschaft, das im bürgerlichen Selbstverständnis immer ein Weltanschauungsfach war, eine besondere moralische und politische Verantwortung besessen hat." (H. Hauptmeier & S. J. Schmidt 1985: 180)

Wie man als Literatur*wissenschaftler* dieser Verantwortung gerecht werden kann und wie sich die Beziehung zwischen Empirischer Literaturwissenschaft und dem Literatursystem gestalten könnte, wenn Angewandte Wissenschaft die Antwort auf die Frage sein soll, wie diese Ver-

antwortlichkeit umzusetzen ist, sind dann die offenen Fragen, für die ein möglichst umfassender Argumentationsrahmen zu finden ist.

(Gefahren, die sich hier m. E. auftun, werden in Kap. II und III noch eingehend erörtert, vor allem die Gefahr hinter den epistemologischen Ausgangspunkt der Empirischen Literaturwissenschaft zurückzufallen und in der Entwicklung einer Angewandten Literaturwissenschaft einseitig Rationalitätsmodelle zu fördern, die zweckrationales Handeln über Instruktionen gemäß literaturwissenschaftlichen Ergebnissen anleiten.)

Zwei weitere Motive, die Anwendungsorientierung der Empirischen Literaturwissenschaft voranzutreiben, sollen nun noch abschließend erwähnt und kurz erläutert werden.

Zum einen – und dies schließt an die begründungslogischen Überlegungen zur Vorordnung der praktischen Vernunft an – dürfte es sehr schwer fallen, den theoretischen und instrumentellen Aufwand einer Wissenschaft zu rechtfertigen, wenn dieser Aufwand nicht auch in den Dienst praktischer Problemlösungsinteressen gestellt wird. Den für wissenschaftliche Forschungen erforderlichen Aufwand (Theoriebildung und empirisches Forschen) auch über Anwendungsorientierung (komplexe Theorien und sorgfältige Designs, um gesicherte und verwertbare Ergebnisse erzielen zu können) zu legitimieren, wird man derzeit wohl nicht nur aus logischen Gründen[11] als Rechtfertigungsstrategie akzeptieren müssen, sondern vor allem aus „empirischen" Gründen.

Denn zum anderen ist – nach P. Finke (1982: 95) – die Entwicklung einer Angewandten Literaturwissenschaft im strikten Sinne empirisch notwendig, damit Literaturwissenschaft angesichts drohender und bereits anlaufender Mittelkürzungen im Wissenschaftssystem der Bundesrepublik überleben kann und förderungswürdig bleibt. „Eine Wissenschaft, die nicht in einem präzisen Sinne anwendbar ist, ist zwar grundsätzlich förderungswürdig [...]. Es steht aber dahin, ob eine Gesellschaft sie sich in dem Umfang leisten kann, der bis heute vor allem aus der traditionellen Deckungsnotwendigkeit des Lehrerbedarfs gerechtfertigt wird." (op. cit.) Literaturwissenschaft durch Anwendungsorientierung attraktiv zu machen – und dies nicht nur im Sinne der Existenzsicherung von Literaturwissenschaftlern –, könnte nach P. Finke durch einen praktischen literaturwissenschaftlichen Beitrag zur Verhütung und Beseitigung von Ungerechtigkeiten, Freiheitsbeschränkungen usw. im Literatursystem erreicht werden. Ob das gesellschaftliche Interesse an einer Optimierung des Literatursystems heute allerdings noch groß genug ist – man denke etwa an die sogenannten Neuen Medien –, um entsprechende Mittel zur Erforschung von Ungerechtigkeiten usw. im Literatursystem bereitzustellen, dürfte fraglich sein.[12]

Die Entwicklung einer Angewandten Literaturwissenschaft scheint aus den oben angeführten Gründen in der Tat empirisch notwendig, denn aufgrund gesellschaftlicher Veränderungen hat sich der Bedarf an Literaturwissenschaft gewandelt. Ob es allerdings sinnvoll ist, wie es m. E.

P. Finke tut, die Literaturwissenschaft dieser veränderten Lage anzupassen, ohne eine gesellschaftskritische Reflektion des veränderten Literaturwissenschaftsbedarfs vorzunehmen, bleibt jedoch fraglich, wenn ein solches Programm der Attraktivitätsförderung sich auf Anwendungskonzepte einließe, die Bedarfslücken nach bewährten Mustern des Wissenschafts- und Technologietransfers erschließen und überbrücken – und damit unkritisch gegenüber den ihnen impliziten gesellschaftlich historischen Strukturen blieben. In Kapitel III wird im Zusammenhang mit dem Finkeschen Anwendungsbegriff noch genauer gezeigt werden, wie ein formal präziser Begriff von Anwendung hinsichtlich seiner Konsequenzen für die Beziehung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft einzuschätzen ist und wie das ihm implizite Brückenprinzip vereinbar ist mit den epistemologischen Annahmen (cf. 2.2 unten sowie Kap. III 1.1) der Empirischen Literaturwissenschaft.

2.2 Theoriendynamik und Angewandte Literaturwissenschaft

Ein zusätzlicher – wissenschaftstheoretisch orientierter – Anlaß zur Entwicklung einer Angewandten Literaturwissenschaft läßt sich bestimmen als Motiv der Theoriendynamik. Überlegungen und Untersuchungen zur Dynamik wissenschaftlicher Theorien haben sich innerhalb der Analytischen Wissenschaftstheorie vor allem nach der „historischen Wende" (besonders durch die Arbeiten T. S. Kuhns zum Paradigmawechsel) vermehrt durchgesetzt (cf. etwa W. Stegmüller, 1973: Kap. IX; 1974 und 1980: Kap. V). Theorien – und dies wird auch in der Empirischen Literaturwissenschaft so gesehen – sind komplexe konzeptuelle Gebilde, die sich innerhalb wissenschaftlicher Gemeinschaften ausdifferenzieren, sich in ihrem Gebrauch für Beschreibungs-, Erklärungs- und Prognosezwecke ändern und damit eine Geschichte durchlaufen, die in den meisten Fällen wie folgt aussehen dürfte: Als Antwort auf einen in einer wissenschaftlichen Gemeinschaft ausgezeichneten Erklärungsbedarf wird zunächst ein globales konzeptuelles System vorgeschlagen, ein sogenannter Theorie-Kern, von dem man sich verspricht, daß er über das, was er anfangs zu erklären hilft, hinaus weitere Phänomene systematisch zu untersuchen erlaubt. Um etwa speziellere Phänomene erklärbar machen zu können, wird man einen solchen Kern z. B. ergänzen müssen. Im Laufe eines um einen solchen Theorie-Kern zentrierten normalwissenschaftlichen Forschungsprogramms wird man dann in aller Regel beobachten können, daß sich ein ganzes Netz von sogenannten Theorie-Elementen ausbildet, das bestimmte Relationen zwischen seinen Elementen aufweist, etwa intertheoretische Relationen wie Spezialisierungen, Theoretisierungen, Komplementierungen oder Reduktionen (cf. hierzu W. Balzer & J. D. Sneed, 1977/78; W. Diederich, 1981; P. Finke, 1982). Nach dieser von J. D. Sneed entwickelten Auffassung von Theorie, dem sogenannten Non-Statement View of Theories oder Theorien-

strukturalismus, sind Theorien keine statischen (kalkülartigen) Mengen von Sätzen, sondern begriffliche Strukturen, die sich in Theorienetze ausdifferenzieren (cf. zur Darstellung des Non-Statement Views aus literaturwissenschaftlicher Sicht P. Finke, 1982 sowie H. Hauptmeier & S. J. Schmidt, 1985).
Um nun mögliche Anwendungen literaturwissenschaftlichen Wissens auf komplexe soziale Prozesse verantwortlich vornehmen zu können, wird eine Angewandte Literaturwissenschaft über ausgereifte Theorie-Elemente verfügen müssen, die es gestatten, eine Vielzahl von Parametern zu verarbeiten. Vorhandene Theorie-Elemente werden im Blick auf praktische Probleme erheblich zu verschärfen sein; zusätzliche theoretische Strukturen werden zu entwickeln sein; Anbindungen an Theorien aus den Sozial- und Geschichtswissenschaften werden unvermeidbar werden; Theorien der Verwendung literaturwissenschaftlichen Wissens im Rahmen sozialer Gruppen, der Dynamik des Literatursystems, des Wertwandels in sozialen Systemen usw. werden zu entwerfen sein. Wenn man Anwendungen nicht als bloße Instruktionen von Aktanten (gruppen) auf der Grundlage bereits vorhandenen literaturwissenschaftlichen Wissens betreiben will, sondern sich als Ziel setzt, der faktischen Komplexität von Literaturprozessen gerecht werden zu wollen, dann wird es unter einer realistischen Einschätzung des derzeitigen Theorie- und Wissensbestands der Empirischen Literaturwissenschaft geradezu notwendig, beständig Theorie und Empirie voranzutreiben. Durch Anwendungsintentionen wird damit ein Paradigmaschub ausgelöst, der zum einen die Theoriedynamik befördert und Erkenntniswachstum anleitet, der zum anderen für eine Offenheit des Forschungsprozesses gegenüber neuen (praktischen) Problemlagen sorgt. Des weiteren könnte man in diesem Zusammenhang vermuten, daß durch Anwendungen auch Paradigmenwechsel angeregt werden könnten. Denn die literaturwissenschaftlichen Instrumente sind unter Anwendungsbedingungen z. T. auch anderen Akzeptabilitäts- und Adäquatheitskriterien ausgesetzt und finden ihre Bestätigung dann nicht mehr nur allein innerhalb des Wissenschaftssystems. Durch mögliche Paradigmenwechsel unter „Praxiszwang“ wäre schließlich wohl auch die der normalwissenschaftlichen Wissensproduktion inhärente Gefahr eindämmbar, „die jeweils neuesten kognitiven Errungenschaften in den Rang eines Modells zu erheben, dem die gesamte übrige Kultur nachzubilden ist.“ (R. Rorty, 1984: 397) (Cf. hierzu auch Kap. II)

2.3 Erkenntnistheoretische Grundlagen der Empirischen Literaturwissenschaft

Die erkenntnistheoretische Basis der Empirischen Literaturwissenschaft ist in den vorangegangenen Abschnitten schon des öfteren benannt und in Ansätzen skizziert worden. Das charakteristische Moment

dieser Epistemologie ist dabei vor allem in den Begriffen der Konstruktivität und der Konstruktion von Wirklichkeit ausgedrückt worden. Sich nun im folgenden des genaueren mit dem epistemologischen Konstruktivismus zu beschäftigen, begründet sich darin, daß es für eine Angewandte Literaturwissenschaft, die Anwendungen im wesentlichen über eine Veränderung der Einstellungen, Werte oder Selbstverständnisse der Teilnehmer am Literatursystem (cf. H. Hauptmeier & S. J. Schmidt 1985: Kap. 8) wird vollziehen müssen, erforderlich ist, diejenigen Grundannahmen zum Kognitionsgeschehen, die in der Erkenntnistheorie erarbeitet werden, mit intendierten Anwendungen kompatibel zu halten. Denn die konstruktivistische Erkenntnistheorie – wie auch jede andere Epistemologie – enthält grundsätzlich immer auch Menschenbildannahmen, d. h. Modelle des menschlichen Subjekts; und um Anwendungen mit oder in bezug auf solche Subjekte nicht von vorneherein widerspruchsvoll anzulegen, gilt es, für eine Vereinbarkeit der Anwendungsstrategien und -instrumente mit solchen zentralen Menschenbildannahmen zu sorgen.

Eine Angewandte Literaturwissenschaft wird zur Beantwortung praktischer Probleme nämlich immer auch in Kontakt mit Teilnehmern am Literatursystem bzw. mit solchen Aktanten(gruppen), die maßgeblich auf das Handeln im Literatursystem „einwirken“[13], treten müssen, d. h., ihnen Handlungsstrategien vorschlagen oder allgemein Handlungswissen übermitteln müssen. Um jedoch ein adäquates Handlungswissen erarbeiten und dessen Wirksamkeit und Folgen realistisch einschätzen zu können, wird eine Angewandte Literaturwissenschaft zuallererst zu berücksichtigen haben, wie Aktanten ihre Wirklichkeiten konstruieren und wie unter der maßgeblichen Bedingung der Konstruktivität Anwendungen schließlich zu realisieren wären.

Wie ist aber nun diese basale Konstruktivität zu bestimmen? Der chilenische Biologe H. R. Maturana bietet hierzu eine umfassende biologisch neurophysiologische Theorie (1982) an, und der amerikanische Psychologe E. von Glasersfeld zeigt in enger Anlehnung an Piaget'sche Modelle, wie Realität im kognitiven Bereich aufgebaut wird, welche kognitiven Mechanismen sich wie ausbilden, um Wirklichkeiten konstituieren zu können (cf. etwa J. Richards & E. von Glasersfeld, 1979; E. von Glasersfeld, 1981, und 1982).

Grundlegend für die konstruktivistische Erkenntnistheorie ist ihr Versuch, realistische Ontologien zu vermeiden, ohne *die Wirklichkeit* leugnen zu müssen. Einen Zugang zu dieser Wirklichkeit, eine Möglichkeit, *die* Wirklichkeit als *die* Wirklichkeit zu beschreiben, haben wir allerdings nicht. „Das heißt, daß die „wirkliche“ Welt sich ausschließlich dort offenbart, wo unsere Konstruktionen scheitern. Da wir das Scheitern aber immer nur in eben jenen Begriffen beschreiben und erklären können, die wir zum Bau der scheiternden Strukturen verwendet haben, kann es uns niemals ein Bild der Welt vermitteln, die wir für das Scheitern verantwortlich machen könnten.“

„Wer das verstanden hat, wird es als selbstverständlich betrachten, daß der radikale Konstruktivismus nicht als Abbild oder Beschreibung einer absoluten Wirklichkeit aufgefaßt werden darf, sondern als *ein mögliches Modell der Erkenntnis in kognitiven Lebewesen* [meine Hervorhebung], die imstande sind, sich aufgrund ihres eigenen Erlebens eine mehr oder weniger verläßliche Welt zu bauen." (E. von Glasersfeld, 1981: 36)

Auch in R. Rortys Versuch, hermeneutische und analytisch wissenschaftstheoretische Positionen miteinander zu verbinden, zeigt sich, daß wir das „Zusammenprallen mit der Wirklichkeit" nicht mit unserem „Bewältigen von Wirklichkeit" verwechseln dürfen, d. h. mit dem „Beschreiben, Erklären, Prognostizieren und Modifizieren von Wirklichkeit", die als menschliche Tätigkeiten immer nur unter einer Beschreibung erfolgen können (1984: 406). Ein absoluter Beobachter, der die Fragen nach dem Gegenstand der Erkenntnis und der objektiven Realität eines Gegenstands in bezug auf *die* Wirklichkeit beantworten können sollte, ist in unserem kognitiven Bereich unmöglich (cf. H. R. Maturana, 1982: 268).

Die Existenz einer „wirklichen" Wirklichkeit bzw. eines Mediums (siehe unten), in dem lebende kognitive Systeme existieren, wird in konstruktivistischen Philosophien nicht bestritten; nur sind Aussagen über die „objektive" Beschaffenheit dieser Wirklichkeit nicht möglich. Schlagworthaft gewendet bedeutet dies, daß wir es immer nur mit *unseren Wirklichkeiten* zu tun haben können; denn als kognitive Systeme erzeugen wir unsere Wirklichkeit, indem wir uns verhalten, handeln und unsere Interaktionen beschreiben. Wirklichkeit ist damit als *subjektabhängig* ausgewiesen. Ein Widerspruch zwischen der Subjektabhängigkeit unserer Wirklichkeit und unserem erfolgreichen Operieren in einer sozial gültigen und scheinbar objektiven physikalischen Wirklichkeit – so H. R. Maturana (1982: 269) – liegt hier ebensowenig vor wie „radikaler Solipsismus", „Beliebigkeit" oder „Subjektivität". Denn: „Da eine Beschreibung stets eine Interaktion voraussetzt und da die beschreibenden Systeme ihre Bestandteile durch ihre Interaktionen vermittels ihrer Bestandteile beschreiben, gibt es einen konstitutiven Homomorphismus zwischen Beschreibungen und zwischen Verhalten im allgemeinen und auch zwischen dem Operieren der Systeme, die beschreiben können. *Wir erzeugen daher buchstäblich die Welt, in der wir leben, indem wir sie leben* [meine Hervorhebungen]." (H. R. Maturana 1982: 269)

Nach solipsistischer Manier, beliebig oder bloß subjektiv, erfolgt die Konstruktion von Wirklichkeit schon deshalb nicht, weil Menschen biologisch neurophysiologisch vergleichbar ausgerüstet sind und innerhalb gesellschaftlich kultureller Handlungsbereiche weitgehend parallel sozialisiert werden. Zudem operieren kognitive Systeme induktiv und prognostisch: sie erwarten, daß Problemlösungen, Handlungen, Verhaltensweise o. ä., die einmal gepaßt haben, sich auch zukünftig bewähren und wiederholen sie. Darüber hinaus sind kognitive Systeme interaktive Systeme, die mit anderen Systemen gemeinsame Bereiche als „sozial

akzeptierte Wirklichkeitsmodelle" (S. J. Schmidt, 1983a: 59) aufbauen. „Die Vergleichbarkeit der Wirklichkeitsmodelle von Subjekten in einer Gesellschaft wird durch zwei Bedingungen gewährleistet: Wirklichkeitskonstruktion macht Gebrauch von den Erfahrungen der biologischen Selektion; und sie wird reguliert von der sozialen Kontrolle von Problemlösungsstrategien durch Bewährung und Konsens, also von der Summe historisch gewachsener gesellschaftlicher Erfahrungen. [...] *Sozialisationsprozesse und Konventionen* [Hervorhebung im Text] sorgen also für die Durchsetzung gesellschaftlich normierter Weltmodelle, deren Strukturen deutlich gesellschaftliche Interessen und Machtansprüche widerspiegeln." (S. J. Schmidt, 1982b: 360)

Nach diesen ersten Ausführungen zur Unmöglichkeit einer objektiven Erkenntnis der „wirklichen" Wirklichkeit soll nun in Umrissen die Antwort des Konstruktivismus auf die neue erkenntnistheoretische Frage: *Wie erkennen und wissen wir?*, die an die Stelle der traditionellen Frage nach der Gültigkeit und Objektivität von Erkenntnis getreten ist, geschildert werden. Dazu beziehe ich mich im wesentlichen auf die Darstellungen in H. Hauptmeier & G. Rusch (1984).

Im Anschluß an die von H. R. Maturana (1982), H. von Foerster (1981 und 1984), E. von Glasersfeld (1978 und 1981) u. a. entwickelten Kognitionstheorien sind kognitive Systeme durch folgende Eigenschaften charakterisierbar:

- Sie sind *operational* geschlossen, d. h., ihr Operieren ist ausschließlich abhängig von ihren eigenen Zuständen und den Veränderungen dieser Zustände;
- sie operieren *selbstreferentiell*; d. h., kognitive Systeme können sich in ihrem Operieren ausschließlich auf ihre eigenen Zustände und Operationen beziehen (nicht auf die ‚wirkliche' Wirklichkeit);
- sie sind *strukturell* an das *Medium gekoppelt*, in dem sie als lebende Systeme existieren; „Medium" bezeichnet hier den Bereich, innerhalb dessen ein lebendes System als eine Einheit ausgegliedert werden kann;
- sie sind Systeme, deren Organisation *Interaktionsbereiche definiert*, in denen sie zum Zwecke der Selbsterhaltung handeln können. „Der Prozeß der Kognition ist das tatsächliche (induktive) Handeln oder Verhalten in diesem Bereich." (H. R. Maturana, 1982: 39);
- in komplexen kognitiven Systemen (z. B. beim Menschen) wird ein System der Repräsentation systemischer Zustände, Zustandsveränderungen und Operationen ausgebildet, so daß ein kognitives System zu einem *Beobachter* seiner eigenen Zustände, der Veränderungen seiner Zustände und Operationen werden kann, dergestalt, als ob diese von ihm unabhängige Gegenstände wären. „Wir werden zu Beobachtern, indem wir rekursiv Repräsentationen unserer Interaktionen erzeugen." – „Wir erzeugen durch Selbstbeobachtung *Ich-Bewußtsein* [Hervorhebung im Text]. Wir erzeugen Beschreibungen unser selbst (Repräsentationen), und können uns dadurch, daß wir

mit unseren Beschreibungen interagieren, in einem endlosen rekursiven Prozeß als uns selbst beschreibend beschreiben." (H. R. Maturana, 1982: 40)

Zusammenfassend sind lebende Systeme nach dieser Auffassung von Kognition als autopoietische („sich selbst machende") Systeme anzusehen, die autonom, selbstreferentiell und operational geschlossen sind.[14] Diese Vorstellung hat dann jedoch erhebliche Konsequenzen für die Diskussion über eine Angewandte Literaturwissenschaft. Denn nun sind ganz offensichtlich keine endgültigen (im Sinne absoluter) Problemlösungsstrategien begründbar, sondern nur mehr solche, die relativ sind auf unser Wissen, unsere Theorien, unsere Wirklichkeitskonstruktion; die Legitimation von Problemlösungsvorschlägen kann nicht aus den Gegenständen und Sachverhalten bezogen werden, sondern nur mehr aus sozialem Konsens und der Vereinbarkeit der Konstruktionen; das Anwendungskonzepten stets zugrunde liegende Weltbild wird erheblich komplexer ausfallen müssen, als dies bislang im Rahmen klassischer Anwendungskonzepte der Fall war, d. h., mit simplen Bedürfnis-Befriedigungs-Modellen und Ursache-Wirkungs-Schemata wird man Anwendungsüberlegungen nicht bestreiten können (lebende Systeme sind keine Reiz-Reaktions-Automaten!). Desgleichen verlangen die konstruktivistischen Ausgangspunkte eine Veränderung der Methodikkonzeptionen (etwa eine Öffnung gegenüber der Handlungsforschung und den sogenannten weichen oder non-reaktiven Methoden), d. h., solche Methodennetze zu entwickeln, in denen die Konstruktivität des Forschungsobjekts explizit berücksichtigt wird. Schließlich ist ein theoretischer Rahmen zu begründen, der menschlichem Handeln nicht die Möglichkeit der Rationalität, Reflexivität, Kognitivität und Konstruktivität (cf. B. Treiber & N. Groeben, 1981: 118) abspricht, indem er Anwendungsprogramme implementiert, die auf Umweltdetermination und Kausalstrukturen menschlichen Verhaltens ausgerichtet sind. Einen mit der konstruktivistischen Erkenntnistheorie zu vereinbarenden Rahmen für die Entwicklung von Anwendungsprogrammen werde ich in Kap. III noch ausführlich erarbeiten. Hier sei deshalb abschließend nur noch darauf hingewiesen, daß die konstruktivistischen Grundannahmen zur Autonomie, Selbstreferentialität und Kognitivität menschlicher Subjekte es zweifellos nicht gestatten, von „unwissenden", „passiv nutznießerischen" Abnehmerinstanzen auszugehen, denen gegenüber der Problemlösungsstrategien entwerfende Angewandte Wissenschaftler grundsätzlich im Hinblick auf die Wissensvoraussetzungen für erfolgreiche Lösungsstrategien überlegen wäre. Hier ist im Gegenteil damit zu rechnen, daß praktische Probleme aus den Blickwinkeln der jeweils Betroffenen bestimmt und bewertet werden (die nicht mit dem Blickwinkel des Angewandten Wissenschaftlers übereinstimmen müssen); daß es für bestimmte praktische Probleme tradierte Handlungspläne auf Seiten der Betroffenen gibt, die problemspezifisch adäquater sein können als die wissenschaftlich aufbereiteten Handlungsstrategien des Ange-

wandten Wissenschaftlers; und daß schließlich das Wissen und die Erfahrungen der Betroffenen bezüglich einer praktischen Problemlage auch differenzierter sein können als das Wissen des Angewandten Wissenschaftlers. Falsche Asymmetrien in der Beziehung „Angewandter Wissenschaftler – Praktiker" zu überwinden, einen Beitrag zum Abbau falscher Wissenschaftsgläubigkeit zu leisten und zur Nutzung und Reflektion des eigenen Wissens und der eigenen Erfahrungen anzuleiten, muß m. E. daher von einer Angewandten Literaturwissenschaft, die ihre Epistemologie ernst nimmt und praktisch werden läßt, indem sie diese Epistemologie nicht nur zur wissenschaftsinternen Grundlegung aufführt, nachdrücklich betrieben werden. Dies wäre dann auch ein Beitrag dazu, den erkenntnis- und metatheoretischen Aufwand der Empirischen Literaturwissenschaft plausibel zu machen. Dazu allerdings wird sie um Interdisziplinarität werben müssen, indem sie intersubjektiv nachvollziehbare Theorien entwirft, und über die Beschäftigung mit traditionellen, „rein" literaturwissenschaftlichen Fragestellungen hinausgehen müssen. Denn als Angewandte Literaturwissenschaft wird sie sich eingehender als bislang mit der Praxis literarischen Handelns innerhalb unserer Gesellschaft befassen müssen.

2.4 Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Empirischen Literaturwissenschaft

Die wissenschaftstheoretische Basis der Empirischen Theorie der Literatur kann im Rahmen der Anwendungsthematik hier sicherlich nicht detailliert dargestellt werden (cf. dazu P. Finke, 1982). Hinweise auf den in der Empirischen Literaturwissenschaft adaptierten Theoriebegriff sind zudem bereits gegeben worden. Nachzutragen jedoch scheint mir zweierlei: zum einen Erläuterungen zum Begriff der *Anwendung einer wissenschaftlichen Theorie*; zum anderen eine Klärung des Begriffs *empirisch*. Unter einer bestimmten Explikation des Begriffs „empirisch" werden sich schließlich erste Hinweise auf die Art von Wissen ergeben, welches zentral für eine Angewandte Literaturwissenschaft werden könnte. Die Klärung des Begriffs der Anwendung einer wissenschaftlichen Theorie soll die Unterschiede und möglichen Gemeinsamkeiten mit dem bislang in dieser Arbeit gebrauchten Begriff von Anwendung bzw. Angewandter Wissenschaft deutlich machen.

Wissenschaftliche Theorien werden gewöhnlich unter zwei Aspekten betrachtet: unter einem strukturellen und unter einem funktionalen Aspekt. Mit beiden werden wir uns im folgenden kurz beschäftigen müssen, um den Begriff der Anwendung einer Theorie präzisieren zu können. Unter strukturellen Gesichtspunkten können wir mit P. Finke (1982: 24) wissenschaftliche Theorien als Konstrukte betrachten, deren logische Form geeignet ausgewählt ist, um durch bestimmte Wirklichkeitsausschnitte interpretierbar werden zu können. Funktional gesehen

können wir solche Theorien als Instrumente bezeichnen, die Erklärungsdefizite innerhalb einer wissenschaftlichen Gemeinschaft zu überwinden helfen sollen. Die Gegenstände, auf die eine Theorie demzufolge angewendet wird, sind keine Sachlagen oder Tatsachen, sondern wissenschaftliche Probleme. An den strukturellen Aspekt anknüpfend können wir nun zwei Komponenten unterscheiden: eine formale Komponente (den in 2.2 aufgeführten Kern einer Theorie) und eine empirische Komponente, d. h. einen Bereich, der den logischen Strukturen der Theorie entspricht. Über einen solchen Bereich sollen mit Hilfe der logischen Komponente einer Theorie empirisch gehaltvolle Aussagen, d. h. Erklärungen, gewonnen werden. Die Empirische Theorie der Literatur z. B. bezieht sich auf einen Bereich, in dem Phänomene vorkommen wie Lesen, Schreiben, Verstehen, usw. D. h., solche und weitere Phänomene lassen sich im Lichte dieser Theorie beschreiben und bestimmen, ohne daß dazu die theoretischen Konstrukte dieser Theorie herangezogen werden müßten. Die Theorie konstituiert in diesem Falle also mittels ihres begrifflichen (nicht-t-theoretischen[15]) Inventars sogenannte Partialmodelle. Wenn es daran anschließend relativ zu einer Forschungsfrage gelingt nachzuweisen, daß sich diese Partialmodelle zu Modellen der mathematisch logischen Struktur der Theorie ergänzen lassen, die beschriebenen Phänomene folglich die Axiome oder Gesetze der Theorie erfüllen, dann können wir im Rahmen dieses Theorienkonzepts von einer (erfolgreichen) *Anwendung* der Theorie sprechen. Anwendungen bzw. die Menge der intendierten Anwendungen einer wissenschaftlichen Theorie werden hier demnach diejenigen Entitäten genannt, die eine Aussageform der Gestalt: ,,Es existiert eine theoretische Ergänzung x von a [einem möglichen Partialmodell der mathematisch logischen Struktur S der Theorie; der Verf.], welche Modell von S ist.“ (W. Stegmüller, 1980: 34)

Den dem strukturellen Aspekt von Theorien zuzurechnenden Anwendungsbegriff (sozusagen im Sinne erklärter Phänomene) werden wir für Überlegungen zur Angewandten Literaturwissenschaft weitestgehend außer Betracht lassen können. Wir werden allerdings verlangen, daß diejenigen Theorien, die für die Entwicklungen von praktischen Problemlösungsstrategien einzusetzen sind, erfolgreiche Anwendungen haben. Ohne erfolgreiche Anwendungen im dargelegten Sinne wären Theorien nämlich bloße spekulative Gebilde, da ihnen empirischer Gehalt fehlte.

Einer Theorie aber, die (möglichst viele) erfolgreiche Anwendungen[16] hat, können wir empirischen Gehalt zuschreiben, der sich in Form von *Tatsachenwissen* ausdrückt. (,,Tatsachenwissen“ kann dabei gemäß unserer erkenntnistheoretischen Position nie mehr heißen als ,,Tatsachenwissen im Lichte von Theorien“.) Greift man nun noch einmal den funktionalen Aspekt von Theorien auf und betrachtet Theorien als Problemlösungsinstrumente, so können wir hier schon einen genaueren Begriff von Anwendung im Rahmen einer Angewandten Wissenschaft festlegen: Theorien sollen auf praktische Probleme angewendet werden, wobei Tatsachenwissen in *Handlungswissen* transformiert werden soll.

Anwendungen sind nach diesem Postulat bestimmt durch Transformationen theoretisch empirischen Wissens in praktisches, handlungsorientierendes Wissen. Dieses Postulat scheint mir zumindest auch das in 1.3 gegebene naturwissenschaftliche Beispiel abzudecken, in dem ja physikalisches Tatsachenwissen transformiert wird in eine Handlungsanweisung. Dieser Gebrauch des Anwendungsbegriffs soll im folgenden stets beibehalten werden.

Im Anschluß an Überlegungen zu einer Theorie der Erfahrung (cf. H. Hauptmeier & G. Rusch, 1984, sowie G. Rusch, 1984) soll nun noch etwas ausgeführt werden, wie wissenschaftliche Erkenntnis im Sinne von Tatsachenwissen im Blick auf ihre Operationalität zu gewichten ist.

Dazu müssen zunächst zwei Begriffe eingeführt werden: der Begriff des *ontischen Elements* und der Begriff der *Operationen* eines kognitiven Systems. Unter ontischen Elementen der Welt oder Wirklichkeit eines kognitiven Systems verstehen wir Dinge, Vorgänge usw., die in den kognitiven Strukturen und Prozessen eines kognitiven Systems verkörpert sind. Die Repräsentationen dieser Elemente nennen wir *ontologisches Wissen*. Unter Operationen verstehen wir dann die Kombinationen, Interaktionen, Aufeinanderfolgen etc. solcher ontischen Elemente. Die Repräsentationen von Operationen nennen wir entsprechend *operationales Wissen*. (Zu wissen, was ein Stuhl ist, gehört zum ontologischen Wissensbereich; zu wissen, was man mit einem Stuhl machen kann, zum operationalen Wissensbereich. Dieses recht realistisch klingende Beispiel drückt natürlich nicht mit aus, daß ein „Stuhl" als ontisches Element von einem kognitivem System konstruiert wird, etwa im Rahmen eines bestimmten Stuhlschemas; daß für den operationalen Bereich weitere ontische Elemente mit diesem Element kombiniert und repräsentiert werden; weitere Schemata aktualisiert werden usw. Angesichts der obigen Begriffseinführungen mag das Beispiel daher recht trivial klingen, woraus sich allerdings nicht eine Trivialität der gemachten Annahmen erschließen sollte.)

Die Operationen eines kognitiven Systems nennen wir dann *Erfahrung*, so daß sich das operationale Wissen als Erfahrungswissen und das Verhältnis von Ontologie und Erfahrung als ein Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit und Bedingtheit erweist (cf. H. Hauptmeier & G. Rusch, 1984: Abschnitte 4 und 5).

Dieses operationale Wissen, also die Repräsentationen von Operationen, können wir mit dem oben angeführten Beispiel des Handlungswissens identifizieren. Der Begriff des Tatsachenwissens hingegen bleibt gegenüber der getroffenen Unterscheidung von ontologischem und operationalem Wissen zunächst indifferent. Wenn er sich auf die Instrumente des Erfahrungsprozesses, auf die ontischen Elemente also, bezieht, beschreibt er ontologisches Wissen über die Beschaffenheit und Eigenschaften der Wirklichkeit, so wie diese im Erleben eines kognitiven Systems aufgebaut wird. In der Bedeutung von Tatsachenwissen als erfolgreiche Anwendungen, als Wissen, das Erklärungszusammenhänge beinhaltet, kann auch operationales Wissen gemeint sein.

Mit Hilfe wissenschaftlicher Theorien wird demnach ganz offensichtlich ontologisches *und* operationales Wissen gewonnen; und mehr noch, offensichtlich wirken beide Formen ineinander: Theorien – und das ist bereits angedeutet worden – konstituieren Wirklichkeitsausschnitte und sorgen für Beschreibungen der Elemente und Eigenschaften solcher Ausschnitte; und sie ermöglichen Erklärungen, indem sie Beziehungen zwischen den Elementen und Eigenschaften eines Wirklichkeitsausschnittes konstruieren. Im Rahmen von Wissenschaft sind demzufolge wissenschaftliche Theorien wirklichkeitskonstitutiv und erfahrungsleitend; außerhalb des Wissenschaftssystems nehmen wir dagegen denselben Modus des Erfahrung-Machens und der Wissensproduktion an, nur unterliegt nicht-wissenschaftliche Erfahrung und nicht-wissenschaftliches Wissen anderen Maßstäben und Kriterien. Dieses Erfahrungsmodell schreibt daher jedem kognitiven System die Möglichkeit zu, neue ontologische Konzepte ins Spiel zu bringen, um mit ihnen Erfahrungen zu machen, um ihre operationalen Eigenschaften und ihre Brauchbarkeit für die Lösung praktischer Probleme und die Erfindung neuer Operationen kennenzulernen. In den Wissenschaften wird dieser Prozeß nach Wissenschaftlichkeitskriterien, die sich gesellschaftlichen und historischen Bedingungen verdanken (also relativ und veränderungsfähig sind), systematisch vollzogen. Die Durchführung eines wissenschaftlichen Experiments z. B. macht die Systematisierung des Erfahrungsprozesses deutlich: bestimmte ontologische Vorstellungen, Wissen über bestimmte Eigenschaften bestimmter Dinge, werden miteinander kombiniert, in einen Wirkungszusammenhang gebracht, um vermutete (oder neue) ontologische und operationale Eigenschaften nachweisen zu können; der experimentierende Wissenschaftler operiert mit isolierten Objekten, er konstruiert einen Interaktionszusammenhang, um Erfahrungen mit den Dingen, die er handhabt, machen zu können. Seine Erfahrung integriert dabei gewissermaßen die Theorie- und Handlungs- bzw. Praxiskomponenten des jeweiligen Geschehens.

Nach diesen ersten, nicht in allen ihren Voraussetzungen hier auszuführenden Überlegungen zu Erfahrung und Wissenschaft (cf. dazu H. Hauptmeier & G. Rusch, 1984, sowie H. Hauptmeier & S. J. Schmidt, 1985: Kap. 7.1) kann man wissenschaftlichem Handeln die Aufgabe zuweisen, für die verschiedenen, in unserer Gesellschaft ausdifferenzierten Handlungsbereiche ontologische Konzepte, neue Denk- und Verhaltensmöglichkeiten zu entwerfen, sie auf ihre Nützlichkeit hinsichtlich jeweils expliziter Ziele zu prüfen, ihre Folge- und Nebeneffekte, so weit dies nur möglich ist, zu antizipieren und deutlich zu machen, damit gesamtgesellschaftlich betrachtet eine ökologische und sozial sinnvolle Fortentwicklung und Lebensführung gesichert werden kann – und dies nicht im Sinne wissenschaftlicher Bevormundung oder unkritischen, der eigenen Standortgebundenheit blinden Vertrauens in die Richtigkeit der wissenschaftlichen Theorien und Werte, sondern im Sinne wissenschaftlicher Beteiligung an der Gestaltung gesellschaftlicher Wirklichkeit und

der Erweiterung menschlicher Erfahrungsmöglichkeiten. Eine Wissenschaft, die schon in ihren erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundlagen klar machen kann, daß sie sich selbst als eine Form von gesellschaftlicher Praxis versteht und als solche mit anderen Formen gesellschaftlicher Praxis verbunden ist, dürfte zumindest theoretisch die Chance haben, zu einer auf Kooperativität, Selbstorganisation, Selbstbestimmung und Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Welt, in der wir leben, aufbauenden Gesellschaft einen wichtigen Beitrag leisten zu können.[17]

Um einer solchen Aufgabe im Prinzip gerecht werden zu können, muß eine Wissenschaft — wie in H. Hauptmeier & G. Rusch (1984) betont wird — phantasievoll und kreativ, mit methodischer Strenge und im Bewußtsein ihrer sozialen und ökologischen Verantwortung betrieben werden: phantasievoll und kreativ, wenn es um die Entwicklung neuer ontologischer Konzepte geht; methodisch konsequent und explizit, wenn es um die Erforschung der operationalen Eigenschaften solcher Konzepte geht. Diese Vorstellung von Wissenschaft drückt dann auch die Forderung aus, daß wissenschaftliche Disziplinen zugleich theoriebildend, experimentell und angewandt zu orientieren sind.

Diese ersten Hinweise auf wissenschaftstheoretische Voraussetzungen einer Angewandten Literaturwissenschaft haben zusammenfassend zeigen sollen: (1) wie der Anwendungsbegriff zu konturieren ist; dazu wurde die vorläufige Festlegung getroffen, daß Anwendung sich auf eine Beziehung zwischen wissenschaftlichen Theorien und praktischen Problemen richtet, wobei über die Art dieser Beziehung noch nichts gesagt wurde; (2) wie dieser Anwendungsbegriff sich zum Begriff der Anwendung einer wissenschaftlichen Theorie im Sinne des Non-Statement Views verhält; (3) wie Tatsachenwissen und Handlungswissen auf der Grundlage eines allgemeinen, kognitionstheoretisch fundierten Erfahrungskonzepts vermittelt werden könnten; und (4) wie ein Wissenschaftsbegriff umrissen werden könnte, der die Idee einer Angewandten Wissenschaft schon enthält und nicht nachträglich um Anwendungskomponenten bereichert werden muß. Diesen auch die nachfolgenden Kapitel durchziehenden Wissenschaftsbegriff kann man durchaus als einen holistischen Begriff verstehen. ‚Holistisch' kann hier allerdings nicht bedeuten, von Wissenschaften zu verlangen, Ganzheiten (i. S. sich selbst organisierender offener Systeme) als solche (in ihrem „Wesen") zu erklären. ‚Holistisch' meint hier vielmehr zweierlei: auf der Ebene der wissenschaftlichen Objekt-Konstitution soll er Wissenschaften darauf orientieren, ihre Phänomenbereiche als dynamisch interaktive und evolutive Systeme zu beschreiben, deren Organisation mehr ist als die Summe ihrer Strukturen, und diese Bereiche als Bereiche unter einer wissenschaftlichen (theorieabhängigen) Beschreibung zu verstehen; auf der Ebene der wissenschaftlichen Methodologie soll er Wissenschaften darauf orientieren, möglichst umfassendes Wissen über ihre Phänomenbereiche zu gewinnen. Letzteres besagt dabei, daß Einzelwissenschaften

möglichst interdisziplinär und methodisch vielfältig forschen sollten und auch ein Bewußtsein dafür entwickeln sollten, daß ihre Beschreibungen, Erklärungen und Anwendungen immer nur partiell bleiben können, ihre Theorien und Methoden vor allem bei Anwendungen ergänzungsbedürftig sind. Die Vorstellung, eine intradisziplinäre Theorie in Anwendung auf ein praktisches Problem oder eine Klasse solcher Probleme, die unter den Objektbereich einer solchen Theorie fallen, könne solche Probleme adäquat lösen, weil sie die Parameter desjenigen (Mikro-)Bereiches kenne und manipulieren könne, die das jeweilige Problem erzeugen, greift m. E. erheblich zu kurz. Denn einerseits ist z. B. in bezug auf praktische Probleme im Literatursystem wohl stets damit zu rechnen, daß sie sich nicht nur denjenigen Parametern und Variablen verdanken, die eine auf Literatur und literarisches Handeln geeichte Theorie erklären kann, sondern etwa auch solchen Parametern und Variablen, die Gegenstand psychologischer, ökonomischer, pädagogischer usw. Theorien sind. Andererseits wird man erwarten dürfen, daß Problemlösungsstrategien, die in einem Teilbereich eines Handlungssystems wie dem Literatursystem verwirklicht werden, wohl immer auch Folgen haben sowohl für die anderen Teilbereiche des jeweiligen Handlungssystems als auch für Teilbereiche anderer Handlungssysteme. Um solche möglichen Wechselwirkungen zwischen denjenigen Bereichen, für die Problemlösungsstrategien entwickelt werden – in die direkt oder indirekt „eingegriffen" wird –, und den mit ihnen gekoppelten Bereichen in den Blick bekommen zu können, wird man im Rahmen Angewandter Wissenschaft nicht monodisziplinär arbeiten können. Ich möchte hier gar vermuten, daß viele der für uns kaum wünschenswerten Folgen bisheriger Angewandter Wissenschaften und Technologien sich genau dem Umstand verdanken, daß sie soziale wie Umweltprobleme stets isoliert und reduktiv behandelt haben und die „Folgeschäden" von Anwendungen nach der stets gleichen Logik der je eigenen Theorie perpetuiert haben. Ob ein „holistischer" Zugang hier Besserung verheißen kann, wird man im voraus jedoch nicht bestimmen können; daß klassische wissenschaftliche Problemlösungsmodelle heute an ihre Grenzen gestoßen sind und sich ein Wandel von einem mechanischen zu einem ökologisch-holistischen Weltbild vollzieht, dürfte dagegen allerdings zu konstatieren sein (cf. hierzu F. Capra, 1983 sowie die Ausführungen in Kap. II).

2.5 Objekttheoretische Grundlagen der Empirischen Literaturwissenschaft

Die grundlegende objekttheoretische (= literaturtheoretische) Annahme der Empirischen Literaturwissenschaft besagt, daß Literatur als Resultat menschlichen Handelns zu betrachten ist und nur in Begriffen solchen Handelns erklärbar ist. Texte *sind* demnach nicht literarisch oder ästhetisch, solange sie nicht von Menschen, von Autoren, Lesern,

Kritikern, Lektoren oder Verlagsleitern in einer bestimmten Weise behandelt werden. Daher unterscheidet die Empirische Theorie der Literatur zwischen den Texten als den materialen Gebilden (= Kommunikatbasen), die in Kommunikationsprozesse eingehen, und den Resultaten des Umgehens mit solchen Texten (= Kommunikate), die im kognitiven Bereich von Autoren, Lesern usw. aufgebaut werden. Das Prädikat „literarisch" bzw. „ästhetisch" kann dann nur mehr auf die genannten Autoren-, Leser-, Kritiker- usw. Kommunikate bezogen werden. Einen literarischen von einem nicht-literarischen Umgang mit Texten zu unterscheiden, d. h., die Konstruktion literarischer Kommunikate von der Konstruktion nicht-literarischer Kommunikate zu trennen, gelingt der Empirischen Theorie der Literatur durch die Einführung des Begriffs des Literatursystems. Dieser Begriff soll all diejenigen Handlungen umfassen, in denen Texte als literarische Kommunikate realisiert werden. Strukturell wird dieses System bestimmt über die in ihm ausgeprägten Handlungsrollen, wobei vier Rollen unterschieden werden (zwei für die Existenz des Systems notwendige und zwei fakultative): Produzenten und Rezipienten literarischer Kommunikate (die notwendig ausgeprägt sein müssen, damit Literaturprozesse möglich werden); Vermittler und Verarbeiter literarischer Kommunikate (die z. B. in Literatursystemen oraler Gesellschaften oder in historischen Literatursystemen, die ohne die Instanz der „literary critics" auskamen, nicht ausgeprägt sein müssen). Abgrenzbar (im Sinne einer systemtheoretischen Innen-Außen-Differenzierung) ist das Literatursystem durch zwei spezifisch in ihm ausgeprägte Konventionen: die Ästhetik-Konvention und die Polyvalenz-Konvention. Zusammenfassend besagt die Ästhetik-Konvention, daß in unserer Gesellschaft Aktanten Texte als ästhetische Kommunikate realisieren, indem sie ihren Handlungsspielraum (oder den anderer Teilnehmer am Literatursystem) über die in anderen Handlungssystemen erwarteten und gültigen Kriterien von wahr und falsch bzw. nützlich und nutzlos hinaus erweitern. Stattdessen orientieren Teilnehmer am Literatursystem ihr Handeln nach ästhetisch relevanten Kategorien und Kriterien (in Abhängigkeit von historisch gesellschaftlich bedingten ästhetischen Werten und Normen). Eine der wichtigsten Konsequenzen des Handelns nach der Ästhetik-Konvention – so erläutert S. J. Schmidt (1980: 92) – „liegt in einer Erhöhung der Unsicherheit und entsprechend der Überraschung sowie der Toleranz hinsichtlich zu erwartender Handlungen anderer Teilnehmer [...]. Alle Formen der Kontrafaktizität sind zugelassen. Historisch gesehen drückt sich diese Wechselwirkung u. a. aus in der zunehmenden Erklärungs- und Deutungsbedürftigkeit von Werken der „Kunst", die vermutlich daher rührt, daß die Normen, nach denen sich Teilnehmer im System Ästhetischer Kommunikation richten, zunehmend weniger allgemein werden bis hin zu individuellen Mythen und Idiosynkrasien, die in der Moderne zu ästhetischen Normen erklärt werden und die im Extremfall nur noch für ihren Erfinder gelten."

Der Hinweis auf Kontrafaktizität zeigt hier schon an, daß die Ästhetik-Konvention impliziert, daß Teilnehmer am Literatursystem befähigt sind bzw. sein müssen, als Bezugsrahmen für ihre Kommunikatkonstruktion nicht primär (zumindest nicht ausschließlich) das gesellschaftlich etablierte Wirklichkeitsmodell heranzuziehen, sondern ebenso andere Bezugsrahmen.

Die Polyvalenz-Konvention beinhaltet u. a., daß z. B. Rezipienten im Literatursystem die Freiheit haben, verschiedene Kommunikate zu ein und demselben Text zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Situationen aufzubauen und dies auch von anderen Teilnehmern am Literatursystem erwarten.

Aufgrund dieser Konventionen[18] können Teilnehmer am Literatursystem in ihren Kommunikatkonstruktionen ihre Möglichkeiten, Bedeutungen, Sinn und Gehalt aufzubauen, auf allen ihnen je verfügbaren kognitiven, emotionalen und normativen Ebenen ausschöpfen. Daher kann die Funktion literarischen Handelns theoretisch erklärt werden als eine simultane Aktivierung, Optimierung und Integration subjektabhängiger kognitiver, emotionaler und normativer Prozesse und Zustände bei der Einschätzung eines Kommunikates als literarisches Kommunikat.

Der gerade strukturell, funktional und in seinen Abgrenzungskriterien skizzierte Begriff des Literatursystems wird in der Empirischen Literaturwissenschaft im Rahmen eines Theorienetzes differenziert behandelt. In seinem gegenwärtigen Ausarbeitungsstand besteht dieses Netz aus drei Voraussetzungstheorien: einer Theorie des Handelns, einer Theorie kommunikativen Handelns und einer Theorie ästhetischen kommunikativen Handelns. Ausgehend von einer allgemeinen Theorie des Handelns werden die sich anschließenden Theorien durch Ergänzungen, Theoretisierungen und Spezialisierung der Strukturen der jeweiligen Theorien entwickelt. Als Resultat dieser Voraussetzungstheorien wird schließlich eine Theorie literarischen kommunikativen Handelns begründbar, die dann gemäß den schon erwähnten Handlungsrollen im Literatursystem ausdifferenziert wird in vier Teiltheorien: eine Theorie der Produktion literarischer Kommunikate; eine Theorie der Vermittlung literarischer Kommunikate; eine Theorie der Rezeption literarischer Kommunikate; und eine Theorie der Verarbeitung literarischer Kommunikate (‚Verarbeitung' heißt dabei, daß ein Teilnehmer am Literatursystem zu seinem literarischen Kommunikat einen Text produziert, der in einer für andere Teilnehmer erkennbaren Weise auf das Resultat einer vorgängigen Kommunikatproduktionshandlung bezogen ist (etwa in Form der Kritik, der Übersetzung, der Bewertung, der Umsetzung in ein anderes Medium usw.); cf. S. J. Schmidt, 1980: Kap. 5.4.4 bzw. H. Hauptmeier & S. J. Schmidt, 1985: Kap. 4.2.3).

Eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Literatursystem, wozu die genannten Theorien anleiten sollen, darf nun jedoch nicht mit einer Teilnahme am Literatursystem verwechselt werden. Wissenschaftliches Handeln findet im Wissenschaftssystem statt und folgt anderen Konven-

tionen als das Handeln im Literatursystem. Von Wissenschaft erwartet man Eindeutigkeit, Widerspruchsfreiheit, Verläßlichkeit, Nützlichkeit, ‚Wahrheit' u. a., aber nicht Irritation, Ambiguität, Polyvalenz, Metaphorik u. a. Zudem machte es keinen Sinn, von Literatur*wissenschaft* zu sprechen, wenn literarisches Handeln vorliegt. Ohne eine deutliche Trennung zwischen Literatur und Literaturwissenschaft, zwischen den Objektbereichen einer Theorie und dieser Theorie selbst, wird man Literaturwissenschaft als Wissenschaft schwerlich betreiben können. Daher ist in der Empirischen Literaturwissenschaft das methodologische Prinzip verankert, zwischen der *Teilnahme am Literatursystem*, dem literarischen Handeln also, und der *Analyse des Literatursystems*, also der wissenschaftlichen Beschäftigung mit literarischen Handlungen, strikt zu trennen.[19]

Die bislang entwickelten Theorien und einige grundlegende Konzepte innerhalb der Empirischen Literaturwissenschaft sind im Diagramm auf der nächsten Seite noch einmal kurz zusammengestellt.

Die dort aufgeführten Theorien sollen dem Literaturwissenschaftler einen konzeptionellen Rahmen bieten, der ihm hilft, wissenschaftliche Probleme zu lokalisieren, zu explizieren und in einem modellhaften Zusammenhang darzustellen. Die Funktion dieses Rahmenwerks besteht demzufolge darin, wissenschaftliche Forschungsprozesse zu orientieren und zu systematisieren (cf. S. J. Schmidt 1982a, sowie H. Hauptmeier & S. J. Schmidt, 1985: Kap. 5). So stellt zum Beispiel das Theorie-Element „Theorie Literarischer Produktionshandlungen" ein Begriffsnetz zur Verfügung, mit dessen Hilfe Kommunikatproduktionshandlungen systematisch beschrieben und erklärt werden können, etwa wenn es darum geht zu zeigen, wie bestimmte Elemente des Wirklichkeitsmodells eines Literaturproduzenten dessen literarisches Handeln mitbestimmen. Zur Beantwortung und Prüfung von Forschungsfragen und Hypothesen genügen solche Theorie-Elemente bislang allein noch nicht; d. h., der empirische Literaturwissenschaftler ist angewiesen auf interdisziplinäre Kooperation und theoretische Anleihen aus Nachbardisziplinen. Eine Untersuchung, die sich etwa mit dem literarischen Voraussetzungssystem eines Literaturproduzenten beschäftigt, wird es z. B. zu tun haben mit sozialen, kulturellen, politischen und ökonomischen Bedingungen, unter denen Literaturproduktion stattfindet, oder auch mit Persönlichkeits- und Identitätstheorien (für eine exemplarische Interpretation des Konzepts des literarischen Voraussetzungssystems cf. G. Rusch & S. J. Schmidt, 1983).

Das für Anwendungen erforderliche Tatsachenwissen kann daher zur Zeit nicht allein mit den Teiltheorien der Empirischen Theorie der Literatur gewonnen werden. Ihr Vorteil liegt jedoch ganz offensichtlich darin, daß sie einen systematischen Zugang zu komplexen Literaturprozessen gestatten, indem sie den Literaturwissenschaftler auf die allgemeine Struktur solcher Prozesse hinweisen und sichtbar machen, welche Konzepte in einen Erklärungszusammenhang gebracht werden müssen.

The Empirical Science of Literature

EPISTEMOLOGICAL FOUNDATION Biological Theory of Cognition (von Glasersfeld; Maturana)	Constructivity of Experience; Subject-dependency of knowledge; world-models instead of „objective reality."
METATHEORETICAL FOUNDATION Constructive Functionalism – non-statement view of theories – (Finke; Sneed; Stegmueller; Kuhn)	Theoreticity, Empiricity, Applicability (= metatheoretical values); structure and function of empirical theories; science as an action system following reasonable conventions.
EMPIRICAL THEORY OF LITERATURE Explicit network of empirical theories	Literature as a social action system; panchronic, empirical theories; systematic introduction of theoretical concepts.
THEORY OF ACTION	Definition of human action within social systems.
THEORY OF COMMUNICATION	Verbal action; linguistic TEXT and linguistic communication.
THEORY OF AESTHETIC COMMUNICATION	Action via aesthetic means of communication; aestheticity; polyvalence; functions of aesthetic communication.
THEORY OF LITERARY COMMUNICATION	Verbal aesthetic communication within the LITERATUREsystem; literary action roles; literary conventions.

THEORY OF LITERARY PRODUCTION	THEORY OF LITERARY MEDIATION	THEORY OF LITERARY RECEPTION	THEORY OF LITERARY POST-PROCESSING

(aus: H. Hauptmeier, 1983: 186)

Um die Konzepte in einen gehaltvollen Zusammenhang stellen zu können, wird er Modellvorstellungen aus anderen Disziplinen bemühen müssen, mit Wissenschaftlern aus anderen Disziplinen zusammenarbeiten und für Konsistenz und Kohärenz in der Kopplung theoretischer Strukturen sorgen müssen. Und dazu ist es in erster Linie erforderlich, daß seine Theorien explizit sind und er eine Fachsprache benutzt, die intersubjektiv verständlich ist (soweit dies nur möglich ist). Die Theoriestrukturen wie die gesamte Wissenschaftskonzeption einer solchen Literaturwissenschaft – so möchte ich bereits im Blick auf Anwendungen postulieren – sollten in keinem Falle monolithisch, sondern offen und lernfähig sein, kurz: Synthesen ermöglichen, statt Analysen festzuschreiben.

Beschäftigen wir uns nun wieder mit der Frage nach einer Angewandten Literaturwissenschaft, so dürfte wohl zunächst das Problem auftauchen, wo eigentlich die Anwendungsorientiertheit der Empirischen Literaturwissenschaft innerhalb des dargestellten Aufbaus der Objekttheorien zu verorten wäre. Zwei Möglichkeiten, die Anwendungsorientierung der Empirischen Literaturwissenschaft in diesem Theorieaufbau zu berücksichtigen, möchte ich deshalb mit S. J. Schmidt (1982 c) kurz diskutieren.

Zum einen könnte man sicherlich versuchen, die wissenschaftlichen Funktionen der einzelnen Theorie-Elemente, nämlich literarisches Handeln relativ zu einem ausgezeichneten wissenschaftlichen Bedarf zu *beschreiben* und zu *erklären*, um eine dritte Funktion zu ergänzen, nämlich darum, relativ zu einem begründeten praktischen Bedarf[20] Literaturprozesse bzw. Modalitäten von Literaturprozessen zu *verändern*. Ein solcher Versuch wäre durchaus vereinbar mit der zugrunde liegenden Wissenschaftskonzeption, in der ja Applikabilität im Rahmen der Politizitätsmatrix als zentraler wissenschaftlicher Wert eingeführt ist und von P. Finke (1982: 75) für die Begründung der fundamentalen praktischen Aufgabenstellung der Literaturwissenschaft, der Veränderung von Literaturprozessen, herangezogen wird. Diesen Lösungsversuch nenne ich mit S. J. Schmidt die *integrative Lösung*. Zum anderen dürfte es wohl auch möglich sein, das bisherige Theorienetz zu erweitern, etwa um ein Theorie-Element, das Veränderungsmöglichkeiten von Literatursystemen und -prozessen erforschte (etwa mit Hilfe experimenteller Methoden wie Simulationsmodellen, Gedankenexperimenten, Planspielen usw.) ebenso wie faktische Veränderungen des Literatursystems im Zusammenhang mit anderen gesellschaftlichen Handlungssystemen. Diesen Vorschlag nennt S. J. Schmidt die *additive Lösung*.

Das additive Modell, gleich auf welcher Expansionsebene des Theorieaufbaus es ansetzt, ob auf der Ebene der Teiltheorien oder auf der Ebene der Theorie literarischer Handlungen, hat sicherlich den von S. J. Schmidt herausgestellten Nachteil, weitgehend unbestimmt bezüglich der intertheoretischen Relationen zwischen den verschiedenen Theorie-Elementen zu bleiben. Um in das vorhandene Netz logisch zu passen, müßte eine fünfte Teiltheorie (neben den Theorie-Elementen

„Literarische Produktion", „Literarische Verarbeitung" usw.) aus der Theorie Literarischer Handlungen qua Theoretisierungs-, Spezialisierungs- oder Komplementierungsrelationen aufbaubar sein. Eine Möglichkeit, ein fünftes Theorie-Element, etwa eine Theorie Literarischer Veränderungshandlungen, auf diese Weise aufzubauen, ist gegenwärtig noch in keiner Weise abzusehen. Daneben dürfte es in der Tat schwierig werden, die Forschungsaufgaben und die jeweiligen Modelle der einzelnen Theorie-Elemente dann noch deutlich gegeneinander abgrenzen zu können.

Die Forschungsfragen, die im Rahmen einer zukünftigen Theorie Literarischer Veränderung zu untersuchen wären, scheinen mir allerdings wichtig genug, um zumindest das Prinzip des additiven Modells zur Verortung der Anwendungsorientierung im Theorieaufbau beizubehalten. Mit S. J. Schmidt (1982c) hätte eine solche Theorie etwa die folgenden Aufgaben:

- strukturelle Bedingungen von Veränderungen in Literatursystemen zu ermitteln (etwa Veränderungen in der Ausprägung von Handlungsrollen);
- den Wandel von Werten, Einstellungen, Normen usw. zu analysieren und diesen Wandel auf die wechselseitigen Beziehungen zwischen Literatursystem und anderen gesellschaftlichen Handlungssystemen hin zu prüfen;
- die Dynamik des Literatursystems zu erklären, d. h., auch historische Modelle von Veränderungen in Literatursystemen zu rekonstruieren;
- Entwicklungstendenzen des Literatursystems zu prognostizieren, d. h., sich anbahnende bzw. mögliche Veränderungsprozesse zu simulieren und experimentell alternative Zustände in bzw. von Literatursystemen anzuregen.

Eine Theorie Literarischer Veränderungen, die solche Aufgaben erfüllte und vor allem sich mit dem Literatursystem experimentell simulativ befaßte und dabei auch „utopische" („wie wäre es um das Literatursystem bestellt, wenn ...") Literaturprozesse am bekannten „grünen Tisch" entwerfen könnte, wäre ein mögliches Basis-Element einer (zukünftigen) Experimentellen Literaturwissenschaft[21], die auf der Expansionsebene der Empirischen Literaturwissenschaft liegen könnte. Sie wäre als eine Wissenschaft denkbar, die das im Rahmen der Empirischen Theorie der Literatur produzierte Wissen mit dem in einer Theorie Literarischer Veränderung gewonnene Wissen kombinierte und mit Theorien der Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichen Handlungssystemen dazu beitragen könnte, systematisch alternative Literaturprozesse zu entwerfen. Von einer solchen Wissenschaft und erst recht von den dafür erforderlichen Theorien sind wir heute allerdings noch weit entfernt. Als eine Perspektive für die theoretische Expansion der Empirischen Literaturwissenschaft sollten wir sie jedoch im Auge behalten.

Statt nun über die Struktur einer „utopischen" Experimentellen Literaturwissenschaft zu spekulieren, möchte ich vorschlagen, die Anwendungsorientierung vorläufig über das integrative Modell einzuholen. Dieser Vorschlag impliziert, daß in der literaturwissenschaftlichen Forschung neben Beschreibungs- und Erklärungsaufgaben auch etwa die folgenden Aufgaben berücksichtigt werden:

- praktische Probleme zu ermitteln;
- die Veränderungsbedürftigkeit von (Modalitäten von) Literaturprozessen zu begründen;
- die Wertsysteme explizit zu machen, die Veränderungen legitimierbar machen;
- die zu verändernden Umstände im Literatursystem oder in den es umgebenden Handlungssystemen zu lokalisieren;
- die Folgen von Veränderungen von Umständen im Literatursystem und in anderen Handlungssystemen zu prognostizieren;
- die Bereichsspezifik und Partikularität von Veränderungsvorschlägen den Betroffenen deutlich zu machen;
- den gegebenenfalls mittels literaturwissenschaftlicher Problemlösungsstrategien veränderten Modus eines Literaturprozesses einer Nachuntersuchung zu unterziehen;
- in der Kommunikation mit Teilnehmern am Literatursystem Veränderungsinteressen gemeinsam auszuarbeiten; usw. (Cf. hierzu auch wiederum S. J. Schmidt 1982c)

Viele der in dieser Liste angesprochenen Probleme verlangen ausführliche Antworten. In den nächsten Kapiteln werde ich daher versuchen, einen Argumentationsrahmen zu entwickeln, in dem vor allem das Problem diskutierbar werden soll, wie die im integrativen Modell angelegte Aufgabenstellung des *Veränderns* zu denken wäre, wenn sie *als wissenschaftliche Operation* neben dem Beschreiben, Erklären und dem (derzeit in der Empirischen Literaturwissenschaft noch unmöglichen) Prognostizieren eingeführt wird. Mit der Möglichkeit einer Experimentellen Literaturwissenschaft und ihrer Methodikkonzeption werde ich mich nicht befassen können. Das vom nächsten Kapitel an schrittweise zu untersuchende Problem von Theorie und Praxis dürfte zudem auch für eine zukünftige Experimentelle Literaturwissenschaft akut sein; denn auch ihre Ergebnisse und das in ihr begründete Handlungswissen muß praktisch werden, d. h., sich in literarischem Handeln vermittelt umsetzen. Bliebe es bei einer bloßen Produktion von Forschungsresultaten, so wichtig diese auch immer für den intradisziplinären Fortschritt sein mögen, und verstaubten diese gleichsam in den Regalen der Hochschulbibliotheken, so wäre es kaum sinnvoll, von gesellschaftlich nützlichem, praktisch relevantem Wissen zu sprechen. Potentiell praktisch und nützlich dürfte denn wohl jedes Wissen sein, und – im Anschluß an den in 2.4 entwickelten Erfahrungsbegriff – geht ontologisches wie operationales Wissen grundsätzlich in die Verhaltenssynthese der kognitiven Systeme ein, die dieses Wissen erwerben.

Wer und in welcher Weise eine Angewandte Literaturwissenschaft „anwenden“ soll, damit faktische Veränderungen von (Modalitäten von) Literaturprozessen möglich werden, und wie das Angewandten Literaturwissenschaftlern abzuverlangende Mitverantwortungsbewußtsein in die Tat umzusetzen ist, sind die Fragen, die nun problematisch werden. Anwendungsorientierung wirkt auf die Gestaltung des Verhältnisses von Theorie und Praxis; Erweiterungen des wissenschaftlichen Einflußbereichs sind intendiert; wissenschaftliche Anleitung und Kontrolle von Praxis scheinen sich anzubahnen. Gefahren wie Planungsbürokratismus, Manipulation und Sozialtechnologie scheinen zu drohen, wenn sich eine empirische Literaturwissenschaft nicht nur *innertheoretische* Ziele setzt (Ausbau der Empirischen Theorie der Literatur, Steigerung ihrer Erklärungskraft usw.), sondern auch *außertheoretische* Ziele verfolgen will.

Um solche außertheoretischen Ziele angehen zu können, wird man nicht nur mit Bezug auf Werte und Normen begründen müssen, warum gerade dieser oder jener Zustand des Literatursystems bzw. jeweils bestimmte Gegebenheiten eines Literaturprozesses veränderungsbedürftig sind, noch dürfte es genügen, die Folgen einer Veränderung von Literaturprozessen experimentell zu simulieren – man wird vielmehr gerade im Sinne des integrativen Modells auch solche Formen der empirischen Arbeit im Feld betreiben müssen, die für potentielle Verwender literaturwissenschaftlichen Wissens „problemorientierend“ wirken. D. h., der im Feld mit Versuchspersonen kommunizierende Literaturwissenschaftler, der zunächst eine Antwort auf ein innertheoretisches Problem sucht, orientiert durch seine Problemstellung und Problemlösung z. B. Verleger, Literaturlehrer, Kulturpolitiker usw. auf praktische Probleme im Literatursystem. Oder er läßt sich umgekehrt für seine Problemstellung von den genannten Teilnehmern bzw. Instanzen (etwa im Rahmen von Auftragsforschung) orientieren. Anwendungsbezogene Feldforschung dieser Art wird sich dabei jedoch nicht unkritisch als eine Legitimationsmaschinerie für herrschende Interessen vermarkten lassen dürfen. In der Feldarbeit wird dann eben auch (interaktiv, kommunikativ) zu klären sein, wie sich die jeweilige literaturwissenschaftliche Problemsicht in der Perspektive der Teilnehmer darstellt, wie die Teilnehmer die Relevanz des anstehenden Problems einschätzen, welche Zielvorstellungen sie selbst für ihren Handlungsbereich (der wohlgemerkt nicht der des Wissenschaftlers sein muß) für wünschenswert halten, usw.

Empirische wissenschaftliche Forschung, vornehmlich wenn sie im Rahmen von Forscher-Versuchspersonen-Interaktionen stattfinden muß als Subjekt-Subjekt-Kommunikation, ist daher in gewisser Weise immer auch praktisch und politisch: Die „reine“ literaturwissenschaftliche Forschung ist nicht mehr als eine Fiktion oder ein Versuch, sich aus der Verantwortung für die Folgen wissenschaftlichen Handelns herauszunehmen oder sich die Reflektion auf das Verhältnis von Theorie und Praxis zu ersparen. Empirische literaturwissenschaftliche Forschung – und dies sei hier noch einmal nachdrücklich betont – „greift“ stets –

direkt oder indirekt, beabsichtigt oder unbeabsichtigt – in das Literatursystem ein: Versuchspersonen etwa lernen aus Interviews, Tests, teilnehmender Beobachtung oder Diskussionen; Literaturlehrer rezipieren zuweilen wissenschaftliche Publikationen; Kulturpolitiker lassen sich von Literaturwissenschaftlern (vor allem wohl von Literaturdidaktikern) beraten; Curricula werden zu Zeiten dem Stand der Forschung angeglichen (dies galt vor allem in den 70er Jahren); Verlage orientieren ihre Absatzpolitik an den Ergebnissen der Buchmarktforschung; Richter bestellen literaturwissenschaftliche Gutachten, um etwa beurteilen zu können, ob ein Text gegen Sitte und Anstand verstößt (cf. den Fall Horten gegen Delius; diskutiert von A. Barsch in diesem Band); usw. Der Verwertungskontext ist in diesem Sinne nicht von der wissenschaftlichen Forschung zu trennen. Im Rahmen einer expliziten Anwendungsorientierung sollten solche Verwertungsprozesse jedoch nicht unkontrollierte oder unbeabsichtigte Folgen sein, sondern bewußt reflektiert und engagiert mitgestaltet werden. Anwendungsorientierung ist daher zu verstehen als Ausdruck menschlichen „Selbstgestaltungswillens" (S. J. Schmidt 1984). Und diesen Willen implizit zu lassen oder gar bewußt zu unterdrücken, kann wohl nur in dem fatalen Glauben enden, man könne auf eine aktive Teilnahme an Veränderungen verzichten, da sich Handlungssysteme von selbst „heilten" oder der Geschichtsprozeß sich von selbst zum unabwendbar Besseren entwickele. Ein falsches Vertrauen auf das sogenannte „freie Spiel der Kräfte" wird unsere Probleme nicht lösen helfen; es wird eher denjenigen helfen, die in unserer Gesellschaft die Regisseure dieses Spieles sind, und deren Machtzuwachs durch die politische Inszenierung und Ontologisierung dieses Spieles als „brutum factum" unseres gesellschaftlichen Daseins nur fördern. Kein soziales Handlungssystem reguliert und optimiert sich ohne menschliches Zutun, ohne wert- und interessengesteuerte Handlungen. Dem eine Metaphysik entgegenzusetzen, die gesellschaftliche Evolution teleologisch denkt, wird man nur als von Herrschaftsinteressen gesteuerten Versuch deuten können, den Selbstgestaltungswillen des Menschen zu unterdrücken und ihn analog mittelalterlicher Weltbilder auf ein Ordnungssystem zu verpflichten, in das er „von Natur aus" gestellt ist, in das ihn das „Rad der Fortuna" versetzt hat (und daher auch ohne ihn funktionierte) und in dem er die Dinge bloß geschehen lassen kann.

Aus einer konstruktivistischen (aber auch aus anderen) Position(en) heraus wird man dagegen aufgerufen, an einer aktiven Gestaltung unserer sozialen und natürlichen Umwelten teilzunehmen. Und als Wissenschaftler – so der Vorschlag der Empirischen Literaturwissenschaft – sollten wir dies in Form einer Angewandten Literaturwissenschaft tun. Einfluß zu nehmen auf Handlungssysteme kann für eine Wissenschaft dann allerdings nur heißen, ihre Einflußnahme explizit zu machen und ihre Problemlösungsstrategien in ihren wissenschaftlichen Voraussetzungen transparent, intersubjektiv nachvollziehbar und damit öffentlich argumentierbar zu machen. Das Ziel wissenschaftlich angeleiteter Einfluß-

nahmen wäre dann beschreibbar als ein Beitrag zur Optimierung praktischen Handelns in gesellschaftlichen Handlungssystemen unter den Bedingungen verfügbaren, theorieabhängigen und folglich stets überholbaren Wissens. Die Optimierung von Literaturprozessen als praktisches Ziel einer Angewandten Literaturwissenschaft kann demnach nie mehr bedeuten als eine Optimierung relativ auf die Vorstellungen, Konzepte, Wissensformen und Werte einer wissenschaftlichen Gemeinschaft, der auch Grenzen gesetzt sind. Denn kein System, das sich aus lebenden Individuen zusammensetzt (vom Biotop bis hin zu sozialen Gebilden), läßt sich über bestimmte Grenzen hinaus „optimieren", ohne „umzukippen", vornehmlich dann, wenn nicht nur in seine Strukturen, sondern in seine Organisation eingegriffen wird. (Aus diesem Grund kann es auch nicht die Aufgabe einer Angewandten Literaturwissenschaft sein, die Organisation des Literatursystems bzw. den Literaturprozeß selbst verändern zu wollen, etwa indem eine Außerkraftsetzung der systemkonstitutiven literarischen Konventionen angestrebt würde; was es zu verändern gilt, können vielmehr nur die Modalitäten des Literaturprozesses sein, d. h. bestimmte Gegebenheiten, Komponenten, Funktionen usw., die das Literatursystem als Strukturen ausbildet.)

Ein Weg zur Bestimmung solcher Grenzen wie auch zur Erprobung „utopischer", unter gegenwärtigen Wertkonzepten für optimal gehaltenen Zustände des Literatursystems könnte etwa durch Feldexperimente, Aktionsforschungsprogramme oder Computersimulationen begehbar gemacht werden – nur sollte man jeden Weg auch auf seine nachteiligen Effekte hin prüfen und dabei nicht vergessen, daß jeder in guter Anwendungsabsicht vorgenommene Eingriff in einen Systemsektor ein lokales Problem vielleicht optimal wird lösen können, aber damit eventuell auch leicht zu übersehende Schäden für andere Sektoren nach sich ziehen kann. Deshalb scheint es mir ratsam, im Forschungsprozeß – geleitet von Beschreibungs-, Erklärungs- und Veränderungsoperationen – eine Systemperspektive einzunehmen und lokalisierte Probleme als Systemprobleme anzugehen[22].

Wenn auch jeder Forschungsprozeß nur bestimmte Probleme lösen kann, so *muß* dies noch nicht bedeuten, daß Szientismus praktisch diversifiziert würde und nach bewährten Mustern der Sozialtechnologie betrieben werden müßte, unter deren Auspizien praktische Probleme allein im Modus technisch instrumenteller Lösungsstrategien (quasi als Verlängerungen wissenschaftlicher Forschungslogiken) abzudecken wären und nach der in technologisch hochentwickelten Gesellschaften gepflegten Denkweise, das Machbare immer auch zu machen (vor allem, wenn es lukrativ vermarktbar scheint), zum unkritischen Leitthema erhoben würde. Allerdings *kann* es dies bedeuten, wenn wir in der Entwicklung einer Angewandten Literaturwissenschaft das Problem von Theorie und Praxis vernachlässigen und die eigenen Erkenntnisinteressen in ihrer Struktur unbefragt lassen. Vor Wissenschaft sollte heute allemal gewarnt werden, nicht um eine schon in weiten Teilen der Bevölkerung beste-

hende emotional ablehnende Haltung gegenüber Wissenschaft noch zu schüren, sondern um aus den Fehlern zu lernen, die im Laufe Angewandter Wissenschaft begangen worden sind, auf mögliche Fehlentwicklungen aufmerksam zu machen und um ein neues Verständnis der Rolle zu entwerfen, die Wissenschaft in unserer Gesellschaft einnehmen könnte.

Eine gute Theorie erklärt nicht die empirische Wirklichkeit, sondern führt zur Verwirklichung einer vorgezogenen möglichen Wirklichkeit.

(Johan Galtung)

II Cave Scientiam: Einige Anmerkungen zu Wissenschaft und Anwendungskonzepten

1 Warum vor Angewandter Wissenschaft warnen?

1.0 Angewandte Wissenschaft ist uns im Laufe der Geschichte vor allem immer dann begegnet, wenn empirische Wissenschaften wie die Physik, die Chemie oder die Biologie zu ausgereiften Paradigmen geworden waren und durch die Art der in ihnen entstandenen wissenschaftlichen Probleme aus ihren Funktionen als Lieferanten von Weltbildern entlassen wurden. Bis in die Renaissance hinein verfolgte Wissenschaft primär scholastische Interessen, Interessen an Letztbegründungen und an einer Ästhetik der Theorien (Ockhams berühmtes Rasiermesser), die Erkenntnisse über die Beziehungen zwischen Bewegungen und Kräften, über die Bahnen von Planeten, die Natur des Lichts usw. sichern sollten (cf. W. Krohn, 1979: 130ff.). Neben solchen wissenschaftlichen Gemeinschaften, die Erkenntnis um ihrer selbst und Theorie gerade auch um ihrer Schönheit willen betrieben, bildet sich im 16. Jahrhundert zunehmend eine Gruppe zunftfreier Künstler, Ingenieure, Ärzte und praktischer Mathematiker aus. „Sie entwickeln das Fortschrittsbewußtsein, die kooperative Einstellung in der Forschung, Meßtechniken, konstruktive mathematische Techniken ..." (E. Zilsel, 1976: 23). Auf diesem in seinen gesellschaftlichen Ursachen hier nicht weiter zu erläuternden Hintergrund entwickelt sich eine Werthaltung, die ich mit W. Krohn (1979: 133) *instrumentalistisch* nennen möchte. „Wissenschaft ist ein Reservoir von Problemlösungen; die Entwicklung der Wissenschaft ist die Erweiterung der Problemlösungskapazität. Das ist das ingenieurmäßige Verständnis der Natur als Reservoir möglicher Konstruktionen, Prozesse und Stoffe." (op. cit.)

Im 19. Jahrhundert hat dann schließlich das Zusammenspiel von Industrialisierung und wissenschaftlichem Fortschritt zu immer enger werdender Bindung zwischen Wissenschaft, Technik und Handwerk geführt (Maschinenbau, Elektrifizierung usw. gehen einher mit wissenschaftlichen Fortschritten in Newton'scher Mechanik und Elektrodynamik). In unserem Jahrhundert wird die genannte instrumentalistische Werthaltung dann über eine wissenschaftspolitische Steuerung der Wissensproduktion realisiert (cf. W. Krohn, 1979: 136). Vertreter der Finalisierung von Wissenschaft wie G. Böhme, W. van den Daele und W. Krohn haben solche Beziehungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft untersucht und zum Anlaß genommen, der Wissenschaftsforschung die Aufgabe zuzuweisen, „tragfähige Konzepte der Steuerbarkeit der Wissenschaft" (W. Krohn, 1979: 137) zu entwickeln. Die Situation, vor der eine Wissenschaft steht, die Anwendungsinteressen geltend machen will, kann man im Anschluß an diese grobe historische Skizze etwa so umreißen: Wissenschaften folgen heute nicht einer internen Dynamik, sondern einer externen. Um als sich neu etablierende Disziplin im Wissenschaftssystem Fuß zu fassen, wird sie sich gegenüber externen Zielsetzungen öffnen müssen (die zum Entwicklungsleitfaden der Theorie werden – und dies ist mit ‚Finalisierung' gemeint). Externe Zielsetzungen[23] aber weisen offensichtlich eine ganz bestimmte Struktur auf, ihnen scheint geradezu das aus den Naturwissenschaften bekannte technisch instrumentalistische Problemlösungsdenken zugrunde zu liegen, das dafür sorgt, daß wir wohl „inzwischen alle dazu [neigen], praktische Fragen nur noch technisch lösen zu wollen." (J. E. Pleines, 1983: 55)

Diejenigen Angewandten Wissenschaften, die heute subventioniert werden, für Schlagzeilen in der Presse sorgen, unsere Umwelt mitbestimmen, deren Produkte uns wie eine zweite Natur umgeben, gegen die allmählich Stimmen laut werden und die in Form von Technologien zu einem der wichtigsten Produktionsfaktoren in unserer Gesellschaft geworden sind, sind die Musterbeispiele für extern gesteuerte Wissensproduktion und mithin als Vorbild für und Erwartung an Wissenschaften, die sich gesellschaftlich nützlich machen wollen, schon selbstverständlich.

P. Finke (1982: 101) weist denn auch ausdrücklich darauf hin, daß anwendungsfähige Wissenschaften, d. h. reife paradigmatische Wissenschaft, die über abgeschlossene Theorien verfügen und daher erst eine Finalisierungschance haben, nicht nur *genutzt*, sondern auch *ausgenutzt* werden können. „Einiges spricht dafür, daß diese Gefahr um so größer werden wird, je vollständiger eine Disziplin finalisiert wird. Eine vollständig finalisierte Disziplin ist nichts anderes als eine Technik ..." (op. cit.). Wenn ich P. Finke hier recht verstehe, so zielt er auf eine partielle Finalisierung ab und verlangt folgerichtig, sich die Risiken einer Finalisierung bewußt zu machen. Das Finalisierungsmodell, so wie es an der Wissenschaftsdynamik der Naturwissenschaften nachgewiesen und begründet worden ist, läßt er dabei allerdings nicht in den Blick geraten. Die Tat-

sache, daß Wissenschaften einem Externalitätsprinzip folgen und gesellschaftlicher Druck dafür sorgt, daß dieses Prinzip verstärkt wird, darf m. E. nicht den Blick dafür versperren, daß Konzepten wie Finalisierung, Plan- und Steuerbarkeit von Wissenschaft Denkmodelle zugrunde liegen können, die nicht immer eine menschenfreundliche Rationalität implementieren; Modelle, die auf Probleme (etwa den Autolärm) nur szientistische Antworten (etwa Lärmschutzwälle) geben können (cf. J. Strasser & K. Traube, 1982: 257).

Gegen das *Prinzip* der Externalisierung soll damit nicht argumentiert werden; denn ein Internalismus würde zu nicht mehr führen als zu nicht-intendierten Verwendungen wissenschaftlichen Wissens (was die Verantwortbarkeit der Folgen wissenschaftlichen Handelns leicht verdrängbar macht); wohl aber ist genauestens zu bedenken, welchen Typ von Externalisierung eine Angewandte Literaturwissenschaft anstreben will und mehr noch, ob ihre Theorien und ihre Konzeption überhaupt zu etwas qualitativ anderem führen können als das Anwendungsparadigma der Naturwissenschaften.

Die Gefahren Angewandter Wissenschaften werden wir daher zuallererst dort suchen müssen, wo sie ihre praktische Vernunft in Form eines Modells der Beziehung zwischen Theorie und Praxis konstituiert, in den Antworten darauf, wie sie sich zu der von ihr verlangbaren Nützlichkeit stellen will und in welcher Perspektive sie praktische Probleme sehen will und kann. Die Gefahr, auf der Basis einer empirischen Wissenschaft ein „szientistisch-utilitaristisches" Anwendungsparadigma (cf. K. Traube, 1979) unbemerkt zu adaptieren, ist wohl in keiner Weise zu unterschätzen. Alle praktischen Probleme, die in Literaturprozessen auftreten können, für technisch wissenschaftlich lösbar zu halten und dabei ein Menschenbild vorauszusetzen, das menschliches (also hier: literarisches) Handeln als durch Bedürfnisbefriedigungsinteressen allein motiviert denkt und demzufolge von wissenschaftlichen Dienstleistungen rational(isiert) zu versorgen wäre, widerspräche bereits den in Kap. I skizzierten konstruktivistischen Annahmen und führte letztlich zurück zu einem mechanistischen Weltbild. Den Nachweis literaturwissenschaftlicher Nützlichkeit zu führen, erzwingt daher auch eine Reflektion auf die in Wissenschaften, in ihren Theorien und Methoden verankerten Sichtweisen von Wirklichkeit, Gesellschaft, Handeln und Werten. In ihren Epistemologien und Metatheorien können sich dabei ganz andere Sichtweisen auftun, als dies in ihrer Forschungspraxis und ihren Applikationen einholbar wird.

1.1 Zu warnen ist vor Angewandter Wissenschaft auch deshalb, weil uns viele Erfolge der Technologien heute als überaus zweifelhaft, ja sogar gefährlich erscheinen müssen: das Spektrum solcher ‚Erfolge' reicht bekanntlich von sterbenden Wäldern, der Zerstörung ökologischer Systeme und Arbeitsplatzrationalisierungen bis hin zu nuklearen Zer-

störungspotentialen. Und auch die „Erfolge" Angewandter Sozialwissenschaften scheinen nicht unbedingt begrüßenswerter: Meinungsumfragen und Auftragsforschungen, die den Interessen der Geldgeber gerecht werden; Unterrichtsformen, die das Interesse von Schülern an Literatur eher abzubauen helfen; Produktivitätsstudien im Rahmen von Industrie- und Arbeitssoziologien, die die Betroffenen unter Zwang setzen, usw.[24] „Verwissenschaftlichung von (technokratischer) Unterdrückung und Manipulation" durch den vermehrten Einsatz sozialwissenschaftlichen Wissens (cf. B. Badura, 1976a: 19) ist die zentrale Gefahr, vor der kritische Sozialwissenschaftler schon seit langem warnen. Hinzu kommt, daß Abnehmerinstanzen, vor allem politische Institutionen, auf rasche Problemlösungen drängen, die sie kurzfristig realisieren können, so daß gründliche wissenschaftliche Forschung kaum möglich ist, will man nicht seine Geldgeber verärgern: „der nächste Stichtag, die nächste Wahl, die nächste wichtige Sitzung bestimmen Zeitökonomie und Informationssuch- und Informationsverarbeitungsverhalten politischer und administrativer Eliten." (B. Badura, 1976b: 305) Unter solchen und ähnlichen Bedingungen und Erwartungen auf Seiten der Abnehmer sozialwissenschaftlichen Wissens ist vielleicht auch die Versuchung groß, dem Problemfeld möglichst sparsame Kausalstrukturen zuzuschreiben, um schnell zu Problemlösungsvorschlägen gelangen zu können.

1.2 Halten wir fest: Sich neu konstituierende Angewandte Wissenschaften, die Wege der Externalisierung beschreiten wollen und sich auf eine explizite Steuerbarkeit ihrer Forschungsprogramme einlassen, sind der Gefahr ausgesetzt, auf solchen Wegen die Reflektion auf die gesellschaftlichen Interessen, die Zwecksetzungen und Problemwahrnehmungen steuern, zu vernachlässigen und sich auf Anwendungskonzepte einzulassen, die, klassisch empirischen Wissenschaften entlehnt, zu manipulativen Einstellungen gegenüber ihren Objektbereichen führen können. Für eine Sozialwissenschaft – und die Empirische Literaturwissenschaft darf wohl zurecht als eine sozialwissenschaftliche Teildisziplin aufgefaßt werden – kann ein technischer Umgang mit den Gegebenheiten und Prozessen im Literatursystem nicht Grundlage ihrer Anwendungsorientierung sein. Veränderungen – so lehrt uns in vielen Fällen unser alltägliches Denken in Kausalzusammenhängen – sind offensichtlich als Verursachungszusammenhänge zu konzipieren, bei denen es darum geht, durch die Veränderung von Ursachenfaktoren eine Veränderung der Wirkungsfaktoren herbeizuführen (cf. hierzu auch H. J. Schneider, 1976: 459). Eine Wissenschaft, die dann Kausalgesetzmäßigkeiten an dieser Stelle vermutet, wird sich folgerichtig in Anwendungsorientierung die Perspektive geben, von außen in die Ursachen eingreifen zu können und zu müssen. „Änderungen sind hier immer vom Typ des „Etwas-änderns", so wie wir es vom technischen Umgang mit Dingen aufgrund naturgesetzlichen Wissens kennen."

(H. J. Schneider, 1976: 462) Dort aber, wo eine anwendungsorientierte Disziplin ihren Objektbereich als einen Bereich sozialen Handelns konstituiert, der sich durch das Handeln von Subjekten ändert, in dem Veränderungen über das Bewußtsein handelnder Subjekte stattfinden, muß ein solches einfaches Modell des manipulativen Eingriffs von außen reduktionistisch scheinen. Ein solch einfaches Kausalmodell dürfte allerdings auch die Gefahr beinhalten, die Probleme zu vermehren oder zu verschieben.

Technisch manipulative Lösungen für ein Problem ziehen ganz offensichtlich weitere Probleme nach sich, etwa in anderen Bereichen, die dort mit derselben Problemlösungslogik angegangen werden, wiederum Nachfolgeprobleme auf sich ziehen, usf. An der Art, wie z. B. Umweltprobleme „bekämpft" werden (diese militärische Metapher ist hier durchaus selbstentlarvend treffend), verdeutlicht diese Problemsicht- und Problemlösungsrationalität: sterbende Wälder werden zunächst mit Giften bekämpft, was zur Zerstörung des Mikroklimas führt, dies wird erneut chemikalisch bekämpft, so daß die Waldböden versauern, schließlich werden die Böden aufgekalkt, so daß die kalkempfindliche Flora ausstirbt, usw. Diese Problembeschreibung kann sicherlich nicht den tatsächlichen Umständen gerecht werden; es geht mir hier ja auch in erster Linie darum, eine bestimmte Denkweise deutlich zu machen. Ob eine solche Denkweise in einer Angewandten Literaturwissenschaft zum Zuge kommt, kann hier gleichfalls nicht nachgewiesen werden. Denn dazu müßten erst einmal Anwendungen vorliegen. Die Absicht, kausalistische Anwendungen zu betreiben, hat eine Angewandte Literaturwissenschaft ihrem Anspruch nach jedenfalls nicht. Deshalb mögen die angesprochenen Warnungen vielleicht für fehlgeleitet erachtet werden, zumindest von den intimen Kennern der empirisch literaturwissenschaftlichen Konzeption. Dennoch möchte ich eine Anzahl von Warnungen vortragen, weil zum einen das Stichwort Angewandte Literaturwissenschaft auf der Basis einer Empirischen Konzeption Positivismus-, Szientismus- oder Utilitarismuseinwände wohl geradezu heraufbeschwört, und weil zum anderen wissenschaftspolitische Umstände die bislang nur in konzeptionellen Werten aufgehobene Anwendungsorientierung der Empirischen Literaturwissenschaft in die Sackgasse des Reflektionsverzichts auf das Verhältnis von Theorie und Praxis führen könnten.

1.3 G. Rusch hat in einem Beitrag zu diesem Band wohl zurecht darauf hingewiesen, daß literaturwissenschaftliche Anwendungsabsichten wahrscheinlich zunächst die Befürchtung auslösen, eine Angewandte Literaturwissenschaft könne kaum besser als ihre Vorbilder sein, zumal sich eine Verwandtschaft zu Technologie, Planungs- und Entwicklungswissenschaften schon in ihrer Absichtserklärung zeige, das Literatursystem gezielten Veränderungen und Planungen auszusetzen. Wie G. Rusch weiter feststellt, sind solche Befürchtungen auch nicht grundlos. Ohne ein Gefühl der Unsicherheit und inneren Distanzierung, so

konstatiert er, kann heute auch kaum mehr über Angewandte Wissenschaften gesprochen werden: Erfolge wie Rationalisierung und Automatisierung müssen heute wohl als Hauptursachen für rückläufige Beschäftigungszahlen mitgesehen werden; die Planungskonzepte der Kultusministerien, die noch vor zehn Jahren langfristigen Lehrerbedarf versprachen, haben sich als Fehlplanungen erwiesen (dafür sind heute denn Konzepte im Gang, die grundsätzlich von einem Lehramtsstudium abraten, und damit eventuell zukünftige Bedarfslücken schon unbemerkt „mitplanen"); die militärische Nutzung technologischer Vernunft bedroht das Fortbestehen unserer Zivilisation ebenso wie die industrielle Ausbeutung von Rohstoffen.

Solche Gefahren – auf den sozialen Sektor bezogen – zu vermeiden, muß Aufgabe einer Angewandten Literaturwissenschaft sein, die ihrer grundsätzlichen Politizität gerecht werden will. Dazu muß sie bestehende praktische Problemlösungstypen der Kritik aussetzen und sich selbst in die gesellschaftliche Gestaltung unserer Wirklichkeit einbringen. Eine wesentliche Bedingung dafür scheint mir in einer Integration von Theorie und Praxis zu liegen, im Versuch einer Integration des wissenschaftlichen Forschungsprozesses mit praktischer politischer Teilnahme (cf. auch H. P. Dreitzel, 1972).

Der Entwicklung eines Umrisses einer solchen Integration werden sich die folgenden Kapitel und Abschnitte nun widmen.

2 Zu einigen Gefahren sich nutzbar machender Wissenschaft

2.0 Daß Wissenschaften grundsätzlich den Nachweis ihrer Nützlichkeit für gesellschaftliche Handlungsbereiche anzutreten hätten, ist von vielerlei Seiten immer wieder als Bedarf nach wissenschaftlich fundierten Lösungsvorschlägen vorgetragen worden: von Lehrerverbänden, Kultur- und Sozialpolitikern als Bedarf an praktisch verwertbaren sozial- und geisteswissenschaftlichen Erkenntnissen; von der Rüstungs- und Unterhaltungsindustrie als Bedarf an technologischen Problemlösungen, usw.; kurz, von gesellschaftlichen Instanzen, die für ihre Entscheidungen bei gegebenen, im Lichte von Interessen gedeuteten Problemlagen sich wissenschaftlicher Orientierung (und Legitimierung!) versichern wollen. In Metatheorien ist zumindest seit Plato eine entsprechende Nützlichkeitsfunktion für Wissenschaft immer schon vorgesehen gewesen und deutlich bei Kant als Vorordnung der praktischen Vernunft vor der theoretischen verankert worden. Diese praktische Vernunft nicht nur in Begründungskontexten zur Geltung zu bringen, sondern in der Nützlichkeit des produzierten wissenschaftlichen Wissens auch nachzuweisen, ist dann im Laufe der Wissenschaftsentwicklung vor allem durch eine Ausdifferenzierung Angewandter Wissenschaften vollzogen worden.

Mit der Ausbildung praktischer Disziplinen, Angewandter Wissenschaften und Technikwissenschaften, die sich mit den theoretischen Fort-

schritten der Naturwissenschaften und der Technisierung der Produktionsstätten entwickeln, haben sich vor allem empirische Wissenschaften zunehmend bemüht, gesellschaftlichen Bedarf an Objekten, Produkten und an wissenschaftlichen Problemlösungen wie Planungskonzepten oder Beratungen zu decken (und diesen Bedarf zu einem erheblichen Teil auch zu erzeugen), indem sie z. B. in der gesellschaftlichen Praxis vorgängige, in Alltagserfahrungen verankerte Problemlösungen zu optimieren oder zu verändern suchten. Die Maßstäbe für optimierende Steuerungen gesellschaftlichen Handelns in Wirtschaft, Politik, Kultur usw. waren – und sind heute noch – in aller Regel Entwürfe von Zielzuständen, die von Wissenschaftlern oder wissenschaftlich ausgebildeten Experten gesetzt und im Lichte ihrer Theorien (Objekt- wie Gesellschaftstheorien) gedeutet werden.

Die Tragweite des hier behaupteten Sachverhalts läßt sich mit einem kurzen Blick auf die Entwicklungsgeschichte der Wissenschaften noch weiter verdeutlichen, womit keineswegs impliziert sein soll, daß der Modus der skizzierten Einflußnahme von Wissenschaft auf gesellschaftliche Praxis unveränderbar sei, von jeder neuen Angewandten Wissenschaft notwendig nachgebildet werden müsse oder zu allen Zeiten gleichförmig ausgeprägt war (was m. E. P. Feyerabend, auf den die nachfolgenden Überlegungen z. T. zurückgehen, unterschwellig andeutet).

2.1 Die Beanspruchung praktischer Nützlichkeit wissenschaftlichen Handelns und seiner Produkte zeigt sich zum ersten Male deutlich wohl mit F. Bacons Festschreibung des Zieles der wissenschaftlichen Methode. Entgegen den humanistischen Zielverortungen von Wissenschaft als „individuelle Gelehrsamkeit" bzw. „Sachwaltung des Ruhmes" des den humanistischen Gelehrten protegierenden Mäzenatentums[25] postuliert F. Bacon im Einklang mit den Ingenieuren seiner Zeit „Fortschritt", „Naturbeherrschung" und „praktische Nutzbarkeit" als oberste Ziele der Wissenschaften. „Beherrschbar" aber ist ihm Natur erst dann, wenn sie wissenschaftlich erkannte Natur ist, so daß „Fortschritt" und „Nutzbarkeit" sich schließlich darin gründen, daß der Mensch den von Wissenschaftlern aufgestellten (objektiv erkannten) Naturgesetzlichkeiten Gehorsam leistet und in seinem Handeln das vollzieht, was in der Natur „angelegt" ist. Damit ist das Bacon'sche Nutzbarkeitsmodell – verglichen mit dem diesem Abschnitt vorangestellten Motto – noch durchaus einer Metaphysik und Ontologie verpflichtet, die die Handlungsmöglichkeiten und Handlungslegitimation des Individuums in Abhängigkeit von „objektiven" Naturgesetzlichkeiten stellen. Im Vordergrund jedoch steht zumindest in der Bacon'schen Konzeption von ‚praktischer Wissenschaft' – und möglicherweise auch in neueren Versuchen, Wissenschaft praktisch werden zu lassen – die Vorstellung, daß die in den Einzelwissenschaften erarbeiteten theoretischen Gesetze und experimentellen Generalisierungen begründet dazu verwendet werden könnten, mögliche Wirklichkeiten zu verwirklichen. Die Möglichkeit

solcher Wirklichkeiten ginge dann auf handlungsregulativ transformiertes Tatsachenwissen via Theorien (cf. Kap. I, 2.4) zurück, das menschliches Handeln so anleitete, daß zunehmend eine als optimal ausgezeichnete Deutung der Theorien in der Praxis approximiert würde. Die Kernannahme eines solchen Programms besteht dann gleichsam in der Vorstellung einer erkennbaren „wirklichen" Wirklichkeit, an deren Strukturen, Prozessen, Gegebenheiten o. ä. sich menschliches Handeln und Verhalten notwendig zu koppeln habe. „Wissen" im Sinne eines Erkannt-Habens der „wirklichen" Wirklichkeit ist mit Bacons Worten hier „Macht", gerade auch insofern der „Nicht-Wissende" nun auch zum Gehorsam gegenüber dem verpflichtbar wird, was eine wissenschaftliche Elite der Natur entlockt. Der Zweck des „Kollegiums der Werke der sechs Tage" in der *Nova Atlantis* ist es denn, die Kräfte der Natur zu erkennen und die menschliche Herrschaft bis an die Grenzen des Naturmöglichen zu erweitern. Damit aber ist ein Menschenbild und Verhaltensmodell entworfen, das menschliche Zwecksetzungen und Handlungsmöglichkeiten einem Naturgeschehen unterwirft, das nurmehr von Experten als solches in seiner Gestaltbarkeit erkennbar ist. Gestaltungsvorschläge gewinnen damit ein Absolutheitsprofil, denn sie sind nun gleichsam in der „wahren Natur der Dinge" angelegt. Gestaltbar und veränderbar ist Wirklichkeit hier immer nur ihrem eigenen Plane nach. Das aber bedeutet – wenn man das in Kap. I (2.3) skizzierte Erkenntnismodell dem entgegenhält –, daß Wirklichkeit nach den Interessen, Werten, Fähigkeiten usw. der Bacon'schen Wissenschaftler verändert wird und damit Herrschaftsinteressen gegenüber denjenigen ins Spiel kommen, die als Unwissende nur die Konzepte der Wissenden umsetzen können. Das Recht auf Wirklichkeitsgestaltung liegt folglich allein in den Händen der Wissenschaftler, die ihre Verantwortlichkeit dann gemäß ihrem Erkenntnismodell in die „Natur der Dinge" verlegen können.

Was demnach Bacons Konzeption auf den ersten Blick von J. Galtungs (1978) Idee des Beitrags der Wissenschaften zur Realisierung vorgezogener (konsensuell vereinbarter) Wirklichkeiten unterscheidet, ist die Begründung für die Bevorzugung wissenschaftlich entworfener Wirklichkeitsmodelle: das eine Nutzbarkeitsmodell begründet sich in einer scheinbaren Subjektunabhängigkeit der Erkenntnis; das andere stellt gerade die Theorie – (und damit eben auch die) Subjektabhängigkeit von Erkenntnis heraus. Den Nutzbarkeitsmodellen gemeinsam – und dies soll im Verlaufe dieser Arbeit noch deutlicher gemacht werden – ist aber m. E. der Wille zur Verwissenschaftlichung gesellschaftlicher Praxis[26], der Anspruch der Wissenschaften auf Autorität und Priorität in der Planung und Gestaltung von Wirklichkeitsbereichen.[27]

2.2 Doch gehen wir für den Moment noch einen Schritt weiter in der Geschichte der Wissenschaften und ihrer praktischen Angebote zurück und betrachten einmal mit Paul Feyerabend (1982) die Anfänge

der Diskussion über die Rolle von Wissenschaft in der Gesellschaft. Die Anfänge der Diskussion über wissenschaftliches Expertentum sieht Feyerabend in der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. In jener Zeit – so Feyerabend (1982: 25) – gab es zwar noch keine Wissenschaften im heutigen Sinne, „aber es gab doch spezielle Gegenstände, es gab auch Fachleute, die sich einbildeten, daß sie von diesen Gegenständen mehr verstünden als sonst irgendein Bürger; und diese Gegenstände wurden genannt – übersetzt gewöhnlich als „Künste" – technai – das waren sozusagen praktische Wissenschaften." Medizin, Mantik und Nautik z. B. werden zu Bereichen spezialisierten Wissens, das aus der Sicht des „praktischen Wissenschaftlers" nicht länger jedem gegeben oder einfach zugänglich ist, sondern als technai zu lernen und als solches tradiertem Erfahrungswissen überlegen ist. Auf diese Weise versichert sich „Wissenschaft" bereits in ihren Anfängen einer gesellschaftlichen Position der Überlegenheit gegenüber einer vorgängigen Praxis, deren auf Erfahrung, Talent oder Tradition beruhende Problemlösungskapazität von seiten der technai grundsätzlich in Frage gestellt wird. Die sich hier abzeichnende Tendenz, natürliche wie soziale Prozesse unter wissenschaftliche Auspizien zu bringen, verdeutlicht P. Feyerabend schließlich in (von ihm) gewohnt pointierter Weise, wenn er darauf hinweist, daß schon damals eine solch alltägliche Angelegenheit wie das Zubereiten von Mahlzeiten nicht mehr als eine Sache von praktischer Erfahrung, Talent oder Freude am Kochen betrachtet wurde, sondern zu einer ‚techne' spezialisiert wird und heute im Rahmen moderner Diätetik (als einem Zweig ‚Angewandter Physiologie') in den Garküchen größerer Institutionen und Wirtschaftsbetriebe nur mehr häufig „ungenießbare, aber wissenschaftlich einwandfreie Mahlzeiten" (1982: 30) anrichtet.

P. Feyerabend, der sich ausführlich mit der Autorität der Wissenschaft auseinandersetzt, baut seine wissenschaftskritischen Argumente auf einer Kritik der Wissenschaftstheorie und der Ansprüche der Wissenschaften auf (cf. etwa P. Feyerabend, 1975, und 1978), die hier nicht wiederholt werden sollen. Interessant hingegen scheinen mir die Konsequenzen, die er aus seiner Kritik zieht: für ihn gibt es keine rationalen Gründe, „den Wissenschaften und dem abendländischen Rationalismus größere Autorität und größeres Gewicht in einem Staatssystem zu geben als anderen Traditionen." (1981: 341) Und es scheint ihm (zu Recht) „nicht nur dumm, sondern auch unverantwortlich, das Urteil von Wissenschaftlern und Ärzten ohne jede weitere Untersuchung zu akzeptieren" (1980: 190). In einer Feyerabend'schen Gesellschaft hat dann folgerichtig nicht mehr der wissenschaftliche Experte das letzte Wort bezüglich praktischer Entscheidungen, sondern Privatleute, Laien und demokratisch konstituierte Ausschüsse. Ob Laien die nötige Entscheidungskompetenz oder das nötige Wissen haben, gesellschaftliche Praxis zu gestalten, ist für P. Feyerabend keine Frage in einer Demokratie: „Eine Demokratie ist eine Versammlung reifer Menschen und nicht eine Versammlung von Schafen, geleitet von einer kleinen Gruppe von Besser-

wissern." (1975: 17 f.) Hier wäre es sicher besser zu sagen, eine Demokratie *sollte* dies nicht sein, und ihre Mitglieder *sollten* sich nicht als Feyerabend'sche „Schafe" von sogenannten Experten betrachten lassen. Diese Position möchte ich im folgenden beibehalten und zu den Postulaten ausbauen, daß eine Angewandte Literaturwissenschaft (a) Aufklärung geben muß über den Status ihrer Modelle und Strategien und (b) öffentlicher Kontrolle zugänglich sein muß, damit andere (nicht-wissenschaftliche) Problemlösungsstrategien und Problemorientierungen möglich bleiben.

2.3 Daß „praktische" Wissenschaft sich nicht immer nur einseitig ins (Autoritäts-)Verhältnis zur Praxis setzen und mit wissenschaftlicher Rigidität „kulturfreie" Zonen in unserer Gesellschaft mittels härtester Technologien und Kalküle etablieren muß, zeigt sich in den letzten Jahren zunehmend in Forderungen nach einer Humanisierung der Wissenschaften. Die von vielen Wissenschaftlern wie Politikern propagierte Möglichkeit, wissenschaftlich technologisch initiierte Fehlentwicklungen in Wirtschaft, Umweltschutz, Erziehung usw. mit klassisch wissenschaftlichen Mitteln aufhalten zu können, ist längst suspekt geworden.

Statt einer (cartesisch) wissenschaftlichen Methode, statt eines rational analytischen Denkens, die nach Ansicht philosophierender Naturwissenschaftler wie F. Capra (1983: 39) in anti-ökologischen Verhaltensweisen enden, wird heute verlangt, daß Wissenschaft sich in einem ökologischen Bewußtsein fundiere und Rationalität mit intuitiver Weisheit verbinde (op. cit.). Wissenschaft soll „humaner" werden, indem sie von einer neuen, einheitlichen Sicht der Wirklichkeit her einen Lebensstil fördern helfen soll, der gekennzeichnet sein soll durch „Lebensbejahung, Hingabe an den Augenblick und tiefes Gewahrsein der spirituellen Dimension der Existenz." (Capra, 1983: 428). Die ökologische Wendezeit-Wissenschaft verspricht denn nicht länger technologischen Fortschritt oder wirtschaftliches Wachstum, ebenso wenig wie „reine" wissenschaftliche Erkenntnis, sondern vielmehr eine Wissenschaft für den Menschen und seine Umwelt. Mit einer solchen neuen Wissenschaft stellte sich aber auch ein verändertes Anwendungsmodell ein: im Gegensatz zur herkömmlichen Wissenschaft, die sich mit linear technologischen Problemlösungen im „Funktionskreis instrumentalen Handelns" (Habermas, 1982: 15) bewegt und damit zugleich Dinge, Zustände und Ereignisse zu kontrollieren, reproduzieren oder standardisieren anstrebt, bezöge die neue Wissenschaft den Menschen als lebendes System in ihre Grundlegung ein ebenso wie (aus Evolutionstheorien, östlichen Philosophien und Kosmologien hergeleitete) Wertsysteme. Angewandte, auf den Menschen als problemlösendes Subjekt gerichtete Wissenschaft wäre in der neuen Wissenschaftskonzeption oder besser gesagt: in dem Weltbild, das sie produziert, bereits virtuell enthalten und müßte nicht eigens wissenschafts- und erkenntnistheoretisch (im Nachhinein) begründet werden.

Die erforderliche Legitimation für Anwendungen der neuen Wissenschaft wäre ebenfalls prinzipiell immer schon gegeben; aufgrund der zugrunde liegenden Epistemologie und Wissenschaftstheorie kann es die klassische Alternative ‚Angewandte Wissenschaft' vs. ‚Verzicht auf Anwendungen' gar nicht mehr geben, sondern nurmehr die Frage, wie man sich als Wissenschaftler zu seiner Anwendungsorientierung verhält und wie Anwendungen zu betreiben sind. Problematisch, so scheint mir, bleibt dieses Konzept dennoch; denn wie sollten Anwendungen hinterfragbar sein, wenn die zugrunde liegenden Werte (Autonomie, Fluktuation, Selbstorganisation, Abbau von Machtstrukturen usw.) verbindlich vorausgesetzt sind und der anwendende Wissenschaftler wieder autoritativ (qua privilegierter Einsicht in die Wert- und Objektzusammenhänge) prognostiziert, daß von ihm vorgeschlagene Problemlösungsstrategien eben genau diese Werte erfüllen werden. Das Wissen darüber, ob bestimmte Gegebenheiten oder Prozesse in einem System diese Werte erfüllen oder nicht – und daher veränderungsbedürftig und die Veränderungsstrategien legitim sind –, verbleibt zunächst auf Seiten des Wissenschaftlers.

Anders als in herkömmlicher Wissenschaft wird hier zwar eine gesellschaftstheoretische Reflektion[28] auf die Problemlösungsangebote, die Problemstrukturen und die handlungsorientierenden Werte ersetzt durch eine kosmologische Reflektion bzw. durch eine Reflektion auf die bio-physikalischen Bedingungen der Möglichkeit lebender Systeme. Aber – und dies verbindet m. E. das Selbstverständnis der neuen und der alten Wissenschaft – die neuen Erkenntnisse und Werte werden weiterhin sozusagen hinter dem Rücken der Betroffenen produziert: die Humanisierung der Wissenschaften wird wie immer von Experten für Experten ausgearbeitet und geplant.[29]

Ist das neue wertorientierte Wissenschaftssystem einmal (nach internalistischen, nicht-partizipativen Konzepten) grundlegend gestaltet und die Notwendigkeit wissenschaftlich angeleiteter kultureller Umgestaltung begründet (so als könne sich Wissenschaft zunächst unabhängig von Gesellschaft formieren, um dann die Umgestaltungsnotwendigkeiten um so besser sehen zu können, sie also selbst von gesellschaftlichen Strukturen und Ideologie scheinbar frei bliebe, wenn es um ihre Theoretizität oder Kognitivität geht; gesellschaftliches Engagement und Parteinahme dann aber nachzutragen sind, wenn es um ihre Politizität und Sozialität geht, also um den Einsatz ihrer scheinbar gesellschaftsfrei entwickelten kognitiven Instrumente) – dann stellt sich offensichtlich für die Umsetzung wissenschaftlichen Wissens in praktisches Handlungswissen und praktische Maßnahmen letztlich nicht viel mehr als das klassische, das Verhältnis von Lehrendem und Zu-Belehrendem arglos fortführende Problem der (lern-)ziel- und personengerechten Präsentation dieses neuen wissenschaftlichen Wissens; wozu F. Capra dann anmerkt: „Um die kulturelle Umgestaltung zu erleichtern, wird es notwendig sein, unser Informations- und Erziehungssystem neu zu strukturieren, damit die neuen Erkenntnisse in der richtigen Weise präsentiert und diskutiert werden kön-

nen." (1983: 461) Was hier „richtig" heißt, entscheidet dann wohl letztlich das richtige ökologische Bewußtsein in wissenschaftlichem Gewande. Die Gefahr, daß auch hier wieder nur Feyerabend'sche „Schafe" herangezüchtet werden sollen, die den wissenschaftlichen Klee, der ihnen vom ökologisch mystisch inspirierten neuen Wissenschaftler als im wahren Einklang mit Natur und Evolution stehend vorgesetzt wird, nur wieder fressen können oder nicht – und in dieser abwartenden, auf Dienstleistungen bedachten Bedürfnisbefriedigungshaltung noch unterstützt werden, statt sie zur Eigeninitiative zu motivieren – diese Gefahr sollte man m. E. bei jedem neuen Versuch, Wissenschaften praktisch werden zu lassen, mitbedenken.

2.4 Im Sinne eines vorläufigen Fazits kann man an dieser Stelle wohl festhalten, daß im Anschluß an das Motto dieses Abschnittes Wissenschaft sich bereits in ihren Anfängen für die Anleitung gesellschaftlicher Praxis zuständig machte, und das bedeutet grundsätzlich, Veränderungen von Wirklichkeit nach sich zieht bzw. durch Wertfixierungen explizit intendiert, und daß offensichtlich Veränderungen im Wertesystem der Wissenschaften einhergehen mit Veränderungen in der gesellschaftlichen Praxis („harte" Wissenschaften führen augenscheinlich zu „harten" Technologien; „humanisierte" Wissenschaften vielleicht einmal stärker zu „ökologischen" Technologien usf., cf. auch F. Capra, 1983). Auf Veränderungen in der Gesellschaft in blindem Reflex bloß bedarfsgerecht zu reagieren und zusätzliche Veränderungen daher nur nach dem Modell sich bereits vollziehender oder vollzogener Veränderungen nachbilden zu können, ist hier die Gefahr, der sich Wissenschaften aussetzen, die in ihrer Anwendungsorientierung auf eine Reflektion ihrer gesellschaftlichen Bedingungen verzichten und ihren Blick allein auf praktische Probleme richten, ohne ihre Problemlösungsinstrumente in deren gesellschaftlich historischen Bedingtheiten zu sehen. Die Beziehungen zwischen den Wertesystemen von Wissenschaften und deren Implementierungen in Anwendung auf praktische Probleme sind im Zusammenhang mit der Frage nach einer Angewandten Literaturwissenschaft nicht ausklammerbar.

2.5 Bevor im folgenden zunehmend spezifischer auf literaturwissenschaftliche Anwendungsprobleme eingegangen wird, ist m. E. noch eine letzte Vorbemerkung zum Anwendungs*bedarf* erforderlich, die erste Auskunft darüber geben soll, wie ein solcher Bedarf in den Wissenschaften eigentlich gedacht wird.

Einen zunehmend größeren Bedarf an Forschungswissen für die Lösung praktischer Probleme (cf. B. Treiber & N. Groeben, 1981: 117), eine wachsende Nachfrage nach wissenschaftlichem Wissen, wissenschaftlicher Beratung und wissenschaftlich qualifiziertem Personal in wirtschaftlichen und sozialen Bereichen (cf. B. Badura, 1980: 459) konstatieren gerade auch Sozialwissenschaftler heute allemal – sicherlich nicht

ganz unabhängig von gesellschaftspolitischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, die sich eben auch im Hochschulbereich, in Forschung und Lehre widerspiegeln: die öffentlichen Gelder für die Finanzierung von Forschungsprojekten und Forschungspersonal verebben, so daß sich die Hochschulen zunehmend nach finanzkräftigen privaten Auftraggebern umsehen müssen; die Zahl der Lehramtsstudiengänger, gerade in den sozial- und geisteswissenschaftlichen Fächern, ist rückläufig, so daß Umorientierungen hinsichtlich neuer Berufsqualifikationen und Studiengangsabschlüsse erforderlich werden.

Zu bedenken scheint mir hier jedoch, daß Anwendungsüberlegungen, die das wirtschaftswissenschaftliche Modell von Angebot und Nachfrage unkritisch einbeziehen, sich auf vorgegebene Marktmechanismen unserer Wirtschaftsordnung einlassen und wissenschaftliche Produkte bzw. Dienstleistungen als Angebote begreifen können, für die – ebenso wie für eine Vielzahl heutiger Warenangebote – nachträglich Verwendungszwecke zu finden wären, d. h., sich eines Bedarfs zu versichern und diesen letztlich zu erzeugen, nachdem die Waren bereits produziert sind bzw. die Möglichkeit ihrer Produzierbarkeit (prototypisch oder theoretisch) erwiesen ist: „die technischen Möglichkeiten erzwingen zugleich ihre praktische Anwendung" (J. Habermas, 1982: 369)[30].

Für eine Wissenschaft, die sich als Angewandte Wissenschaft auch auf die Mechanismen einer Warentauschgesellschaft einläßt (und weitestgehend auch wohl einlassen muß), besteht hier m. E. die Gefahr, daß mit Versuchen der Schließung einer „Angebots-Bedarfs-Lücke" (B. Treiber & N. Groeben, 1981: 117) bestehende Wirtschafts- und Gesellschaftsformen übernommen werden (vor allem, wenn die Bedarfsvorgaben von Institutionen und Großunternehmen ausgehen) und daß nach der Bedarfserhebung allein Optimierbarkeit „alltäglichen Problemlösungsverhaltens" (op. cit.) durch wissenschaftlich vorgefertigte Strategien ansteht, nicht aber eine kritische Reflektion auf diesen Bedarf oder dieses Problemlösungsverhalten. Das Denken in den Kategorien von Angebot und Nachfrage kann sich zudem leicht unbemerkt in die Vorstellungen über die Handlungsvollzüge und Handlungsmotive praktisch Handelnder einschleichen und dazu führen, ihrem Handeln Zweckrationalität zu unterschieben und dies durch entsprechende Angebote noch zu fördern.

Deutlich zu warnen ist m. E. daher vor der Gefahr, daß in der Entwicklung wissenschaftlicher „Treatments" (cf. M. Perrez & J. Patry, 1982, sowie J. Patry & M. Perrez, 1982) im Rahmen entstehender Angewandter Wissenschaften *technologisches Denken* vorbildhaft werden kann und durch eine Übernahme von Anwendungsmodellen aus den Naturwissenschaften Gesellschaft und Natur im Verbund mit profit- und kontrollorientierten Instanzen unkritisch weiterverwissenschaftlicht werden können. Alltägliches Problemlösungsverhalten ebenso wie ein (möglicher) Bedarf an wissenschaftlich fundierten Problemlösungen ist

in aller Regel nicht vom reinsten Altruismus geprägt, sondern von Interessen, von vorgängigen (guten oder schlechten) Erfahrungen im Umgang mit Wissenschaft, von spezifischen Erwartungen an die Effizienz und Qualität von nach wissenschaftlichen Methoden verfertigten Produkten usw. Eine neue Angewandte Wissenschaft trifft demnach auf ein verwertungsinteressiertes Publikum, das sich von ihr möglicherweise genau das verspricht, was Technikwissenschaften ihm in Form von Unterhaltungsindustrie, Psychologie in Form von Verhaltensbeeinflussung (z. B. Werbepsychologie) oder Sozialwissenschaften in Form von „personnel counseling“[31] zur Effektivitäts- und Absatzsteigerung bislang geboten haben. Ein Weg in die „praktische Unvernunft“ könnte für eine Angewandte Literaturwissenschaft z. B. darin bestehen, „zu einer Art Meinungsforschungs-Institut des Literaturmarktes“ zu verkommen (P. Finke, 1982: 101).

2.6 In technologisch hochentwickelten Gesellschaften wird man m. E. auch zu berücksichtigen haben, daß eben Wissenschaft und Technik, Wirtschaft und Verwaltung als ein funktionell verschränktes System (cf. J. Habermas, 1982: 309) sowohl in die wissenschaftliche Theorieproduktion als auch in die Bedürfnisse der Konstrukteure und der Abnehmer Angewandter Wissenschaften hineinreicht, dergestalt daß die zur Anwendung gelangende Wissenschaft sich auf ihre Rolle als Produktivkraft beschränkte und im Dienste soziotechnischer bzw. technokratischer Optimierung sozialen Handelns nur mehr wissenschaftlicher (technologischer) Rationalität zur Seite stünde. „An diesem Tatbestand wird freilich nur eine Theorie, die auf Praxis gerichtet ist, das Paradox erkennen können, das doch auf der Hand liegt: je mehr Wachstum und Wandlung der Gesellschaft von der äußersten Rationalität arbeitsteiliger Forschungsprozesse bestimmt werden, um so weniger ist die verwissenschaftlichte Zivilisation im Wissen und Gewissen ihrer Bürger festgemacht. An diesem Mißverhältnis finden sozialwissenschaftlich angeleitete und entscheidungstheoretisch ausgewählte, am Ende sogar kybernetisch gesteuerte Techniken ihre unüberschreitbare Grenze; es kann nur verändert werden durch Veränderung der Bewußtseinslage selber, also durch die praktische Wirkung einer Theorie, die nicht Dinge und Verdinglichtes besser manipuliert, die vielmehr durch die penetranten Vorstellungen einer beharrlichen Kritik das Interesse der Vernunft an Mündigkeit, an Autonomie des Handelns und Befreiung von Dogmatismus vorantreibt.“ (J. Habermas, 1982: 309 f.)

Dieses zuletzt genannte Interesse muß man nicht unbedingt einer abstrakten Vernunft zuschreiben; Mündigkeit, Autonomie usw. können wir wohl als Grundwerte betrachten, die auch durch Wissenschaft befördert werden sollten. In der Empirischen Literaturwissenschaft und ihrer Anwendungsorientierung – so habe ich in Kap. I dargestellt – sind diese Werte explizit verankert. Man muß wohl ebenso wenig der seit Hegel beliebten Idee folgen, Veränderung sei nur als Bewußtseinsverän-

derung legitim, weil scheinbar nicht-ideologisch, und jeden anderen Ansatz zu Veränderungen als Stützung der bestehenden Machtverhältnisse schelten (cf. hierzu auch R. Mackensen, 1982: 502). Bedenken sollte man allerdings, ob man mit einer ihrem Anspruch nach praktischen Theorie, die mit Grundwerten wie den genannten kompatibel sein soll, nicht dennoch zu Verwendungen anleitet, die unter das Habermas'sche Verdikt fallen, nämlich nur zur besseren Manipulierbarkeit von Verdinglichtem zu taugen. Sobald aber die praktische Wirkung einer Theorie – und hier schließe ich mich der Habermas'schen Festlegung dieses Ausdrucks an – um den Preis erkauft wird, daß ihr Kritikwert qua Wissenschaftlichkeit als überlegener und letzthin verbindlicher gegenüber nichtwissenschaftlicher Kritik vorausgesetzt wird, entsteht wiederum ein asymmetrisches Verhältnis zwischen Theorie und Praxis. Denn dann wäre erneut das „bessere", „wahrere" oder „einzig mögliche" Modell mündigen, autonomen Handelns im Besitz der Wissenschaft. M. E. vernünftige Werte wie Autonomie, Abbau von Zwang und Gewalt, Kreativität usw. müssen – wenn sie in Anwendungen von Wissenschaftlern realisiert werden sollen – inhaltlich gedeutet und auf ihr Zutreffen geprüft werden; d. h., sie müssen in Handlungsstrategien mittransformiert werden und schließlich als Instruktionen von den Betroffenen akzeptiert werden, ohne dabei den Betroffenen als unmündig, unaufgeklärt, verdinglicht o. ä. vorzustellen, dem zu seiner Mündigkeit nur die wahre wissenschaftliche Aufklärung fehle oder dem zu seinem Wohle nur im Modus technischen Handelns zu helfen sei.

Und hier entsteht m. E. die Gefahr, daß eine öffentliche Diskussion über praktische Probleme einseitig in wissenschaftliche Problemlösungen und Denkgewohnheiten überführt werden könnte und damit die Rationalität der zur Anwendung herangezogenen wissenschaftlichen Theorie wie des in ihr verankerten anwendungswissenschaftlichen Treatments zur Dominanten in praktischen Handlungsbereichen werden und diese letztlich vollständig usurpieren könnte. Die Irrationalität des einen und wahren Rationalitätsmodells inszenierte sich dann selbst.

Geht man dagegen von der Annahme aus, daß es keinen vernünftigen Grund gibt, *ausschließlich* wissenschaftliche Lösungen für praktische Probleme zu entwickeln und zu akzeptieren; daß es irrational wäre, nur eine Form menschlicher Vernunft und menschlicher Praxis (nur eine Form der Erfahrung also im Sinne des in Kap. I, 2.4 aufgespannten konstruktivistischen Erfahrungsbegriffs) auszuzeichnen[32]; daß es vielmehr verschiedene Wege zur Realisierung gesellschaftlich erstrebenswerter Ziele gibt und es sich dabei um Wege handelt, die von Menschen im Lichte von Theorien (gleich ob Alltags- oder wissenschaftlichen Theorien), Interessen, Bedürfnissen, Werten und Normen sowie praktischen Traditionen entworfen und begangen werden, dann ist es m. E. unvermeidlich, das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis, wenn in Wissenschaft oder Praxis ausdrücklich Anwendungsbedarf entsteht[33], als ein symmetrisches Verhältnis zu gestalten, in dem die Beteiligten, Wissenschaftler

und Praktiker, sich gegenseitig Reflexivität, Kognitivität und Konstruktivität zugestehen und diese auch als Charakteristika ihrer konzeptuellen und instrumentellen Apparaturen anerkennen, die sie als Subjekte einbringen in die Lokalisierung, Wahrnehmung und Lösung von Problemen. Sie müßten lernen, Wissenschaft und Praxis als einen gegenseitigen Aufklärungsprozeß zu begreifen, in dem die „vindizierte Überlegenheit der Aufklärer über die noch Aufzuklärenden [...] theoretisch unvermeidlich, aber zugleich fiktiv und der Selbstkorrektur bedürftig [ist]: in einem Aufklärungsprozeß gibt es nur Beteiligte."[34] (J. Habermas, 1982: 45)

Wissenschaftlich fundierte Problembearbeitungen praktischer Probleme grundsätzlich für adäquater, „wahrer" oder wertvoller zu erachten, setzte dagegen voraus, daß (a) diejenigen Probleme, die ein Wissenschaftler im Rahmen seiner Theorien wahrnimmt, identisch sind mit den Problemen, die sich einem „Praktiker" im Lichte seiner Theorien stellen; und daß (b) die Adäquatheit und Wahrheit von Theorien unabhängig von den Subjekten festgestellt werden kann, die die Theorien entwickeln, gebrauchen und unter den Bedingungen einer Gemeinschaft oder Praxis (etwa der Kuhn'schen scientific community) nach konsensualisierten Werten und Normen beurteilen.

Wissenschaftlichkeit allein ist demnach kein Grund, eine Problemlösungsstrategie zu akzeptieren. Für nicht-wissenschaftliche Problemlösungen gilt dasselbe. Beide, das wissenschaftlich reflektiv-analysierende wie das konkret handelnde Problemlösen sind epistemologisch gleichberechtigte Wege: „A choice between them is possible in the way one can choose a plane or a train to get to a destination. They are also alternative ways of failing to get from here to a better there, just as both planes and trains sometimes break down." (C. Lindblom & D. Cohen, 1979: 27)

Einen prinzipiellen Grund, einen dieser Wege durch den anderen zu ersetzen, kann es nicht geben. Und in dieser Hinsicht wäre von Wissenschaft dann zuallererst zu fordern, daß sie selbst dazu beiträgt, den Mythos abzubauen, „daß Wissenschaftler derart in menschliche Angelegenheiten eingreifen können, daß die Menschheit viel glücklicher wird als sie es je zuvor war." (J. Spengler, 1976: 347)

Abzubauen ist jedoch auch der Mythos, daß Wissenschaft gar nicht für die Praxis tauge; ein Mythos, der im Blick auf Literaturwissenschaft etwa gerade auch von Lehrern (die sich selbst gern als Praktiker titulieren) aufrecht erhalten wird und sich bei näherer Betrachtung als falsch herausstellen läßt. Denn dieser Mythos unterstellt letztlich immer, daß Praxis theoriefrei sei und also wissenschaftliche Theorie nicht für Praxis zuständig sein könne. Was ihn kennzeichnet, ist denn eher ein Unwillen, sich die Theoretizität der eigenen Praxis vor Augen zu führen und zu überlegen, wie diese Theoretizität fruchtbar gemacht werden kann, wie sie durch Erweiterungen und Veränderungen dazu beitragen kann, das tägliche Handeln zu optimieren.

III Prolegomena zur Grundlegung einer Angewandten Literaturwissenschaft

1 Ausgangspunkte in der Sicht der Empirischen Literaturwissenschaft

1.0 Einleitend möchte ich noch einmal die in den vorangegangenen Kapiteln dargelegten literaturwissenschaftlichen Ausgangspunkte zusammenstellen, um daran anschließend einen Orientierungsrahmen entwickeln zu können, in dem die wichtigsten epistemologischen Aspekte einer Angewandten Literaturwissenschaft erkennbar werden könnten. Die in Kapitel II kompilierten Anmerkungen zum Anwendungsproblem sollten sich dann rückblickend erweisen als ein Versuch, ein Vorverständnis von Angewandter Wissenschaft allgemein zu explizieren. Im folgenden möchte ich nun einige Problembereiche systematischer angehen, ohne dabei allerdings meine skeptische Position aufgeben zu wollen.

1.1 Wie die Bemerkungen zu Gefahren Angewandter Wissenschaften im letzten Kapitel haben zeigen wollen, besteht für eine Literaturwissenschaft, die Anwendungsfelder lokalisieren und Lösungsstrategien für praktische Probleme[35] dergestalt entwerfen will, daß diese für Teilnehmer am bzw. Institutionen im oder um das Literatursystem nutzbar werden für Veränderungen der Modalitäten des Literaturprozesses, aller Grund, sehr genau abzuwägen, in welcher Weise und mit welchem Selbstverständnis sie sich etablieren will. Gerade auch als eine Wissenschaft, die vor allem aufgrund ihrer hermeneutischen Tradition die Reflektion ihres eigenen Standorts zumindest postuliert, sollte die Literaturwissenschaft – auch in einer empirischen Konzeption – alle Vorsicht walten lassen, vorschnell Anwendungsmodelle zu verabschieden, ohne den wissenschaftlichen und gesellschaftlichen (historischen) Kontext ihres Anwendungsinteresses aufzuarbeiten. Jeder Ansatz zu einer Angewandten Literaturwissenschaft wird erwartungsgemäß einer Vielzahl von Problemen ausgesetzt sein, die von Literaturwissenschaftlern allein kaum zu lösen sein werden. Denn mit dem Aufbau einer Angewandten Literaturwissenschaft untrennbar verbunden ist letztlich immer das Ziel, gesellschaftliche Prozesse zu verändern, zu steuern oder zu planen – und dies über das Bewußtsein der Handelnden. Von Wissenschaften mit Interventionsabsichten aber wird man verlangen müssen, daß sie die Folgen der von ihnen initiierten (und von ihren Mit-

gliedern z.T. selbst – z.B. bei der empirischen Arbeit im Feld – aktiv mitgetragenen) Eingriffe in ein soziales Handlungssystem weitgehend kontrollierbar halten können, d.h., im Wissen um die Komplexität sozialer Prozesse verantwortlich handeln können. ‚Kontrollierbar' kann hier nicht Bevormundung oder Überwachung der Teilnehmer heißen, sondern vielmehr sein Wissen, die ontologischen und operationalen Wissensbestände, explizit zu machen, die Folgen von möglichen Eingriffen auf der Grundlage empirisch abgesicherter Theorien antizipieren zu können.

Da das Literatursystem als ein Bereich gesellschaftlichen Handelns, der notwendig mit anderen Handlungsbereichen innerhalb unseres Gesellschaftssystems verbunden ist, das primäre Eingriffsobjekt einer Angewandten Literaturwissenschaft darstellt, wird sich eine Angewandte Literaturwissenschaft eben nicht darauf beschränken können, allein *literatur*wissenschaftliche Problemlösungen durchzuspielen. Wenn man die Gegenstandskonstitution der empirischen Literaturwissenschaft ernst nimmt und ‚Literatur' als gesellschaftliches Subsystem auffaßt, das funktional in ein gesellschaftliches Gesamtsystem integriert ist, einer koevolutiven (mit anderen Subsystemen sich einpegelnden) Dynamik folgt und in das folglich eine Vielzahl anderer Subsysteme hineinreicht, dann wird eine Angewandte Literaturwissenschaft mit rein disziplinintern gewonnenen Anwendungsinstrumentarien (seien es Theorien, Methoden oder Wissensbestände) kaum weiterkommen: ökonomische, politische, psychologische, soziologische usw. Theorien wären heranzuziehen ebenso wie Theorien sozialen Wandels gesellschaftlicher Bedürfnisse, Werte und Normen, gegebenenfalls auch (mathematische) Entscheidungstheorien, Normenlogik, kybernetische Modelle usw. Von einer Angewandten Literaturwissenschaft, die Veränderungen intendiert, wird daher – und dies sei hier noch einmal betont – u. a. zu erwarten sein, daß sie zum einen interdisziplinär ausgerichtet ist, d. h., aufgrund ihrer Konzeptionalität mit den oben angesprochenen Disziplinen und Theorien vereinbar ist; und zum anderen, daß sie einen Rahmen anbieten kann, der eine Integration der in gesellschaftlichen Prozessen wirksamen Faktoren ermöglicht. Die erste Anforderung besagt zusammenfassend, daß Literaturwissenschaft als empirische Wissenschaft zu konzipieren ist, daß ihre Theorien und Methoden in intersubjektiv verständlicher Form darstellbar sind, daß empirische Literaturwissenschaftler lernen, eine verständliche Sprache zu sprechen (was sicher noch nicht befriedigend genug gelingt) und daß ihre Theoriestrukturen wie ihre Gegenstandskonstitution anschließbar sind an die Theoriebestände ihrer Nachbardisziplinen. Um die zweite Anforderung erfüllen zu können, hätte die Literaturwissenschaft einen Rahmen vorzulegen, der die Dynamik sozialer Prozesse, die Interaktionsbeziehungen zwischen gesellschaftlichen Teilsystemen sowie den Wertwandel und Wertetransport innerhalb und zwischen solchen Teilsystemen erklärbar machte. Diese zweite Anforderung läßt sich heute sicherlich

noch nicht realisieren; sie deshalb für utopisch zu halten, muß aber nicht gleichbedeutend mit der Unmöglichkeit eines solchen Rahmens sein. Wir benötigen komplexe Theorien, um die Vielfalt der Folgen unseres Handelns besser absehen zu können; wir müssen nachgerade die Komplexität unserer Theorien steigern und sie nicht reduzieren. Denn Reduktion endet letztlich wohl immer in Einseitigkeiten oder in Mikroanalysen, die den Blick auf Zusammenhänge einengen, wenn sie isoliert von größeren theoretischen Zusammenhängen durchgeführt werden. Zur Entwicklung eines solchen umfassenden Rahmens kann ich hier jedoch nur aufrufen; ihn zu entwerfen, bedarf kooperativer Anstrengungen innerhalb unserer Disziplin (einschließlich derjenigen, die skeptisch sind gegenüber der empirischen Konzeption, aber etwa gerade aufgrund ihrer historischen Konzepte wichtige Ansprechpartner für eine Angewandte Literaturwissenschaft darstellen) ebenso wie Anstrengungen bezüglich einer interdisziplinären Öffnung der Literaturwissenschaft.

1.2 Für die Grundlegung einer Angewandten Literaturwissenschaft, die tatsächlich Veränderungen gesellschaftlicher Wirklichkeiten mit wissenschaftlichen Mitteln anstreben und zugleich *Literatur*wissenschaft bleiben wollte, wäre es demnach zu allererst erforderlich, zu einem objekttheoretischen Konzept zu gelangen, das Literatur als Prozeß in gesellschaftlichen Kontexten erklärt. Die Entscheidungen für ein solches Konzept wie für diejenigen wissenschaftstheoretischen Werte, die den literaturwissenschaftlichen Umgang mit einem solchen Konzept regelten, wären in dieser Hinsicht abhängig von einer vorgängigen Entscheidung für Applikabilität. Und dies ist nach allem in Kap. I, 2.5 Gesagtem in der Empirischen Literaturwissenschaft der Fall. Der umgekehrte Weg jedoch scheint weder logisch möglich noch überhaupt wünschenswert: Wollte man nämlich die objekt- und metatheoretischen Entscheidungen, die für das Selbstverständnis einer jeden Wissenschaft prägend sind, wissenschaftlich begründen, geriete man zumindest in die heikle Lage, ein nicht-zirkuläres Argument für eine wissenschaftliche Begründung von Literaturwissenschaft finden zu müssen.[36] Darüberhinaus wird man berücksichtigen müssen, daß es faktisch wohl keine Wissenschaft gibt, die so „rein" wäre, daß nicht gesellschaftliche Institutionen sich ihrer Ergebnisse oder Verfahrensweisen bedienten. Daher haben auch traditionelle (nicht-empirische) Literaturwissenschaften ihre Applikationen. Wie wissenschaftlich oder „unwissenschaftlich" literaturwissenschaftliche Interpretationen, literaturgeschichtliche Klassifikationen, Biographien, Methoden der Textanalyse usw. auch immer sein mögen, sie zeigen stets auch Wirkungen außerhalb der Literaturwissenschaft: Sie tragen zur Lösung praktischer (Entscheidungs-)Probleme von Verlegern, Kulturpolitikern, Lesern und Lehrern bei. In literaturdidaktischer Gestalt, etwa in den bekannten Handreichungen für die ersten Deutschstunden von Referendaren, floriert gar bereits ein Typ Angewandter

Literaturwissenschaft[37]: relativ zu vermuteten Planungsproblemen von Deutsch- und Literaturlehrern werden Rezepturen feilgeboten, die dem fast immer vorgegebenen Zweck des angemessenen oder gar „richtigen" Textverstehens und institutionellen Bedingungen gemäß Mittel an die Seite stellen, um Unterricht effektiv und kontrollierbar zu halten. Ein solches Beispiel zeigt zwar, daß es außerhalb der Literaturwissenschaft Bereiche gibt, die literaturbezogene praktische Probleme mit wissenschaftlicher Methodik angehen, jedoch wäre dies noch kein Grund, Anwendungen allein der Buchmarktforschung oder der Literaturdidaktik – die sich selbst auch gar nicht als Angewandte Literaturwissenschaft verstehen – zu überlassen und damit Angewandte Literaturwissenschaft in sogenannte Bindestrichdisziplinen auszulagern.

1.3 Warum aber sollte eine Angewandte Literaturwissenschaft nicht auch im Rahmen traditioneller Literaturwissenschaft möglich sein, wenn – wie geschehen – wir ihr Wirkungen auf das literarische Handeln in unserer Gesellschaft zugestehen? Wäre es nicht möglich, die faktischen Folgen traditionellen literaturwissenschaftlichen Arbeitens zu intendierten Folgen zu machen, indem man die Theoretizität der traditionellen Literaturwissenschaft dergestalt erhöhte, daß die Folgen ihrer Problemlösungsvorschläge kalkulierbar würden? Die Antwort wird hier negativ ausfallen müssen. Versteht man traditionelle Literaturwissenschaft nämlich als eine Wissenschaft, in deren Zentrum ein Objektbereich konstituiert wird, dem substantialistische Annahmen über die Beschaffenheit von literarischen Texten zugeordnet sind, dann kann sich das Wissen, das unter solchen objekttheoretischen Voraussetzungen gewinnbar ist, immer nur auf das Objekt „Text" beziehen. Anwendungen, die in praktischer Absicht vollzogen immer nur auf Veränderungen im Objektbereich der entsprechenden Disziplin abzielen können, hätten sich dann auf Texte zu beziehen. Die literarischen Texte zu verändern, kann aber nicht das Ziel von Literaturwissenschaft in einer demokratischen Gesellschaft sein. Was zu verändern nur legitim sein kann, sind die Bedingungen, unter denen literarische Texte produziert, distribuiert, rezipiert und verarbeitet werden. Dies aber bedeutet, daß sich Literaturwissenschaft auf die Institutionen orientieren muß, in denen die genannten Handlungen-mit-Texten stattfinden. Handlungsträger sind dabei dann Menschen. Und über solche Aktant-Text-Relationen wird eine in praktischer Absicht betriebene Literaturwissenschaft Auskunft geben können müssen. D. h., sie muß in ihrem Zentrum eine Theorie haben, die literarische Handlungen als Handlungen konkreter Subjekte (nicht aber etwa die eines impliziten Lesers) erklärt. Solange eine Literaturwissenschaft nur Texteigenschaften, Textstrukturen und Textfunktionen unabhängig vom faktischen Gebrauch der Texte erklären kann, wird sie keinen wissenschaftlichen Beitrag zur Veränderung von Literaturprozessen beisteuern können – es sei denn, sie wollte die Texte selbst verändern. Problematisch allerdings ist hier nach wie vor das Thema

„literaturwissenschaftliche Interpretation". Literaturwissenschaftliche Interpretationen haben ihren Markt, sie werden gelesen und zeigen Folgen für literarisches Handeln (etwa für den Literaturbegriff von Schülern). Warum also sollten sie nicht so konzipierbar sein, daß sie (a) mit gesellschaftlich erstrebenswerten Zielen, Werten oder Funktionen (cf. etwa H. Steinmetz, 1983) vereinbart sind (etwa den Schülern nicht die Lust an Literatur nehmen) und (b) zu intendierten und damit überprüfbaren Folgehandlungen führen? Die Antwort der Empirischen Literaturwissenschaft auf diese Fragen könnte etwa wie folgt lauten: Interpretation ist als eine Form der Teilnahme am Literatursystem zu betrachten, d. h. als Verarbeitungshandlung, und in genau dieser Funktion sollte sie zu folgenreichen Diskursen über Literatur beitragen, nicht aber die Diskurse abschließen, indem sie etwa die Polyvalenzkonvention (cf. Kap. I, 2.5) außer Kraft oder sich gar selbst an die Stelle der literarischen Texte setzte (wie dekonstruktionistische Interpretationen es z. T. schon tun). Interpretationen, wenn sie nicht für sich reklamieren, die „richtige" Bedeutung der Texte qua wissenschaftlicher Verfahren erkennen zu können, haben eine wichtige Funktion im Literatursystem; sie als wissenschaftliche Operation betreiben zu können – und dies wäre ja eine Voraussetzung, um sie als Teil einer Angewandten Literatur*wissenschaft* (re)konstruieren zu können –, scheint jedoch widerspruchsfrei nicht möglich, wenn Interpretation einerseits mit wissenschaftlichen Mitteln „richtige" Textbedeutungen generieren will, andererseits aber die unter den literarischen Konventionen stattfindenden Diskurse nicht abschließen will. Um (b) realisieren zu können, müßte neben einer Theorie und Methodologie wissenschaftlicher Interpretation eine Theorie des Gebrauchs von Interpretationen entwikkelt werden, die erklärte, wie Interpretationen rezipiert werden, wie sie auf literarische Rezeption wirken usw.; d. h., eine empirische Theorie wäre hier erforderlich, die dann aber auch prognostisch stark genug wäre, um die durch ihre Anwendung selbst initiierten Veränderungen antizipieren zu können. Wünschenswert wäre ein solches Unternehmen aber wohl kaum; denn es müßte ja darum gehen, aufgrund empirischen Wissens über die Rezeption und Verarbeitung (im psycholinguistischen Sinne von „text-processing") von Interpretationstexten solche Interpretationstexte zu erstellen, die das literarische Handeln von Teilnehmern am Literatursystem manipulierbar machten – und wenn die Redeweise von Interpretationstexten dabei weiter Sinn machen soll, kann sich eine solche Einflußnahme letztlich nur wieder auf die Konstruktion „richtiger" Textbedeutungen beziehen.

Mit einer substantialistischen Literaturtheorie, so das Fazit dieser Überlegungen, und einer Interpretationsmethodik, der es um subjektunabhängige Bedeutungen literarischer Texte geht, läßt sich eine Angewandte Literaturwissenschaft nicht betreiben.

1.4 Nach diesem Exkurs möchte ich mich nun wieder der Empirischen Literaturwissenschaft und ihrer Anwendungsorientierung zuwenden. Das integrative Modell, das die Anwendungsorientiertheit der empirischen Konzeption in die wissenschaftlichen Funktionen der einzelnen Theorie-Elemente aufnimmt als Beschreibung, Erklärung und Veränderung von Literaturprozessen, steht dabei im Mittelpunkt. Die Überlegungen gehen daher in die Richtung, einige Voraussetzungen für die Möglichkeit literaturwissenschaftlicher Veränderungsoperationen aufzuzeigen. Denn es scheint mir keineswegs selbstverständlich und erst recht nicht ohne Nachdenken möglich, „Verändern" in den Funktionsbereich wissenschaftlicher Theorien aufnehmen zu können, will man nicht dieses Verändern so betreiben, wie ich es in den vorangegangenen Überlegungen zum Verhältnis von Angewandten Wissenschaften, Wissenschaften und Gesellschaft anzudeuten versucht habe. Die Aufgabe, eine Angewandte Literaturwissenschaft zu entwickeln, ist nämlich mit der Verankerung eines metatheoretischen Wertes wie Applikabilität bei weitem noch nicht gelöst. Und eine endgültige zufriedenstellende Lösung dürfte auch nach dieser Arbeit noch nicht in Sicht sein. So sollen die folgenden Überlegungen nicht einen Problembereich abschließen, sondern darauf aufmerksam machen, was es zu bedenken gilt, wenn man Literaturwissenschaft praktisch werden lassen will. Sie sollen zur Vorsicht mahnen und nicht dazu verleiten, Veränderungsstrategien nach reduktionistischem Muster etwa aus einer schlichten Pragmatisierung von Gesetzesannahmen („Wenn X, dann Y" übersetzt in die Regel „Y per X"; cf. M. Bunge, 1974) zu gewinnen. Auch einen solchen kritischen Beitrag sollte man als einen konstruktiven Beitrag zu einer Angewandten Literaturwissenschaft verstehen können; denn es geht darum, aus einer kritischen Perspektive vor möglichen Fehlentwicklungen zu warnen und einen Argumentationsrahmen zu konturieren, aus dem heraus zukünftig eine Angewandte Literaturwissenschaft entwickelt werden könnte. D. h., der Anspruch dieser Arbeit besteht darin, ein Modell zur Gestaltung des Theorie-Praxis-Verhältnisses zu begründen, das auf einige wesentliche Probleme einer Angewandten Literaturwissenschaft orientiert, ohne schon den Angewandten Literaturwissenschaftler in die Lage versetzen zu können, seine Probleme auch lösen und Veränderungen betreiben zu können. Als Ausgangspunkt soll dabei P. Finkes (1982) Bestimmung des Verhältnisses von theoretischen und praktischen Aspekten von Wissenschaft übernommen werden, wonach ja die theoretische Vernunft einer Wissenschaft determiniert ist von ihrer praktischen Vernunft.[38]

2 Erkenntnistheoretische Voraussetzungen einer Angewandten Literaturwissenschaft

2.0 Im Rückgriff auf das Kap. II vorangestellte Motto, demzufolge es Aufgabe wissenschaftlicher Theorien sein muß, Wirklichkeiten zu verändern und nicht korrespondenztheoretisch abzubilden oder in ihrer „wahren Natur" zu erklären, wird man für die epistemologische Basis einer Angewandten Literaturwissenschaft nicht mehr von einer realistischen oder empiristischen Erkenntnistheorie ausgehen können, die dem Subjekt eine von ihm unabhängige, eigenen unveränderlichen Gesetzen gehorchende Welt gegenüberstellt und die Leistungen menschlichen Erkenntnisvermögens auf passive Rezeptivität reduziert. Eine Erkenntnistheorie, die zur Fundierung einer Angewandten Literaturwissenschaft geeignet wäre, hätte m. E. einen Erkenntnisbegriff zu explizieren, der im Einklang mit der Vorstellung einer als veränderbar erkennbaren Wirklichkeit steht, in dem Sinne, daß soziale Wirklichkeit als bewußtseinsabhängige Wirklichkeit erscheint. „Erkennen" wäre demnach nicht auf eine unabhängige Wirklichkeit bezogen, noch diese widerspiegelnd zu denken, sondern als ein „Machen" von Wirklichkeit, als „Verwirklichen". Die erkenntnistheoretische Basis einer Angewandten Literaturwissenschaft wäre dann so anzulegen, daß „Erkennen" und „Verändern" begrifflich vermittelt wären. Beide wären als (konstruktive) Tätigkeiten zu konzipieren, d.h., „Erkennen" und „Verändern" wären so zu begründen, daß „Erkennen" bereits die Möglichkeit von „Verändern" implizierte und umgekehrt. Zur Überbrückung dieser beiden Tätigkeiten wäre daher ein Erkenntnisbegriff anzusetzen, der „Erkennen" als aktive Gestaltung von Wirklichkeit ausweist. (Dualismen des Typs „Theorie vs. Praxis", „Erkennen vs. Entscheiden" usw. wären dann nicht mehr als ontologische Gegebenheiten zu betrachten, sondern als Denkgewohnheiten, die in unseren europäischen Weltbildern zwar verankert, aber sehr wohl überwindbar sind und auch überwunden werden müssen, um zu einem besseren Verständnis menschlichen Lebens und Aufeinander-Angewiesenseins gelangen zu können).

2.1 Eine solche erkenntnistheoretische Basis wäre jedoch mit Vorsicht aufzubauen; denn im Anschluß an die Position, daß „Erkennen" als konstruktiver Akt zu betrachten ist, der Wirklichkeit hervorbringt und damit die Möglichkeit der Verwirklichung vorgezogener möglicher Wirklichkeit begründet, besteht zweifellos die Gefahr einer Radikalisierung dieser Konstruktivität zu einer demiurgisch generalistischen Vernunft, die sich zumutet, jede beliebige Wirklichkeit verwirklichen und jedes Problem angemessen in Arbeit nehmen zu können. Ein epistemologischer Konstruktivismus wäre denn eher so zu handhaben, daß er dem Literaturwissenschaftler abverlangt, sich über die Reichweite und Partialität seiner Problemlösungsstrategien bewußt zu sein ebenso wie über die gesellschaftlichen Ideologien, die in sein Handeln hineinreichen.

Für eine Angewandte Literaturwissenschaft, die von der literaturwissenschaftlichen Gegenstandskonzeption her auf literarisches *Handeln* zu beziehen wäre, werden erkenntnistheoretische Überlegungen in der oben angedeuteten Richtung vor allem auch zur Begründung von „Kernannahmen über das menschliche Subjekt" (B. Treiber & N. Groeben 1981: 118) als „Gegenstand" einer Angewandten Literaturwissenschaft heranzuziehen sein. Eine Erkenntnistheorie, die „Erkennen" als subjektdependentes, konstruktives Phänomen beschreibt, führt unter Anwendungsaspekten dazu, „Konstruktivität, Reflexivität und Kognitivität" (Treiber & Groeben, 1981: 122) jedem menschlichen Subjekt grundsätzlich einzuräumen. Infolge dieser Annahme zeigen sich wissenschaftliche und alltägliche Kognition in einem symmetrischen Verhältnis: beide sind nicht an einer unabhängigen Wirklichkeit bemeßbar; beide konstruieren Wirklichkeitsbereiche auf der Basis kognitiver Schemata; in beiden geht das Subjekt mit seinen Werthaltungen, Bedürfnissen, Fähigkeiten usw. auf. Fruchtbar wird eine konstruktivistische Erkenntnistheorie für eine Angewandte Literaturwissenschaft dann etwa in Treiber & Groebens „epistemologischem Subjektmodell". Da ein solches Modell m. E. zentral für die Grundlegung einer Angewandten Literaturwissenschaft sein könnte, soll im folgenden kurz auf einige Folgen dieses Modells eingegangen werden. Wie im einzelnen eine Erkenntnistheorie beschaffen sein müßte, um dieses Modell zu fundieren, oder ob es nur genau eine mögliche Erkenntnistheorie (etwa die des biologischen Konstruktivismus; cf. die Ausführungen in Kap. I, 2.3; oder die des psychologischen Konstruktivismus; cf. etwa N. Groeben, 1982b) zur Fundierung dieses Subjekt-Modells geben kann, wird dabei außer acht gelassen.[39]

3 Das epistemologische Subjektmodell in einer Angewandten Literaturwissenschaft

3.0 In ihren Überlegungen zur Umsetzung von Forschungswissen in Strategien zur Lösung praktischer Probleme im Bereich der Psychologie gelangen N. Groeben & B. Scheele (1977), N. Groeben (1981) sowie B. Treiber & N. Groeben (1981) zu einem objekttheoretischen Modell, das mir aus drei miteinander zusammenhängenden Gründen für den gegenwärtigen Argumentationskontext bedeutsam scheint: (1) aufgrund seiner epistemologischen Orientierung; (2) aufgrund der aus dieser Orientierung herleitbaren Forschungspraxis; und (3) aufgrund der mit dieser Forschungspraxis möglichen expliziten Einflußnahme von Wissenschaft auf Praxis und umgekehrt.

Bevor ich mich im Detail diesen Fragekomplexen zuwende, möchte ich kurz einige Argumente anführen, die die Erkenntnissituation in den Sozialwissenschaften betreffen, um daran anknüpfend die Grundannahme des epistemologischen Subjektmodells herauszustellen. Anders als

in den Naturwissenschaften, so N. Groeben (1981: 120), wo eine „fixe Erkenntnisrelation festgelegt“[40] ist, haben es die Sozialwissenschaften mit einer Erkenntnissituation zu tun, in der das „Erkenntnisobjekt ebenfalls bewußtseins- und erkenntnisfähig“ ist. Sozialwissenschaften, zu deren spezifischen Gegenstandsbereichen Menschen gehören, werden von Menschen betrieben, so daß hier eine Situation eintritt, in der das erforschte „Objekt“ eben auch das „Subjekt“ erforschen und erkennen kann. „Erkenntnis in der sozialwissenschaftlichen Psychologie ist zumindest potentiell auch immer Selbsterkenntnis. Selbsterkenntnis aber bedeutet die (widerspruchsfreie) Anwendbarkeit des Erkannten auf sich selbst, bedeutet die Konstruktion von selbstbezogenen Objektmodellen mit Attributen wie z. B. *‚aktive Realitätskonstruktion, Reflexivität‘* [meine Hervorhebung] usw.“.

Die klassische Alternative zu diesem Modell, das behaviorale Subjektmodell (cf. N. Groeben & B. Scheele, 1977), hat dagegen eine „starre (naturwissenschaftliche) Subjekt-Objekt-Relation“ (N. Groeben, 1981: 122) aufzubieten, die als Reduktion des menschlichen Subjekts auf seine „organismischen Dimensionen“ abzulehnen ist. Groeben argumentiert gegen solche Reduktionen ähnlich wie ich dies in Kap. II versucht habe, indem er auf die negativen Konsequenzen dieses Modells im Bereich der Technologien verweist. Dort – so Groeben – „manifestiert sich das potentielle durch diese Reduktion determinierte Leiden ungleich intensiver. Es ist hier nur an bestimmte konditionierungstheoretische Versionen von durchaus mit bestem Willen entwickelter und eingesetzter Therapie zu erinnern, wie z. B. bestimmte Aversionstherapien“ – und vom wissenschaftsgeschichtlichen Standpunkt her spricht auch ihm manches dafür, „daß bestimmte Paradigmen zu Technologien führen, die die gleichen Menschenbildannahmen realisieren wie das herrschende Paradigma: wenn auch wissenschaftstheoretisch vielleicht unkorrekt, so hat doch mindestens eine Wissenschaftlergeneration z. B. die Verhaltenstherapie als Anwendung der Verhaltenstheorie behauptet und darauf aufbauend technologische Strategien entwickelt, die genau das reduzierende behaviorale Subjektmodell konstituieren. Gerade diese technologischen Anwendungen zeitigen also bei reduzierenden (nicht-selbstbeziehbaren) Objektmodellen in der Psychologie die ‚nicht-wünschenswerten Folgen‘ (potentiellen) Leids.“ (op. cit.)

Mit J. Habermas (1973) argumentiert Groeben dann weiter, daß starre Subjekt-Objekt-Relationen ein „technologisches Erkenntnisinteresse“ implementieren[41]: „damit aber wird der Mensch (wie die Natur) als zu beherrschender Gegenstand konstituiert, d. h. den entsprechenden wissenschaftlichen Theorien (und natürlich ihren Anwendungen) ist eine unvermeidbare Manipulations-Dynamik inhärent.“ (1981: 123)

Die Einschätzung, daß klassische (naturwissenschaftliche) Anwendungsmodelle und Vorstellungen über den Menschen überwunden und durch humanere Annahmen ersetzt werden müssen, verbindet

demnach die hier vertretene Position schon mit Groebens epistemologischem Subjektmodell.

3.1 Die psychologische Objekt-Theorie, die z. B. Treiber & N. Groeben als epistemologisches Subjektmodell präsentieren, hebt sich zunächst grundsätzlich von behavioralen Modellen ab, insofern dem Subjekt prinzipiell die Möglichkeit der „Rationalität, Reflexivität, Kognitivität und Konstruktivität" zugesprochen wird (1981: 118). Unter dieser Voraussetzung ist dem Erkenntnis-„objekt" dann „grundsätzlich die Fähigkeit zugebilligt, qualifiziertes subjektives Wissen auch in komplexen Problemlagen kompetent und erfolgreich zu deren Bearbeitung einzusetzen" (1981: 119), d. h., menschliches Problemlösungshandeln ist als konstruktive, vom Subjekt ausgehende, nicht umweltdeterminierte Operation zu betrachten. Fügt man nun hinzu, daß auch Wissenschaftler Subjekte im angegebenen Sinne sind und daß Erkennen eine Form von Problemlösungshandeln ist, dann wird zumindest deutlich, daß Subjekte – gleich in welchem sozialen Handlungsbereich sie agieren – sich in einer epistemologisch identischen Situation befinden. Eine Differenz zwischen wissenschaftlichem und nicht-wissenschaftlichem Problemlösungshandeln, zwischen Theorie und Praxis oder zwischen Erkennen und Entscheiden (sensu Albert 1975 a, b) ist damit unter erkenntnistheoretischen Vorzeichen nicht konstatierbar. Die Vorteile einer solchen epistemologischen Orientierung zeigen sich demnach im Blick auf die Anwendungsproblematik darin, daß „es keinen Sinn hat, zwischen theoretischer und praktischer Vernunft zu unterscheiden und zwischen Erkenntnis und Entscheidung einen Gegensatz zu konstruieren, wie es von einer Erkenntnislehre her plausibel erscheint, die die Erkenntnis als Offenbarung der Vernunft oder der Sinne, also als Ergebnis einer Schau, auffaßt." (H. Albert 1975 b: 54). Wissenschaftliche wie nichtwissenschaftliche Handlungsbereiche werden von Subjekten getragen, die unter den historisch gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Handlungsbereiche agieren und aufgrund der biologisch psychologischen Ausstattung ihrer Kognitionsapparate keinen privilegierten, subjektunabhängigen Zugang zu objektiver oder wahrer Erkenntnis haben. Wenn folglich „Erkennen" unter den Bedingungen des Subjekts steht – und ‚Subjekt' meint hier nicht ‚subjektiv', sondern unter den biologischen Bedingungen einer Gattung wie unter den Bedingungen gesellschaftlicher Konventionen und Sozialisationsprozesse –, dann erscheint es in der Tat sinnlos, über eine vermeintliche Objektivität oder Exaktheit wissenschaftlicher Erkenntnis dieser das Feld zu räumen und „Anwendungen" bzw. „praktisches Handeln" letztlich der Vorherrschaft wissenschaftlich rationaler Erkenntnis zu unterstellen.

3.2 Im Anschluß an ein erkenntnis- bzw. kognitionstheoretisches Modell, das Erkenntnis als subjektabhängige Konstruktion und als bereichsspezifisches Problemlösungshandeln im Dienste der Ver-

haltenssynthese lebender kognitiver Systeme (cf. Kap. I, 2.3 und den dort entwickelten Erfahrungsbegriff) ausweist, löst sich nun zwar das in rationalistischen wie empiristischen Philosophien stets ontologisch gedachte Problem einer Differenz zwischen Erkennen und Entscheiden bzw. theoretischem Wissen und praktischem Handeln auf; denn beide erscheinen nun als konstruktive, auf das Subjekt und seine kognitiven Schemata, seine Werte, Emotionen, Bedürfnisse, Wissensbestände usw. bezogene Operationen – aber auf der Ebene der Bereichsspezifik entsteht das Problem erneut: Wenn nämlich „Erkennen" i. S. von „Problemlösungshandeln" ein Verhalten bezeichnet, das darauf gerichtet ist, diejenigen Probleme zu bewältigen, die im Rahmen von Handlungsbereichen auftreten und unter den historischen Bedingungen solcher Handlungsbereiche definiert sind, dann bleibt allerdings die Frage nach der Transferierbarkeit von Problemlösungsstrategien zwischen den einzelnen gesellschaftlich ausdifferenzierten Handlungsbereichen. Deutlich wird dieses Problem etwa dort, wo H. R. Maturana (zit. nach S. J. Schmidt, 1982b: 361), ein derzeit prominenter Vertreter des biologischen Konstruktivismus, die Leistungsfähigkeit von Wissenschaft aus ihrer Subjektabhängigkeit mit dem Hinweis erklärt, daß diese Subjektabhängigkeit „uns" eben erlaube, „den Handlungsbereich zu bewältigen, in dem wir existieren." Die Verwendung des Pluralpronomens legt es zunächst nahe anzunehmen, daß hier ein menschlichen Subjekten schlechthin zugänglicher Handlungsbereich gemeint ist, der von der biologischen Spezies ‚Mensch' parallel konstruiert wird. Auf der biologisch-epistemologischen Argumentationsebene ist es sicherlich sinnvoll, von einem Handlungsbereich auszugehen, in dem „wir alle" qua biologischer Ausrüstung „existieren" und der biologisch kollektiv zu bewältigen ist. Da es jedoch wenig sinnvoll sein dürfte, eine rein biologische Konstruktion dieses Handlungsbereiches zu postulieren, wenn Problemdefinitionen, Problemlösungsvorschläge und Problemlösungshandeln zur Diskussion stehen, wird man zumindest ergänzend die Ebene der sozialen Konstruktion von Handlungsbereichen in die Theorie einholen müssen. Und hier zeigt es sich dann, daß Problemdefinitionen, Lösungsvorschläge usw. allemal im Lichte *gesellschaftlicher* Institutionen, Traditionen, Wertesysteme usw. präsentiert und interpretiert werden. Demzufolge ist für die Begründung einer Wissenschaft, die praktische Probleme außerhalb des Wissenschaftssystems (mit)lösen will, wenig gewonnen, wenn über die Biologie des problemlösenden Subjekts im Sinne eines Gattungswesens, das qua Gattungsspezifik in einer gemeinsam definierten Nische operiert, die gesellschaftliche Basis von Problemdefinitionen und -lösungen übersehen wird. In letzter Konsequenz mag man durchaus annehmen, daß jede Problembestimmung und Problemlösungsmethode auf einen kollektiv biologischen Handlungsbereich bezogen ist und sich die Leistungsfähigkeit subjektabhängigen Operierens immer an dessen Beitrag zur Bewältigung der biologischen Existenz bemißt – nur läßt sich dieser Annahme entgegenhalten, daß sich Subjekte qua Sozialisation mit ihren Problemde-

finitionen, ihren Problemlösungsstrategien und ihren Kriterien für die Adäquatheit von Lösungsstrategien nicht außerhalb von Gesellschaft stellen können, d. h., ihr Handeln nicht unabhängig von gesellschaftlichen Konventionen, Regeln, Traditionen, Werten usw. einrichten können. Von daher scheint es m. E. angebracht – wenn es um die Grundlegung einer Angewandten Wissenschaft geht –, das Faktum der Sozialität von Erkenntnis gegenüber dem der Biologizität zu akzentuieren und dann auch das Problem in Kauf zu nehmen, daß Problemlösungen, die für einen bestimmten Handlungsbereich passen, nicht per se auch für jeden anderen Bereich gültig sein müssen und daß Probleme eben gemäß den Bedingungen von Handlungsbereichen entstehen und artikuliert werden.

Zudem dürfte es Literaturwissenschaftlern schwerfallen, empirisch fundierte Beiträge zur Biologie des Menschen zu leisten. In der erkenntnistheoretischen Basis hingegen werden wir uns jedoch philosophisch mit der Biologizität lebender Systeme auseinandersetzen müssen. Halten wir hier daher nur fest, daß im Konstruktivismus biologische und soziologische Faktoren notwendigerweise berücksichtigt werden. Für das Operieren menschlicher Subjekte bedeutet dies, daß sie über zwei „Datenbasen" (zwei Arten von operationalem Wissen) verfügen, die man als biologische (evolutionsgeschichtliche) Erfahrungen der menschlichen Spezies und soziokulturelle (ontogenetische) Erfahrungen bezeichnen kann. Ersteren kann man aufgrund ihrer langen Erfolgsgeschichte dann vielleicht größere „Verläßlichkeit" im Problemlösungshandeln verglichen mit letzteren zuschreiben; ansetzen jedoch muß eine Angewandte Literaturwissenschaft mit Veränderungsabsichten m. E. bei den soziokulturellen Erfahrungen.

3.3 Im Sinne eines ersten Fazits zur Epistemologie einer Angewandten Literaturwissenschaft können wir hier zunächst folgendes festhalten:

Ausgehend von der Annahme, daß in Überlegungen zum „Praktisch-Werden" einer Wissenschaft prinzipiell die Frage zu beantworten ist, welche Rolle wissenschaftliche Erkenntnis für die Lösung praktischer Probleme spielen kann, ist zunächst der Erkenntnisbegriff selbst zu klären. Im Anschluß an konstruktivistische Auffassungen von ‚Erkenntnis' zeigt es sich, daß ‚Erkennen' als subjektabhängige (biologisch wie sozial determinierte) Operation zu kennzeichnen ist. Unter Zugestehung dieser Subjektabhängigkeit bzw. Konstruktivität ist dann die Adäquatheit einer Erkenntnismethode oder eines Erkenntnisstils nicht an den Gegenständen oder der Wirklichkeit bemeßbar – denn diese werden vom Subjekt allemal gemäß seiner eigenen Bedingungen konstruiert –, sondern an deren Problemlösungseffizienz[42]. Dieser konstruktivistische Begriff von ‚Erkenntnis' kann daher nicht dazu herangezogen werden, „die echte, objektive Erkenntnis von illegitimen Konkurrenzprodukten zu scheiden [...] echte, rational akzeptable

Erkenntnisse von Mythen, Märchen, bloßen Ausgeburten ungezügelter Phantasie, haltlosen Spekulationen, »Träumen eines Geistersehers« (Kant) und irrationalen Dogmen [...] abzugrenzen" (H. Spinner, 1974: 10), um in letzter Konsequenz wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion ein generelles Primat einzuräumen (daß wissenschaftliche Erkenntnis durchaus irrationale Züge aufweist, ist auch schon aus den historischen und methodologischen Arbeiten Feyerabends und Kuhns hervorgegangen). Macht man sich nun klar, daß keine Erkenntnismethode gegenüber anderen auszeichenbar ist unter Bezugnahme auf Kriterien wie Objektivität oder Wahrheitsförderung – wenn diese Kriterien bereichsunabhängig (absolut) gesetzt werden und nicht als Werte, die für einen bestimmten Handlungsbereich regulativ sind und dort gesellschaftlich „erwartet" werden –, dann läßt sich in Fortführung der vorgenommenen Analogisierung von ‚Erkennen' und ‚Problemlösungshandeln' auch nicht mehr der etwa von kritischen Rationalisten z.T. dogmatisch propagierte Vorschlag begründen, jeden gesellschaftlichen Handlungsbereich (vor allem den politischen und religiösen) nach dem Muster der kritizistischen Erkenntnismethode zu gestalten (dazu mehr im nachfolgenden Exkurs).

Des weiteren folgt aus der skizzierten konstruktivistischen Erkenntnistheorie, daß auch die kognitive Apparatur, die konzeptuellen Bausteine der Wirklichkeitskonstruktion, und damit verbunden die Wissensbestände, die aus dem Gebrauch dieser Apparatur resultieren, unter den Bedingungen des Subjekts stehen. Die wissenschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit ist von daher keineswegs der alltäglichen Konstruktion prinzipiell überlegen: Wissenschaftliche Theorien und Alltagstheorien sind in epistemologischer Sicht strukturell und funktional äquivalent in dem Sinne, daß beide wirklichkeits- und erkenntniskonstitutiv, problem- und problemlösungsgenerativ sind. Daher ist mit B. Treiber & N. Groeben (1981: 119) „dem Erkenntnisobjekt[43] grundsätzlich die Fähigkeit zugebilligt, qualifiziertes subjektives Wissen auch in komplexen Problemlagen kompetent und erfolgreich zu deren Bearbeitung einzusetzen; diese Grundannahme berücksichtigt auch; daß in manchen Sachverhaltsbereichen der Rationalitätsanspruch objektiver (= wissenschaftlicher) Theorien offenkundig empfindlich einzuschränken ist. [...] Dies läßt auch eine problemspezifische Überlegenheit subjektiven Wissens über objektive Informationsbestände zu und intendiert andererseits eine fremd- oder selbstinduzierte Rationalitätssteigerung subjektiven Wissens, die z. B. durch Metakognitionen reguliert werden kann." Im Rahmen des epistemologischen (konstruktivistischen) Subjektmodells wäre allerdings genauer darauf zu achten, daß die mit Kategorien wie „Reflexivität", „Konstruktivität" und „Subjektabhängigkeit" angezeigte Abwehr realistischer Ontologien oder epistemologischer Offenbarungsmodelle nicht über den Problem- und Rationalitätsbegriff wieder leichtfertig verspielt wird. Nimmt man nämlich die Grundannahmen der skizzierten Erkenntnistheorie ernst, so muß man gerade im

Rahmen ausdifferenzierter arbeitsteiliger Gesellschaften Subjekten prinzipiell zugestehen, daß sie gemäß ihren Handlungsbereichen „Wertmuster" aufgebaut haben, die den Sinn von Problemen, die Berechtigung und die Ziele von Problemlösungen festlegen[44]. Die Probleme, die sich Subjekten in unterschiedlichen Handlungsbereichen stellen, sind subjektabhängig, d. h., ihr Stellenwert, ihr Sinn und ihre Beurteilung ebenso wie die Entwürfe möglicher Lösungsstrategien und deren kriterialer Rahmen werden unter den Bedingungen des Handlungsbereichs der Subjekte interpretiert bzw. produziert. Von daher sind rationale (wissenschaftliche) Problemdefinitionen und Lösungsstrategien nicht von vorneherein auf praktische Probleme in dem Sinne „anwendbar", daß mit dieser Rationalität schon die Probleme und die Strategien legitimiert und für die Betroffenen eine subjektiv akzeptable Lösung gegeben wäre. Infolge des epistemologischen Subjektmodells wird man eben nicht davon ausgehen können, daß dem Problemlösungshandeln von Subjekten ein einheitlicher Rationalitätsbegriff zugrunde liegt, noch daß rationale Problemlösungsstrategien (durch Rationalität ermöglichte verläßliche Zweck-Mittel-Verbindungen[45]) allein zur Problembewältigung geeignet sind. Wenn man die Menschenbildannahmen des epistemologischen Subjektmodells ernst nimmt, dann kann es gar keinen Grund geben, nur genau einen bestimmten Rationalitätsbegriff zu favorisieren, noch das Subjekt auf ein fundamentales Interesse an rationalen Problemlösungen zu reduzieren. Emotionales und intuitives Handeln und Sich-Verhalten sind hier grundsätzlich gleichberechtigte Möglichkeiten der Problembewältigung. Rationalität, die Treiber & Groeben zu Recht jedem Subjekt zugestehen, ist nicht a priori koextensional mit wissenschaftlicher oder technologischer Rationalität. Ebenso wird man nicht davon ausgehen können, daß sich von Wissenschaftlern erkannte Probleme in genau der gleichen Weise den Betroffenen stellen. Eine Rationalitätssteigerung subjektiven Problemlösungshandelns (sensu Treiber & Groeben) kann deshalb nicht mehr sein als ein mögliches Ziel von Anwendungen, über das mit den Betroffenen zudem ein Konsens erzielt werden muß.

3.4 Die Bemerkungen zur subjektabhängigen Problemdefinition und der Hinweis auf die unterschiedlichen Handlungsbereiche haben natürlich zur Folge, daß das menschliche Subjekt als ein *autonom* handelndes Wesen vorzustellen ist. Diese Autonomie ist jedoch nicht als eine fensterlos monadische zu denken, sondern als eine Autonomie, die darin besteht, daß das Subjekt seinen Erfahrens- und Erlebensbereich, seine Umwelt also, nach seinen eigenen (biologisch und sozialisationsgeschichtlich determinierten) Bedingungen erzeugt. Demzufolge bietet sich für eine Angewandte Literaturwissenschaft allemal die Möglichkeit, über die kommunikativ und interaktiv vermittelten Sozialisationsprozesse in das Handeln von Subjekten „einzugreifen", wenn man davon ausgeht, daß anwendende Wissenschaftler wie die betroffe-

nen Subjekte weitgehend parallel im Rahmen eines Gesellschaftssystems sozialisiert sind. Die zugrundeliegende Erkenntnistheorie negiert mit der Konstruktivität des Subjekts eben nicht die Existenz gesellschaftlicher Bedingungen des Handelns, nur ontologisiert sie diese Bedingungen nicht als Gegebenheiten, die schlechthin auf das Subjekt einwirken oder es in seinem Handeln dergestalt determinieren, daß es bloß auf die Art und Qualität solcher Bedingungen (passiv) reagieren könne. Konstruktivistische Erkenntnistheorie leitet die jeweiligen Objektwissenschaften vielmehr dazu an, das, was man gemeinhin als gesellschaftliche Bedingungen (als etwas, das den Subjekten „voraus" liegt) bezeichnet, aus dem Operieren der Subjekte zu erklären, indem man die Art und Weise untersucht, wie Subjekte ihre Wirklichkeiten konstruieren.

Exkurs: Rationalität und epistemologisches Subjektmodell

Ohne den Anspruch, eine Rationalitätskonzeption angewandter Wissenschaften hier auch nur ansatzweise skizzieren zu wollen, soll dieser Exkurs primär dazu dienen, einige mögliche Verbindungen zwischen Rationalitätsformen und Anwendungen aufzuzeigen.

Wenn man einmal davon ausgeht, daß Anwendungen im Sinne wissenschaftlich erarbeiteter Strategien oder Handlungspläne auf die Lösung praktischer Probleme abzielen im Sinne von Handlungsorientierungen, die das praktische Handeln auf das Erreichen jeweils bestimmter Ziele hin steuern sollen, dann könnte man Rationalität zunächst als ein Mittel verstehen, das Problemlösungsstrategien unter Erfolgserwartungen stellte. Rationalität wäre in diesem Sinne eine notwendige Bedingung für die Erreichung von Handlungszielen. Ihre Funktion bestünde darin, „Natur- und Sozialprozesse [...] – unter Mißachtung von Emotionen und Gewohnheiten, von natürlichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen – durchzusetzen. [...] Das menschliche Leben samt seiner natürlichen Umwelt gilt [dabei; der Verf.] als vollständig verfügbar." (O. Höffe, 1984: 147)

Rationalität wird hier als Organon beschrieben, das Erfolg im Erkennen und – was wichtiger ist – im Handeln garantiert. Gemeint ist hier natürlich die Webersche ***Zweckrationalität***, die von Höffe um eine Rationalität zweiter Stufe, „die Ziel- oder Zweckrichtigkeit, zu der die Sittlichkeit hinzugehört" (1984: 149), ergänzt wird, so daß Rationalität schließlich zweistufig konzipiert wird (als Mittelrichtigkeit und als Zweckrichtigkeit): „Dabei hat die Rationalität zweiter Stufe den sachlichen Vorrang. Denn von den Zielen hängt es ab, welche Mittel angemessen sind, nicht entscheiden die Mittel über die Angemessenheit der Ziele." (op. cit.)

Für Anwendungsüberlegungen, so scheint mir, wäre eine solche Rationalitätskonzeption[46] sicherlich imperativisch zu verstehen als Verzicht auf Affekte, Emotionen, Sitten oder Bräuche (cf. O. Höffe, 1984: 150) auf Seiten des anwendenden, Strategien und Pläne entwerfenden Wissenschaftlers wie auf Seiten desjenigen, der die jeweiligen Problemlösungsstrategien in seinem Handeln vollziehen soll. Letzterem, dem sogenannten „Praktiker" also, wird vom Forscher-Anwender nur dann Erfolg verheißen, wenn die problemlösende Rezeptur genauestens befolgt wird (bei Nichtbeachtung der Gebrauchsanweisung trägt bekanntlich der Verwender die Verantwortung für Folgeschäden); und sich selbst verspricht der Forscher-Anwender genau dann maximale Erfolgschancen für seine Strategien oder Produkte, wenn er für die Konstruktion seiner Strategien oder Produkte auf empirische

Gesetze oder Regelmäßigkeiten zurückgreifen kann. Was auf diese Weise entsteht, sind Handlungsanweisungen des Typs „Tue *A*, damit *B*" (M. Bunges technologische Regeln); denn, wie man aus der Theorie und Experimenten weiß: „Wenn *A*, dann *B*" (cf. M. Perrez & J. Patry, 1982: 55 f.). Ihrem Sinn nach sind sie darauf angelegt, praktisches Handeln in wissenschaftlich begründete Praxis zu transformieren (cf. J. Patry & M. Perrez, 1982: 410). Kennzeichnend für Ansätze, die ihre Anwendungsziele formulieren als Optimierung von Problemlösungsprozessen, als „reflexive Änderungen in Inhalt und Struktur subjektiver Theorien zu induzieren" (B. Treiber & N. Groeben, 1981: 129) oder als „rationale Kritik" (wie H. Albert, 1975 a/b) ist offensichtlich die Annahme, daß es eine Konzeption von ‚Rationalität' gibt („geben" im Sinne von a priori gültig sein), „die sich nicht auf einen bestimmten Bereich einschränken läßt, weil sie die Struktur eines adäquaten Problemlösungsverhaltens überhaupt betrifft." (H. Albert, 1975 a: 67).

Die Verbindung von Wissenschaft und Gesellschaft, von Theorie und Praxis oder von Erkenntnis und Entscheidung, die ansonsten sauber auseinandergehalten werden (auch institutionell!), wird hier über Rationalitätskonzeptionen wiederhergestellt (die als solche natürlich sich wissenschaftlichen Erkenntnissen und Handlungsweisen verdanken). Als Albertsches Brückenprinzip zwischen Theorie und Praxis hält dabei allerdings allein die theoretische Vernunft her; denn ihr obliegt es, als „Schrittmacher der Modernisierung und der Reform, der Verbesserung bisheriger Problemlösungen *in allen Bereichen der Gesellschaft* [meine Hervorhebung], auch im politischen Bereich, angesehen zu werden." (H. Albert, 1975 a: 99; cf. auch H. Albert, 1975 b: Kap. III) Die im Lichte der Annahme universeller Rationalität vorgezeichnete Verbindung von Theorie und Praxis (oder welches Begriffspaar man hier auch immer dualistisch konfrontieren will) wird dann schließlich über Brückenprinzipien realisiert: seien es Alberts Brücken aus „Aufklärung und Steuerung" (1977: 189 ff.) bzw. „konstruktiver" und „kritischer" Anwendung von Wissenschaft, wobei „konstruktiv" *technisch* (!) meint (cf. 1977: 192); seien es M. Perrez' & J. Patrys (1982) „Treatments" oder B. Treibers & N. Groebens „Austausch von subjektiven und objektiven Theorien" (wobei mir „Austausch" mitunter „Auswechselung" zu bedeuten scheint) – jedesmal geht es offensichtlich darum, eine (häufig wohl eingestandene) Autonomie handelnder Subjekte durch Zuständigkeitsansprüche zu brechen, durch Optimierungsverheißungen (mit oder ohne Irrtumsvorbehalte), die über Generalisierungen (im Sinne erkannter Gesetzmäßigkeiten als Ausweis theoretischer Vernunft) gewonnen und legitimiert sind, Konstruktions- und Kritikansprüche zu realisieren.

Als Folge der Trennung von Wissenschaft und Praxis und einer über Rationalitätskonzeptionen eingeholten Überbrückung dieser beiden Bereiche seitens wissenschaftlicher Verfahren wird der Rationalität des Handelns in der sozialen Lebenswelt ein wissenschaftlich konstruiertes Modell rationalen Handelns auferlegt. Dagegen läßt sich zunächst nicht sehr viel einwenden, solange das konstruierte Modell empirisch adäquat ist. Dennoch aber bleibt dieses Modell ein idealtypisches Modell, das seine Konstruktionsleitlinien an die Rationalitätsformen des Handelns in lebensweltlichen Bereichen vererbt und seinem Anspruch nach in Anwendungsbezügen (d. h., dort, wo es in die Transformation empirischen Tatsachenwissens zu Handlungswissen für praktische Belange eingeht) verbindliche Antworten dann auch nur auf solche praktischen Probleme geben kann, die sich auf seine Form bringen lassen, z. B. in Form „technischer Aufgaben" stellen (cf. J. Habermas, 1982: 317). Deutlich wird diese Konsequenz der einseitigen Überbrückung von Wissenschaft und Praxis etwa bei J. Partry & M. Perrez (an die sich R. Viehoff

z. T. in seinem Beitrag zu diesem Band anschließt), wenn sie praktisches Handeln auf technische Verfügung reduzieren, indem sie praktisches Handeln betrachten als „eine Kunst im Sinne des Könnens, die ein mehr oder weniger elaboriertes wissenschaftliches Fundament besitzt, und zwar in dem Ausmaß, wie der praktisch Handelnde auf technologisches Wissen rekurrieren kann." (1982: 410) Praxis ist hier aristotelische ‚techne', die durch ‚poiesis' als die ihr korrespondierende Wissensform zu orientieren ist. ‚Poiesis' (im Sinne technologischen Wissens) wird in dieser Konzeption schließlich aus Theorie gewonnen und wäre durch Theorie bestimmt.

Erinnert sei an dieser Stelle auch an J. Habermas vier Stufen der Rationalisierung (cf. 1982: 323—328), vor allem an die erste Stufe, derzufolge der Umfang bewährter Gesetzeshypothesen den Umfang rationalen Handelns bestimmt.

Im Rahmen des epistemologischen Subjektmodells, so scheint mir, deutet sich ein weniger verkürzter Rationalitätsbegriff an, wenngleich auch hier von einer Rationalitätsdistanz (wohl im Sinne einer quantitativen Differenz) die Rede ist, die allerdings durch die Annahme einer „strukturellen Identität und damit Vergleichbarkeit wissenschaftlicher und naiver [sic!] Theorien" (B. Treiber & N. Groeben, 1981: 119) partiell zurückgenommen wird. Ausdrückliches Ziel von Anwendungen auf der Basis dieses Subjektmodells bleibt dennoch die „Verbesserung naiven Theoriewissens" als „Steigerung seines [des Betroffenen; der Verf.] Reflexivitäts- und Rationalitätsgrades" (op. cit.). Die objekttheoretische Kernannahme dieses Modells gesteht noch — durchaus im Sinne der konstruktivistischen Erkenntnistheorie und der darin begründbaren Werte wie Autonomie — jedem Subjekt prinzipiell zu, „über geeignete Handlungspläne und -strategien [zu verfügen; der Verf.], die zum Bearbeiten und Lösen eines praktischen Problems befähigen" (1981: 118). Wie es jedoch mit dieser Kernannahme vereinbar ist, daß praktische Probleme ungelöst bleiben oder nur mit geringem Rationalitätsgrad bzw. mangelnder Effizienz gelöst werden — und folglich Wissenschaft sich ans Werk machen muß, ist m. E. nicht mehr schlechthin einsichtig. Denn wenn einmal als Voraussetzung gilt, daß Subjekte ihre praktischen Probleme mit Rekurs auf (biologische und soziale) Erfahrungen und operationales Wissen (cf. Kap. I, 2.4) lösen können, daß solche Probleme im Rahmen von Handlungssystemen entstehen, für die die Subjekte entsprechend sozialisiert sind (d. h., in ihren Wirklichkeiten entstehen), und daß sich innerhalb solcher Handlungssysteme Problemlösungsstrategien (etwa so wie die Kuhnschen Paradigmen) historisch ausgebildet und bewährt haben, dann bleibt allerdings die Frage, wie hier Probleme entstehen können, die *nicht* mittels tradierter Techniken, praktischer Erfahrungen oder praktischen Erfindungsreichtums (der in Kap. I, 2.4 skizzierte Erfahrungsbegriff betont gerade, daß kognitive Systeme immer auch neues operationales und ontologisches Wissen ausbilden) lösbar sind. Demzufolge blieben m. E. einer unter den Vorzeichen autonomen Problemlösungshandelns zu verankernden Angewandten Literaturwissenschaft drei prinzipielle Möglichkeiten, einer postulierten (Finkeschen) Nutzenfunktion genüge zu leisten:

(1) die von Treiber & Groeben favorisierte Optimierung, Verbesserung oder Steigerung rationalen Problemlösungshandelns durch eine jeweils zu begründende Vermittlung von Alltags- und wissenschaftlichen Theorien („Vermittlung" kann dabei dann nicht „Auswechselung" heißen);

(2) die Etablierung alternativer Praxen, d. h. die Konstruktion von Utopien (cf. hierzu N. Groeben, 1981, sowie die Anmerkungen in Kap. I, 2.5) auf der Basis einer Experimentellen Literaturwissenschaft;

(3) der Einstieg in bereits technologisierte Lebensbereiche, d. h. in Sektoren bereits wissenschaftlich rational ausgerichteter Handlungssysteme (Psychotherapie; Didaktik; Marktforschung), um deren Rationalität noch zu steigern.

Zwischen diesen drei Möglichkeiten soll kein Ausschließungsverhältnis behauptet werden: in allen drei Möglichkeiten geht es offenbar darum, praktisches Handeln zu optimieren, in (1) und (2) vor allem um qualitative Optimierungen; in (3) geht es primär um die technische Verfügbarkeit von Mitteln zur Problemlösung, um Problemlösungsprozesse etwa ökonomisch zu halten (mit wenigen Mitteln effektive Lösungen zu erreichen); in (1) sind die Anwendungsziele dagegen nicht als Zielfunktionen vorgegeben, sondern davon bestimmt, einen diskursiven Austausch von Theorien zu initiieren in der Absicht, Lebensbereiche transparent zu machen, Kritik und Emanzipation zu fördern; d. h., in (1) muß für Anwendungen nicht notwendig ein praktisches Problem schon vorliegen. Hier können und sollten sich Probleme eben erst dort stellen, wo ein diskursiver Austausch von Theorien in einer Subjekt-Subjekt-Kommunikation stattfindet. In (2) wird eine Experimentelle Literaturwissenschaft angesprochen, in deren Rahmen ähnlich wie in sogenannten Alternativbewegungen, aber auch ähnlich wie in militärischen oder bürokratischen Strategiespielen, neue Konzepte entwickelt und erprobt werden.

Als mögliche (und m. E. genauestens zu berücksichtigende) Folgen solcher Kopplungen von Wissenschaft und Praxis wird man damit rechnen müssen, daß sich letztlich eine einheitliche Konzeption von Rationalität durchsetzen könnte und die Strukturen von Lebenswelten – im Gegensatz zu einem postulierten Pluralismus – reibungslos aneinanderrückten. Diese Gefahr dürfte im Falle der Möglichkeiten (1) und (2) noch am geringsten sein; denn in (1) findet ein direkter Austausch statt, so daß Ansichten, Konzepte, Einstellungen gegenseitig korrigierbar werden (oder auch als unvereinbar nebeneinander bestehen bleiben können); und in (2) bleibt es im Grunde bei „normaler Wissenschaft", nur daß sich der Wissenschaftler hier mit „utopischen" Wirklichkeiten beschäftigt. (2) bleibt dafür allerdings die vorläufig wohl noch wirkungsloseste Variante einer Angewandten Literaturwissenschaft. In (3), d. h. bei einem konzeptionellen Anschluß der Literaturwissenschaft an bestehende Technologiekonzepte, dominiert dann jedoch die klassische Zweckrationalität in Form substantieller Rationalität[47], der es weniger um die Vereinbarung von Werten geht als um die effektive Kontrolle und Manipulation „äußerer" Handlungsbedingungen. Das Subjekt betritt hier die Planungs- und Strategieentwicklungsbühne nur mehr als ein Faktor, der in Abhängigkeit von gegebenen Umständen und Bedingungen so reagiert, wie solche Umstände und Bedingungen manipuliert werden. Mit Blick auf die konstruktivistischen Grundlagen der Empirischen Literaturwissenschaft bliebe dann zu klären, wie eine konstruktivistische Rationalität sich bestimmt angesichts wohl anzunehmender subjekt-abhängiger Beobachter-Rationalitäten wie interindividueller Systemrationalitäten. Vor allem aber wäre der Frage nachzugehen, wie sich konstruktivistische Anwendungsinteressen vereinbaren lassen mit der Idee subjekt-abhängigen, autonomen Problemlösungshandelns (diese Autonomie wäre ja so von anderen Subjekten mitzuentwickeln, daß sie Autonomie bliebe), und wie objekttheoretisch gewendet Anwendungen auf literarisches Handeln möglich werden können, ohne dieses Handeln unter den Typ wissenschaftlich rationalen Handelns zu stellen und es entgegen der grundlegenden Polyvalenzannahme zu vereinheitlichen.

4 Zur Forschungspraxis im Rahmen des epistemologischen Subjektmodells

4.0 Legt man einmal im Blick auf Anwendungsüberlegungen und deren mögliche methodologische Realisierung die im epistemologischen Subjektmodell formulierbaren „personalen Menschenbildannahmen“ (cf. J. Shotter, 1975) zugrunde und begreift demzufolge einmal Anwendungskontexte als direkte Subjekt-Subjekt-Relationen bzw. indirekte über Institutionen an das praktische Handeln von Subjekten vermittelte, dann ließe sich wohl in der Tat mit Treiber & Groeben dafür argumentieren, subjektive Theorien im Sinne handlungsleitender Kognitionssysteme zu beschreiben, dialogkonsenstheoretisch zu erfassen und letztlich zur „Beeinflussung von Alltagshandeln“ zu verwenden (Treiber & Groeben, 1981: 124ff.). Handlungsforschungsmodelle gäben demnach eine taugliche Basis für die Methodologie einer anwendungsorientierten Sozialwissenschaft ab. Unter den Bedingungen einer dialogischen Forschungs-/Anwendungssituation ließe sich die Funktion von wissenschaftlichen Theorien und Alltagstheorien (beide im Sinne handlungsleitender Kognitionssysteme) in zweierlei Hinsicht näher bestimmen:

„1. Anwendung bei der Organisation von Veränderungsprozessen bzw. Aktionsforschungsprojekten
2. Anwendung bei der Entwicklung praktischer Maßnahmen.“ (P. Schmidt, 1977: 226)

Unter (1) wäre etwa das zu verstehen, was Treiber & Groeben als „Konfrontation und Kritik reflexiver Kognitionssysteme“ (1981: 129) bestimmen, also z.B. Konstruktkritik, Strukturkritik und Normkritik, wenn es darum geht, subjektive und wissenschaftliche Theorien dialogisch aufeinander abzustimmen. Ergeben sich im Rahmen eines reflexiven Diskurses[48] gemeinsame Handlungsziele, so schließt sich (2) an, nämlich die Entwicklung praktischer Maßnahmen. Im Sinne einer empirischen Sozialwissenschaft als verändernder Praxis (W. Fuchs, 1970: 9) wäre ein Rückzug aus der Praxis bei der Erarbeitung von Maßnahmen nun wiederum bedenklich. Denn nach der Erfassung subjektiver Theorien und Handlungsziele wird man sich nach Ansicht von Fuchs (1970: 3) nicht damit begnügen können, seine Resultate an die Öffentlichkeit abzuliefern, ohne deren Wirksamkeit zu gefährden. Die Ausarbeitung praktischer Maßnahmen (praktischer Problemlösungsstrategien i.S. eines instrumentalistischen Wissenschafts- und Theorieverständnisses) durch die scientific community allein implizierte denn doch wieder ein Problemlösungsmonopol auf seiten der Wissenschaft – und möglicherweise eben auch eine Priesterrolle für den Strategien entwickelnden applied scientist, der sich abgesehen von legitimierenden Bezugnahmen auf wissenschaftlich empirisches Wissen vom heilsgewissen Priester vergangener Zeiten kaum mehr unterscheiden ließe. Ebensowenig soll-

te man übersehen, daß durch die Erforschung subjektiver Kognitionsinhalte sich Möglichkeiten für gesellschaftliche Institutionen zur „Perfektionierung der Überwachung auch der individuellsten und privatesten Bereiche" ergeben (K. Wahl, 1982: 38) – Orwell läßt grüßen. Daher möchte ich vorläufig dafür plädieren, „Anwendungen" im Rahmen von Sozialwissenschaften unter die folgenden Bedingungen zu stellen:

1. Einnahme einer epistemologischen Forschungsperspektive; d. h. Abstimmung wissenschaftlicher (empirisch bestätigter) und subjektiver (praktisch bestätigter) Theorien; gegenseitige Vermittlung eines Bewußtseins für gesellschaftliche Probleme;
2. Verlagerung des wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses von empirischen Regelmäßigkeiten auf die Erforschung der Flexibilität und Veränderbarkeit sozialen Handelns (cf. auch W. Fuchs, 1970: 16); d. h. Entwicklung von Modellen der Dynamik gesellschaftlicher Handlungsbereiche und ihrer Utopiepotentiale;
3. Verzicht auf Beobachterrollen; d.h., statt der Ablieferung von Simulationsmodellen und Planspielen, Teilnahme an der Veränderung gesellschaftlicher Wirklichkeit (sonst entstünde m. E. genau die von K. Wahl oben angedeutete Gefahr der Kanalisierung von Handlungsbereichen, wobei der Wissenschaftler und seine politischen Abnehmerinstanzen sich dann wohl erneut der Rolle eines Marionettenspielers bemächtigten, der die Geschicke seiner Figuren lenkte, selbst aber nicht an der von ihm inszenierten Welt teilnimmt);
4. Entwicklung von Methoden zur Erfassung von Veränderungspotentialen; d.h., es wären Methoden zu entwickeln, die weniger den „konsistenten Dispositionen, von denen Prognosen für zukünftiges Verhalten möglich scheinen, als vielmehr den Stellen der affektiven und kognitiven Strukturen, die Ambivalenzen verraten, die verdrängte und verschüttete Erwartungen anzeigen und noch Spuren von Ausbruchswillen aus erzwungener Indifferenz aufweisen" (S. Herkommer, 1968: 221 zit. nach W. Fuchs, 1970: 16), angemessen sind.

4.1 Einer zweckrational planspielenden Wissenschaft, die (so J. Habermas) schon ihrem methodischen Sinn nach auf technische Verfügbarmachung von Wirklichkeit und Kontrolle von Dingen und Verdinglichtem angelegt ist, wird es wohl immer nur gelingen, prognostisch zu operieren und Argumente für Vermeidungen zu liefern, wenn sie ihre praktische Vernunft unter Beweis stellen soll. Eine angewandte Sozialwissenschaft, und eine Angewandte Literaturwissenschaft wäre ja Teil einer solchen Wissenschaft, die nur sagen könnte, was in ihrem jeweiligen Objektbereich geschehen wird bzw. was zu vermeiden wäre, um gegebene Ziele nicht zu verfehlen, bliebe ohne konstruktiven Wert und fiele letzlich in ein objektivistisches (positivistisch halbiertes) Wissenschaftsverständnis zurück, von dem aus es nur beschränkt möglich wäre, Antworten auf die Frage zu geben, was zu tun ist und welche Veränderungen erstrebenswert sind. Mit einer Forschungspraxis, die allein die Parameter sozialen Handelns mißt und experimentell manipuliert, wird sich eine angewandte Sozialwissenschaft denn wohl nur im Modus einer angewandten Naturwissenschaft realisieren, die ihre Forschungsobjekte verdinglicht und nach definierten Zielzuständen ausrichtet. Perfektionierbar schiene dieses Modell dann dort, wo durch die Erforschung

subjektiver Kognitionsinhalte das Handeln von Subjekten bis in deren Motivationslagen und Identitäten hinein planbar würde.

4.2 Von einer epistemologischen Forschungspraxis wird man dagegen verlangen müssen, daß sich Wissenschaftler und für „veränderungsbedürftig" gehaltene Personen(gruppen) darüber aufklären, wie sie sich selbst aufgrund der gewählten Methodologien als Subjekte verrechnen, d.h., in welcher Weise und zu welchem Zweck sie ihre Subjektivität reduzieren, und inwiefern die gewählten Methodologien gesellschaftlichen Interessen dienen, d. h., inwiefern Methoden (sowohl solche der Erhebung als auch solche der Entwicklung von Problemlösungen) Macht- oder Kontrollinteressen fördern. Ohne eine kritische Gesellschaftstheorie – so abgegriffen und vielgehört diese Forderung auch klingen mag –, werden die in und für Anwendungen notwendigen Aufklärungsprozesse wohl naiv bleiben. Das epistemologische Subjektmodell kann hierfür nur erste Rahmenbedingungen bieten; fundiertes und im Lichte von Gesellschaftstheorien bewertetes Wissen darüber, wie Gesellschaft in das Handeln von Subjekten hineinreicht, ist damit noch nicht gewonnen. Eine epistemologische Forschungspraxis, die der Erforschung und der Veränderung ihres Forschungsfeldes – und mithin ihrer eigenen Veränderung – zugleich fähig wäre, wird sich zuallererst ein Bewußtsein ihrer eigenen gesellschaftlichen Bedingtheit verschaffen müssen.[49]

Daß mit dem Ausgangspunkt des epistemologischen Subjektmodells zunächst einseitig Methodologien, die der Aktions- und Handlungsforschung entstammen, favorisiert sind, bedeutet nun aber nicht, daß harte Methoden, Simulationen, Experimente usw. für eine Angewandte Sozialwissenschaft auszuschließen wären. Nur müßten diese genauer darauf geprüft werden, was sie zu einer Veränderung des Forschungsfeldes beitragen können und welchen Anwendungsinteressen (einmal analog zu den Habermasschen Erkenntnisinteressen gedacht) sie Geltung verschaffen. Gründe, eine angewandte Sozialwissenschaft allein nach *einem* methodologischen Muster zu stricken, sehe ich nicht. Denn sicherlich wird sich etwa eine Angewandte Literaturwissenschaft auch mit praktischen Problemen beschäftigen müssen, die die Struktur technischer Probleme haben, d.h. mit Problemen der Optimierung oder Maximierung gegebener Prozesse. Andererseits wird sich eine solche Wissenschaft auch mit praktischen Fragen etwa der Annahme oder Ablehnung von Normen, mit Handlungs- und Sinnorientierung oder der Initiierung von Aufklärungsprozessen auseinandersetzen müssen, d. h., auch selbst Teil kommunikativer Praxis werden müssen, in der dialogisch die Ziele für gesellschaftliche Entwicklungen zuallererst auszuhandeln sind.

5 Zur Möglichkeit, Theorie und Praxis auf der Basis des epistemologischen Subjektmodells vermitteln zu können

5.0 Das schon an mehreren Stellen dieser Arbeit angedeutete Problem, daß sich Theorie und Praxis entweder so zugunsten der Praxisseite vermitteln, daß Wissenschaft von gesellschaftlicher (je bereichsspezifischer) Praxis ununterscheidbar wird, z. B. auch dort, wo in Aktionsforschungsprojekten Wissenschaftler genau wie die Praktiker nur ihre Alltagstheorien einbringen (cf. hierzu P. Schmidt, 1977: 226) – weil entweder keine wissenschaftlichen Theorien verfügbar sind oder aber bewußt auf deren Anwendung verzichtet wird –, oder sich so zugunsten der Theorieseite vermitteln, daß Praxis von Wissenschaft ununterscheidbar wird, ließe sich im Anschluß an die Überlegungen zur epistemologischen Forschungspraxis wohl weitgehend entschärfen. Denn nun wäre eine symmetrische Beziehung zwischen Forscher und Praktiker insofern erforderlich und begründet, als

1. die Theorien der Subjekte argumentativ aufeinander abstimmbar werden; wahrere oder an sich schon überlegenere Theorien sind ausgeschlossen;
2. die Theorien für eine konsensuelle Problemdefinition herangezogen werden können, die Problemdefinitionen also als miteinander kompatibel ausgehandelt werden können;
3. die Entwicklung von Problemlösungsstrategien gemeinsam stattfinden muß in einem Prozeß der wechselseitigen Kritik und Korrektur;
4. die Evaluation der Problemrelevanz und mithin der Lösungsstrategie gemeinsam im Rahmen von Normdiskursen stattfinden muß; denn die besseren Normen hat niemand von vorneherein auf seiner Seite;
5. ein Aufklärungsprozeß verlangbar wird, in dem Forscher und Praktiker sich bewußt werden müssen, unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen ihr Dialog steht.

5.1 Auf diese Weise wäre es eventuell möglich, Wissenschaftler und Praktiker gleichermaßen daran zu hindern, bestehende Denkweisen, Werte, gesellschaftliche Strukturen usw., kurz: gesellschaftliche „Faktizität" kritik- und bewußtlos vorauszusetzen und durch fixe Problemlösungsstrategien und -traditionen allmählich immer weiter zu verfestigen. Letzteres scheint mir genau dort zu geschehen, wo Wissenschaften ebenso wie politische Institutionen blindlings der Logik ihrer eigenen Systeme folgen und gegebenenfalls gar noch Mechanismen entwickeln, die systemtranszendierende Kritik oder Utopien zurückhalten. Angewandte Wissenschaften, die allein das Modell zweckrationalen Handelns fördern, die nicht über den Funktionskreis instrumentalen Handelns hinaus gelangen, indem sie zum einen praktische Probleme wie technische behandeln, d. h. gerade als Fragen einer rationalen Mittelentwicklung zu gegebenen Zielen, und zum anderen soziale Systeme aufgrund ihrer Wissenschaftskonzepte als physikalische Systeme verstehen, mit denen – wenn sie einmal in ihren fundamentalen Eigenschaften erkannt sind – so umgegangen werden kann, daß sich „neue"

Phänomene erzeugen lassen, die ihrerseits die Eigenschaften des sie umspannenden Systems aufweisen (eine technische Neuerung via angewandter Wissenschaft ist immer auch ein Modell fundamentaler physikalischer Theorien; eine soziale Neuerung via dieses Typs angewandter Wissenschaft wäre dann immer auch ein Modell einer fundamentalen sozialwissenschaftlichen Theorie – woran solange nichts auszusetzen wäre, wie aufgrund dieser Theorie erzeugbare Neuheiten nicht immer nur das wiederholten und festschrieben, was in die Theorie schon eingegangen und mithin sich in Gesellschaft festgesetzt hat) – angewandte Wissenschaften dieses Typs – so scheint mir – haben ihre Legitimation verloren. Konstruktivistische Überlegungen zum menschlichen Handeln ebenso wie Habermassche Überlegungen zu einer kritischen Soziologie sollten allerdings nicht dazu verführen, nun endgültig auf das technologische Paradigma verzichten zu wollen und nurmehr Forschung in Subjekt-Subjekt-Relationen zu betreiben, wenn es um angewandte Wissenschaft geht.

5.2 Um noch einmal von den beiden eingenommenen Ausgangspositionen her, dem epistemologischen Subjektmodell und den Überlegungen J. Habermas' zur Vermittlung von Wissenschaft und Praxis, zu zeigen, wie eine Angewandte Sozial- bzw. Literaturwissenschaft für eine konstruktive Verbindung von Theorie und Praxis sorgen könnte, ohne (1) ihre Ansprüche als empirisch fundierte Wissenschaft aufgeben zu müssen und (2) dennoch partiell das leisten könnte, was sich die sogenannte „Kritische Theorie" als Aufgabe stellt, möchte ich hier abschließend anhand von zwei Zitaten vorstellen und diskutieren.

Für kooperative Veränderungsprozesse sehen Treiber & Groeben (1981: 131 f.) vor, daß die „Ziel-Mittel-Struktur" von Veränderungsabsichten „hinreichend, präzise und differenziert rekonstruiert" wird und „Zielentscheidungen, Erwartungsstrukturen und Normsetzungen und die sie tragenden Begründungsargumente" expliziert werden. Der normkritische Beitrag des Forschers und sein Eingriff in die Praxis überhaupt bestimmt sich dann wie folgt:

> „Sein normkritischer Beitrag wird sich daher derzeit vor allem auf die Problematisierung unrealistischer Ergebnis- und Folgeerwartungen für gegebene Mittel der Zielerreichung, auf die Sensibilisierung für übersehene Folge-Wirkungszusammenhänge und die Anreicherung von Ziel-Mittel-Strukturen mit zusätzlichen Ziel-Mittel-Elementen beschränken." (op. cit; 132)

Liest man diese Ausführungen einmal gegen ihren zweckrationalen Anstrich, dann eröffnet sich m. E. die Perspektive, empirisches Wissen (Wissen über Konsequenzen von Handlungen bzw. über Handlungsmöglichkeiten) in Anwendungskontexte so einzubringen, daß eben auch vorgängige Ziel-Mittel-Strukturen kritisierbar werden und generell eine Aufklärung über gesellschaftliche Strukturen möglich wird (Stichwort: Selbstreflexion auf der Basis empirischen Wissens). Allerdings wäre hier

m. E. auch zu verlangen, daß die Idee der „Ziel-Mittel-Struktur" selbst der Reflexion ausgesetzt und in ihrer Partialität klar ausgewiesen wird. Erwartungsproblematisierungen, Sensibilisierungen für Zusammenhänge oder Anreichungen auf der Basis empirischen Wissens und im Dialog von Forscher und Praktiker könnten praktische Hilfsmittel in der „Organisation von Aufklärungsprozessen" (cf. Habermas 1982: 33ff.) sein, ohne daß dabei Handlungsanweisungen seitens des Forschers gemacht werden müßten: „die Konsequenzen für sein Handeln muß der Patient selber ziehen." (Habermas, 1982: 44)

Dies scheint zunächst ein recht reduktionistisches Bild einer angewandten Sozialwissenschaft zu zeichnen, beschränkt sich doch offensichtlich deren Tun auf die Realisierung einer kommunikativen Praxis, in der gesellschaftliche Strukturen, Wert- und Normsysteme zu Bewußtsein gebracht werden, in der es um Aufklärung und nicht um strategisches Handeln geht, d. h., Handlungsanweisungen nicht gegeben werden. Die Möglichkeit einer Handlungsanweisungen produzierenden Wissenschaft sollen hier aber gar nicht geleugnet werden; vielmehr geht es darum, eine angewandte Sozialwissenschaft nicht von vornherein auf letztere allein festzulegen. Und dies scheint mir auch aus systematischen Gründen notwendig; denn die Legitimation für die Produktion von Handlungsanweisungen und die Legitimität der Problemlösungsvorschläge gewinnt eine angewandte Wissenschaft in demokratischen Gesellschaften eben nur durch einen Konsens mit den Betroffenen. Wenn aber die Konsensfindung, die erhobenen Inhalte subjektiver Kognitionssysteme Resultanten gesellschaftlich „verzerrter" Kommunikation sind und gleichsam der Blick auf Gesellschaft als „Ganzes"[50] in der Theorie nicht vorgesehen ist, dann reproduzieren wissenschaftlich fabrizierte Handlungsanweisungen letztlich wohl immer nur bestehende gesellschaftliche Verhältnisse, und die empirisch gesicherten Veränderungsintentionen der Betroffenen wie die empirisch erhobenen Wertsysteme bestätigen dann nur einmal mehr bestehende Gesellschaftssysteme. Problemlösungsstrategien legitimierten sich dann nicht an den Subjekten, sondern an gesellschaftlich gegebenen Verhältnissen, so wie diese von den Subjekten mitgeteilt werden. Dies mag eine unvermeidliche Situation beschreiben, daß nämlich 1. die „wahren" Bedürfnisse von Subjekten oder die „wahren" gesellschaftlichen Zustände oder die besten gesellschaftlichen Utopien in einem absoluten Sinne „unzugänglich" sind und 2. jedes Subjekt immer nur gesellschaftliches Subjekt sein kann, sich also nicht neben seine Sozialisationsgeschichte stellen und von dort aus herrschaftsfreie Kommunikation oder vollständige Selbstaufklärung vollziehen kann. Wozu also mit Habermas für Aufklärungsprozesse plädieren und handfeste Handlungsanweisungen für spezifische Anwendungskontexte reservieren bzw. erst nach und in Aufklärungsprozessen zur Geltung bringen?

Zum einen gehe ich mit Habermas davon aus, daß durch die Selbstreflexion diejenigen Determinanten eines Bildungsprozesses („Sozialisa-

tionsprozeß" wäre hier der wohl neutralere Begriff) zu Bewußtsein gebracht werden können, die gegenwärtige Praktiken des Handelns und der Weltauffassung ideologisch bestimmen (cf. 1982: 29). Dies geschieht – so Habermas – analog der psychoanalytischen Gesprächssituation, indem sich das Subjekt in der Retrospektive auf seinen je besonderen Sozialisationsprozeß analysierend richtet – die *wahre* Sozialisationsgeschichte erreicht es dabei natürlich nicht. Es geht hier auch nicht um eine absolutistisch verstandene letztgültige Beschreibung eines Sozialisationsprozesses, sondern vielmehr um die Effekte einer Selbstreflexion, etwa den Effekt, daß zuvor unbewußte, den Sozialisationsprozeß leitende Faktoren „praktisch folgenreich" zu Bewußtsein gelangen. „Auch eine gelungene Nachkonstruktion [i. S. einer wissenschaftlich empirischen Analyse; der Verf.] bringt ein ‚unbewußt' funktionierendes Regelsystem in gewisser Weise zu Bewußtsein; sie macht das intuitive Wissen, das mit der Regelkompetenz in der Art eines *know how* gegeben ist, explizit. Aber dieses theoretische Wissen hat keine praktischen Folgen. Durch das Erlernen der Logik oder Linguistik eigne ich mir ein theoretisches Wissen an, ich verändere dadurch jedoch die bislang geübte Praxis des Schließens oder Sprechens im allgemeinen nicht." (1982: 29)

Mit empirischem Wissen über gesellschaftliche Prozesse ändere ich auch noch nicht diese gesellschaftlichen Prozesse. Dort aber, wo aus diesem empirischen Wissen schlechthin Handlungsanweisungen extrahiert werden, wird sich zwar gesellschaftliche Praxis verändern lassen – ob im Sinne der Forscher oder ihrer Abnehmer sei dahingestellt –, aber wohl eben nur mit dem Effekt, daß an den individuellen Sozialisationsgeschichten vorbei sich Veränderungen für beliebige Subjekte einstellen und die praktischen Folgen von Veränderungen sich primär für das Subjekt in Form neuer sozialer Regelsysteme zeigen, an die es sich anpassen muß.

Zum anderen nehme ich an, daß sich in jeder Gesellschaft, in ihren gegenwärtigen Zuständen wie in ihrer Geschichte, Freiräume ausfindig machen lassen, von denen aus Gesellschaft kritisierbar und in ihren Determinanten erkennbar wird. Man kann sich zwar nicht in einem sprichwörtlichen Sinne neben seine Gesellschaft stellen; ihre Ideologien, ihre Machtverhältnisse, ihre Wert- und Normsysteme und deren Folgen für die Bedürfnis- und Motivationssysteme gesellschaftlicher Subjekte dürften in einem relativen Sinne dennoch zugänglich sein. Ob diese Determinanten von Sozialisationsprozessen in einen faktisch folgenreichen, Veränderungen herbeiführenden Prozeß der Selbstreflexion nach Habermas' psychoanalytischem Modell allein erkennbar bzw. für gültiger zu befinden sind als mit wissenschaftlichen (empirischen) Methoden und Theorien gewonnene nicht-partikuläre Erkenntnis und schließlich angewandte Sozialwissenschaft zunächst dialogisch hermeneutisch verfahren muß, bedarf zukünftig noch gründlicherer Klärung. (Mit Kommunikation, mit dem Verstehen von Äußerungen und mit der Analyse

von Situationen, Umständen und Bedingungen, so wie diese von Subjekten erlebt werden, hat es eine Angewandte Literaturwissenschaft, die gerade auch im Feld zu Bewußtseinsveränderungen beitragen wollte, allemal zu tun). Letztlich liegt hier natürlich die Annahme zugrunde, daß angewandte Wissenschaft und auch deren Theorie wertbezogen ist. Trivial ist diese Annahme für die gegenwärtigen Überlegungen nun aber insofern nicht, als es darum geht, in Anwendungs- bzw. Veränderungskontexten den Wert oder besser: die regulative Idee einer herrschaftsfreien, symmetrischen Dialogsituation zwischen Forschern und Praktikern (cf. auch B. Treiber & N. Groeben, 1981: 123) zu begründen und vor allem die methodologischen Implikate dieser Zielidee zu bestimmen.

Exkurs: Hermeneutik als Beitrag zu einer Angewandten Literaturwissenschaft?

In den vorangegangenen Abschnitten war des öfteren von Hermeneutik die Rede, oder es wurden Ansichten diskutiert, die auf der Grundlage hermeneutischer Philosophie entwickelt worden sind. Was mit dem Begriff ‚Hermeneutik' gemeint sein kann, wenn er im Kontext von Überlegungen zu einer Angewandten Literaturwissenschaft im Rahmen einer *empirischen* literaturwissenschaftlichen Konzeption auftaucht, möchte ich in diesem Exkurs erörtern. Eine bestimmte Art von Hermeneutik scheint mir gerade für eine Angewandte Literaturwissenschaft wichtig werden zu können, wenn diese – wie schon an vielen Stellen dieser Arbeit betont – Gefahren vermeiden will wie etwa eine unkritische Implementierung der eigenen Rationalitätsform, eine unbedachte Übernahme technologischer Denkmodelle etc. An diesen Zusammenhang möchte ich nun zunächst anschließen, indem ich eine wesentliche Gefahr, die sich als m. E. begründete Furcht vor der Wissenschaft äußert, mit den Worten R. Rortys (1984: 420) wiedergebe: „Die Furcht vor der Wissenschaft, dem „Szientismus", „Naturalismus", der Selbstvergegenständlichung, die Furcht, durch zu viel Erkenntnis von einer Person zu einem Ding zu werden, ist die Furcht davor, daß alle Diskurse zu normalen [im Sinne von T. S. Kuhns ‚normal science'] Diskursen werden, d. h. daß es auf jede Frage, die wir stellen, objektiv wahre oder falsche Antworten geben wird und der menschliche Wert demnach darin bestünde, Wahrheiten zu wissen, und die menschliche Tugend bloß gerechtfertigte wahre Meinung wäre." R. Rorty argumentiert aus einer an H. G. Gadamer, M. Heidegger und J. P. Sartre angelehnten Position heraus gegen Wissenschaftskonzepte, die Ansprüche auf objektives Wissen hegen. Gegen solche Konzepte habe ich vor allem in Kap. II konstruktivistische Annahmen geltend gemacht, die hier nicht wiederholt werden müssen. Rortys Argumente gehen allerdings noch einen Schritt weiter, indem sie sich gegen eine ganz bestimmte Form wissenschaftlichen Handelns als alleinige Form der Produktion wissenschaftlicher Beschreibungsmöglichkeiten richten, nämlich gegen eine Verabsolutierung normalwissenschaftlicher Forschung. Menschen sind ihm – analog der konstruktivistischen Erkenntnistheorie – *Erzeuger von Beschreibungen* (1984: 409). Die normale Wissenschaft kann dann nicht mehr geben als „einige unter *vielen* Beschreibungsmöglichkeiten unserer selbst", und einige davon können den „Bildungsprozeß" hindern (1984: 391). Den „Bildungsprozeß" aber will Rorty in Gang halten, und dieses Unternehmen scheint ihm auch durch Hermeneutik möglich, wenn es ihr gelingt, als bildende Philosophie zu verhindern, daß unsere Gespräche, unsere Beschreibungen zu Forschungsprozessen „degenerieren", zu einer „Tauschbeziehung von Theorien" (normalwissenschaftliche Theorien müßten hier gemeint sein) wer-

den (1984: 403). Der bildende Diskurs soll dagegen stets ein revolutionärer, nicht-normaler Diskurs sein, der auch bewußt Inkommensurabilität (wohlbemerkt: nicht Inkompatibilität) fördern und „uns durch die Kraft seiner Fremdartigkeit aus unserem alten Selbst herausführen, dazu beitragen [soll; der Verf.], daß wir andere Wesen werden." (1984: 390) Von den Teilnehmern an einem solchen nichtnormalen Diskurs muß Kreativität verlangt werden, ein Ausbrechen aus gewohnten Bahnen, damit dieser Diskurs überhaupt inkommensurabel gegenüber dem normalen werden kann. Dies aber setzt voraus, daß man zuvor sich auf den Standort des normalen Diskurses einläßt.

Auf unser Thema bezogen könnte man Rortys Überlegungen zu einer Hermeneutik als bildender Philosophie wie folgt übertragen: Zuallererst muß eine angewandte Wissenschaft, der es um Menschen und menschliche Handlungsbereiche zu tun ist, in ihren Konzepten (von ihren gegenstandskonstitutiven Objekttheorien über ihre Metatheorie bis in ihre Ethik hinein) ein Menschenbild entwerfen, das Menschen als „moralische Handlungssubjekte" begreift (1984: 413). Den Subjekten, d.h. hier dem Wissenschaftler wie dem Praktiker, ist nicht die Fähigkeit zu objektiver („wahrer") Erkenntnis zuzuschreiben, sondern die Fähigkeit, Beschreibungen produzieren zu können (dies ist im Rahmen von Erkenntnis- und Wissenschaftstheorien zu explizieren). Demzufolge muß sich Wissenschaft dann nicht mehr als „Suche nach objektiver Wahrheit" verstehen, sondern „als ein Diskurs unter anderen, ein Projekt unter vielen Projekten, an denen wir beteiligt sind." (Rorty, 1984: 414, in enger Anlehnung an J.P. Sartre) Als ein systematischer Diskurs müßte uns Wissenschaft dann dasjenige Wissen liefern, das wir benötigen, um Anworten auf Fragen geben zu können wie „Welche Moral ist eigentlich aus unserem Wissen zu ziehen, wie wir und die übrige Welt funktionieren?" oder „Was sollen wir mit uns anfangen, nun da wir die Gesetze unseres eigenen Verhaltens kennen?" (op. cit.) Antworten auf solche Fragen sind Rorty mittels systematischer, beschreibender oder erklärender Diskurse nicht möglich, wenn diese Diskurse Rechtfertigungsfragen durch die Entdeckung neuer objektiver Wahrheiten (cf. 1984: 414) beantworten wollen. Versteht man aber nun Wissenschaft nicht, wie es Rorty noch tut, als eine Unternehmung, die objektives Wissen (etwa à la K. R. Popper, 1974) produzieren könnte, sondern eben — in seiner Terminologie — als ein Projekt unter anderen, das zu spezifischen Beschreibungen führt, deren Beschreibungen aber nicht in einem objektiven Sinne „wahrer" sein können als andere Beschreibungen, dann — so scheint mir — wird ein bildender Diskurs ***neben*** einem normalen überflüssig. Denn zu den genannten praktischen Fragen können normale Wissenschaftler sehr wohl Stellung nehmen, nur sind die Antworten auf diese Fragen nicht unter den Bedingungen eines traditionellen Erkenntnisbegriffs zu verstehen und zu bearbeiten. Die Gefahr, praktische Fragen mittels deskriptiver oder explanativer Konzepte zu beantworten, tritt in dem Wissenschaftskonzept, das ich versucht habe anzudeuten, nicht auf; sie tritt dagegen um so nachdrücklicher auf, wo Wissenschaft als Beitrag zu einer „dritten Welt" der objektiven Wahrheiten (sensu Popper) betrachtet wird.

Von größerem Interesse scheint mir an Rortys Überlegungen eher der Hinweis auf den nichtnormalen Diskurs. Ein solcher Diskurs könnte für Angewandte Literaturwissenschaft durchaus wichtig werden, gerade wenn es darum gehen muß, ein Bewußtsein für die Konstruktivität von Erkennen zu entwickeln. Normale Diskurse und mithin normale Wissenschaft zeigen gerade aufgrund ihrer Normalität die Tendenz, ihre Beschreibungsinventare abzuschließen oder nach stets demselben Muster zu differenzieren. Hier eine Denkweise vorzuschlagen, die auch auf die Erforderlichkeit verweist, neue Konzepte, alternative Modelle usw. zu wagen, scheint mir be-

grüßenswert. Denn gerade im Praktisch-Werden einer Wissenschaft wird man mit Problemlagen rechnen dürfen, für die der normalwissenschaftliche Diskurs noch keine arbeitsfähigen Konzepte hat. Angewandte Wissenschaft wird sich offener und lernfähiger zeigen müssen als eine „normale" Wissenschaft i. S. Kuhns; sie muß flexibel und selbstkritisch reagieren können, um das vermeiden zu können, was ich in den vorangegangenen Abschnitten und Kapiteln als Gefahren klassischer Anwendungskonzepte nachzuweisen versucht habe. Anwendungen sollten daher auch als Dynamisierungsmöglichkeiten für die literaturwissenschaftliche Theoriebildung berücksichtigt werden – und das bedeutet, auch als Möglichkeiten, normale Wissenschaft unter Veränderungsdruck zu stellen. Ob sich eine solche Dynamik derzeit auf wissenschaftstheoretischer Basis hinreichend explizieren und als Komponente einer Wissenschaft installieren läßt (P. Finkes Metatheorie des Konstruktiven Funktionalismus geht offensichtlich schon in eine solche Richtung), oder ob dazu die nichtnormalen Diskurse, die Rorty einer Hermeneutik aufbürdet, die unsere „Selbsterkenntnis" aufklären soll, vorläufig erforderlich ist, wäre an anderer Stelle eingehender zu untersuchen. Worum es mir hier ging, war zu zeigen, daß sich Wissenschaft wandlungsfähig machen muß, um nicht in den Irrtum zu verfallen, ihre (normalwissenschaftlichen) Erkenntnisse seien absolute Beschreibungen, ihr Wissen sei universell verwendbar und ihre in praktischer Absicht entwickelten Problemlösungsstrategien seien schon aufgrund der vermeintlichen Wahrheit der zugrundeliegenden Theorien legitim.
Eine Hermeneutik im Sinne bildender Philosophie, die nicht in einer noch bei Rorty mitangelegten Ontologisierung von Erkenntnis vs. Erkenntnis-unserer-selbst aufgeht, sondern es leistete, Wissenschaft als System von Beschreibungen mittels eigener (alternativer) Beschreibungen stets erneut zu hinterfragen, wissenschaftliche Partialität deutlich zu machen, für eine Dynamik der Konzepte zu sorgen und neben Wissenschaften bestehende Praxen in ihr Recht zu versetzen (ähnlich der Feyerabendschen Wissenschaftskritik), ohne dabei selbst Wissenschaftlichkeit im Sinne des herrschenden Wissenschaftsbegriffs für sich zu beanspruchen – eine solche kritische und kreative Instanz könnte nicht nur für die Entwicklung eines adäquateren Selbstverständnisses der Wissenschaft interessant sein, sondern gerade auch dazu beitragen, daß die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft nicht zu einem einseitigen Instruktionsverhältnis geraten.

5.3 Um die vorgestellten Überlegungen zu einer „Vermittlung" von Theorie und Praxis im Prozeß empirischen Forschens etwas konkreter zu machen, möchte ich nun aus einer methodologischen Arbeit von M. Y. Bodemann (1976) zu einer praxisbezogenen Soziologie am Beispiel der teilnehmenden Beobachtung referieren. Bodemanns methodologischen Betrachtungen zur teilnehmenden Beobachtung lassen sich m. E. direkt mit dem epistemologischen Subjektmodell vereinbaren und für die Entwicklung einer Methodologie der Empirischen Literaturwissenschaft fruchtbar machen, d. h. für eine Methodologie, die Verändern (so wie dies im integrativen Modell zur Lokalisierung der Anwendungsorientiertheit dieser Konzeption von Literaturwissenschaft begründet ist) als eine wissenschaftliche Aufgabe ausweisen würde, die Praxis realisieren könnte. Teilnehmende Beobachtung könnte demnach ein erstes Paradigma sein zur Entwicklung einer Methodologie des wissenschaftlichen Veränderns von Praxis: mehr als ein solches erstes Muster-

beispiel soll sie in dieser Arbeit jedoch nicht sein. Teilnehmende Beobachtung ist zunächst einmal eine Methode der empirischen Sozialforschung. In aller Regel wird sie wie folgt definiert: „Die teilnehmende Beobachtung ist die geplante Wahrnehmung des Verhaltens von Personen in ihrer natürlichen Umgebung durch einen Beobachter, der an den Interaktionen teilnimmt und von den anderen Personen als Teil ihres Handlungsfeldes angesehen wird.“ (J. Friedrichs, 1973: 288) Die Vorteile der teilnehmenden Beobachtung gegenüber anderen Methoden wie dem Interview oder der schriftlichen Befragung zeigen sich vor allem darin, daß sie es ermöglicht, Interaktions- und Kommunikationsprozesse in komplexen Handlungsfeldern der wissenschaftlichen Beobachtung zugänglich zu machen (cf. J. Friedrichs, 1973: 289). Zu ihren methodologischen Voraussetzungen gehört es: (1) daß das Beobachtungsfeld dem Beobachter verfügbar ist; (2) daß es im intendierten Beobachtungsfeld eine Rolle gibt, die der teilnehmende Beobachter einnehmen kann, ohne die in einem solchen Feld gewöhnlich stattfindenden Prozesse zu „stören“ oder gar erst durch seine Teilnahme zu „erzeugen“; (3) daß der teilnehmende Beobachter – wenn die Bedingungen (1) und (2) erfüllbar sind – über ein theoretisch fundiertes Kategorienschema verfügt, das seine Wahrnehmungen entsprechend lenkt; (4) daß der teilnehmende Beobachter kontrolliert die Doppelrolle des Teilnehmers und des Beobachters einnehmen kann und (5) daß die teilnehmende Beobachtung jeweils ethisch legitimierbar ist (d.h., nicht als Voyeurismus oder Spionage betrieben wird). (Cf. hierzu J. Friedrichs, 1973: 289)

M.Y. Bodemann (1976: 137f.) betrachtet dagegen den größten Teil der Literatur zu Projekten der teilnehmenden Beobachtung als dem „Vermessungs- und Zählwahn“ verfallene Bemühungen von Sozialwissenschaftlern, „denen der Katechismus von Objektivität, Replizierbarkeit und quantitativer Methodik eingebleut wurde“. Die Methodologie der teilnehmenden Beobachtung grenzt in diesem Sinne zudem noch drei Formen aus: die reine und die forschende Teilnahme sowie die reine Forschung. Letzterer wird dabei Präferenz verliehen; der Forscher muß sich hier verstehen als ein neutraler Registrator der um ihn herum stattfindenden Prozesse und Ereignisse. Die Anwesenheit des teilnehmenden Beobachters aber ist grundsätzlich als konstitutiv für seine Teilnahme und damit für seine Einwirkung auf das jeweilige Handlungsfeld zu verstehen. Der reine Beobachter ist eine methodologische Fiktion, die einem bestimmten Wissenschaftsverständnis eigen ist. Aus der Perspektive des epistemologischen Subjektmodells, aus dem dargelegten Wissenschaftsverständnis wie aus den Überlegungen zur Funktionsweise kognitiver Systeme geht dies klar hervor. Wie aber soll nun teilnehmende Beobachtung als wissenschaftliches Handeln möglich sein, wenn zum einen die Teilnahme grundsätzlich Einwirkungen auf das Handlungsfeld impliziert und zum anderen im Feld wissenschaftlich verwertbare Daten erhoben werden sollen?

Der teilnehmende Beobachter hätte sich dazu in wohl letzter Konsequenz in zwei Subjekte aufzuspalten: in ein Subjekt, das sich wissenschaftlich kontrolliert und diszipliniert in ein Handlungsfeld einbringt, um dieses Feld nicht unkontrolliert zu verändern, und in ein Subjekt, das sich als Teilnehmer präsentieren muß (als „Alltagsmensch" sozusagen), um eine Verständigung mit den anderen Teilnehmern im Handlungsfeld möglich zu machen. Die Rolle des disziplinierten Beobachters – so Bodemann (1976: 139) – gibt sich hier als unpolitische und wird auch als unpolitische verstanden. „Demgegenüber sollte festgehalten werden, daß die Rolle des teilnehmenden Beobachters nicht irgendwie höherer Ordnung ist; der angeblich passiv teilnehmende Beobachter beeinflußt die Gruppenprozesse prinzipiell wie jeder andere Teilnehmer; die passive Haltung führt überdies keineswegs zu besserem Verständnis dessen, was in einer Gruppe vor sich geht: Gerade Infragestellen eines bestimmten Selbstverständnisses oder gewisser Routinen dürfte doch zu tieferem Verständnis führen als teilnehmende Beobachtung ohne wirkliche Teilnahme." (op. cit.) Wenn eine solche Forschungsmethode bewußt auch auf eine Veränderung gesellschaftlicher Praktiken, bestimmter Einstellungen und Modalitäten von Handlungswissen abzielen soll, muß es immer auch Ziel einer teilnehmenden Beobachtung sein, in politischer Bewußtheit und Reflexivität aktiv zu werden. Versteht man die Rolle des teilnehmenden Beobachters nicht mehr als die eines bloß registrierenden, das Handeln und Verhalten von Teilnehmern kontrolliert induzierenden Wissenschaftlers, sondern als politisches Handeln in einem Feld, in dem sich teilnehmender Beobachter und die übrigen Teilnehmer verständigen über die Bedingungen ihres Handelns, über ihre Einstellungen und Werthaltungen und über gemeinsam für wünschenswert gehaltene Ziele, dann – so scheint mir – bietet sich eine Möglichkeit, im Forschungsprozeß Theorie und Praxis politisch zu vermitteln in einem Veränderungs- und Aufklärungsprozeß, in dem es (erneut mit J. Habermas gesagt) nur Beteiligte geben kann. Den methodologischen Ansatzpunkt dazu könnte man am Paradigma einer teilnehmenden Beobachtung entfalten, die sich als politisches, Praxis realisierendes Handeln begreift. Die mögliche Methodologie einer Veränderung mitentwickelnden teilnehmenden Beobachtung könnte nach Bodemann (1976: 144) etwa die folgenden Konturen annehmen:

1. Der teilnehmende Beobachter nimmt als „Einwirkender" bewußt am Handlungsfeld teil (er versteht sich nicht als neutraler Beobachter und Protokollant, sondern als Betroffener, der die Geschehnisse in der Handlungssituation aktiv mitgestaltet und bewertet).
2. Er beobachtet die Ereignisse und Prozesse in seinem Handlungsfeld gemäß expliziter (wissenschaftlicher) Konzepte und macht die Theorieabhängigkeit seiner Beobachtungen den anderen Teilnehmern bewußt (gerade auch in der Absicht, den anderen Teilnehmern die Theorieabhängigkeit ihrer Standpunkte zu verdeutlichen, um das ein-

zuleiten, was B. Treiber & N. Groeben als „Konfrontation und Kritik reflexiver Kognitionssysteme" (1981: 129) bezeichnen).

3. Er kann aktiv eingreifen aufgrund seiner (theoretisch fundierten) Beobachtungen, indem er (a) der beobachteten Gruppe Alternativen bietet, „die diese Gruppe nicht mehr zu sehen imstande ist" (Bodemann, 1976: 144) und (b) „die Schlußfolgerungen, die er aufgrund der Beobachtung zieht, an die Gruppe zurücküberweisen [...] und denen, die sich mit dieser Lage identifizieren und sie ändern möchten, kundtun" (op. cit.) wird.

Forschung und Aktion würden unter solchen Bedingungen nicht unentwirrbar vermischt (wovor W. Fuchs, 1970: 12 am Beispiel der Sozialarbeit zu Recht warnt). Dies wäre mit Fuchs (op. cit.) wohl in der Tat politisch wie wissenschaftlich ein Rückschritt. Einen blinden Aktionismus sollen die vorgestellten Skizzen zu einer Methodologie einer in Veränderungsabsicht betriebenen teilnehmenden Beobachtung auch gar nicht schüren. Denn es wird ja geradewegs verlangt, daß der teilnehmende Beobachter mit expliziten theoretischen und methodischen Konzepten in die Feldarbeit einsteigt; diese Konzepte aber eben nicht nur zu Zwecken der kontrollierten Beobachtung, Datengewinnung und Entwicklung von Erklärungsmodellen ausschließlich ins Wissenschaftssystem retransferiert werden, sondern bedarfsspezifisch im Handlungsfeld gemeinsam nutzbar gemacht werden, um Veränderungen zu initiieren. Dazu muß ein teilnehmender Beobachter nicht nur über hinreichendes wissenschaftliches Wissen verfügen; er muß auch bereit sein, seine theoretischen Konzepte als *Vorschläge* zu einer systematischen Problembeschreibung zu sehen, die hilfreich sein können, bestimmte Probleme zu lösen; dafür muß er auch die Rolle eines Metatheoretikers einnehmen können, der den anderen Teilnehmern ein Bewußtsein dafür vermittelt, auf welche Voraussetzungen sie sich einlassen, wenn sie eine wissenschaftlich angeleitete Veränderung in ihren Handlungsbereichen zu akzeptieren bereit sind.

Einen Nachteil darin zu sehen, daß Methoden, die sich auch als politische Praxis verstehen, „dominanten Wert auf die Veränderung des Untersuchungsfeldes legen" (W. Fuchs, 1970: 14), kann zumindest dann nicht mehr aufrecht erhalten werden, wenn Forschung im Feld in epistemologischer Perspektive betrieben wird. Denn in der Bewußtheit der Konstruktivität der eigenen Problemsicht und im Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das eigene Handeln und damit für die Lebensbereiche, in denen wir agieren, können „Methoden der politischen Praxis" (op. cit.) nicht mehr auf der Voraussetzung aufbauen, daß sie im Besitz eines objektiven Wissens über die „Richtigkeit und Realisierbarkeit der beabsichtigten Veränderungen des Untersuchungsfeldes" (op. cit.) sind. Forschung und politische Aktion werden unter diesen Voraussetzungen nicht durch Manipulation oder Agitation seitens eines Forschers, der sich objektives Wissen und das sogenannte „richtige Bewußtsein" vorbehält, verbindbar, sondern durch eine gegenseitige

Aufklärung über die Konstruktivität der je eigenen Erklärungs- und Beurteilungskategorien. Wissenschaft hätte demnach auch die Aufgabe, zu einer Veränderung populärer (objektivistischer) Wissenschaftskonzepte beizutragen. Abzubauen wären hier wohl in erster Linie die Vorstellung, Wissenschaft kennte immer schon die Wege, die praktisches Handeln, um erfolgreich sein zu können, gehen muß, und die damit verknüpfte Erwartungshaltung, daß man als Betroffener stets solange verharren müsse, bis wissenschaftlich begründete Problemlösungsvorschläge erarbeitet sind. Verantwortungsbewußtsein und Risikobereitschaft – so möchte ich hier zusammenfassen – hätte eine angewandte Wissenschaft, die nicht bloße Technologie sein will, auch im Feld grundsätzlich zu fördern, indem sie zu reflektiertem eigenständigen Handeln motiviert und ein Weltbild destruiert, in dem der Mensch unausweichlichen Kausalgesetzen gehorchend gedacht und zu einer kontemplativen Haltung gezwungen wird.

5.4 Von einem angewandten Wissenschaftler wäre im Anschluß an diese Überlegungen zu verlangen, daß er für seine in Veränderungsabsichten geplanten Forschungen nicht unkritisch Methoden übernimmt oder aus spontanen Eingebungen heraus neu entwirft und spielerisch nach „tiral-and-error"-Verfahren in der Praxis erprobt. „Vor der Praktizierung neuer Methoden der Sozialforschung und Veränderung in einem wird es notwendig sein [schon aus Gründen der Verantwortlichkeit; der Verf.], eine Kritik der bisherigen Methodenlehre zu erarbeiten, die grundlegenden Bezüge zwischen Problemen der Validität und der Forschungsethik aufzuweisen und das reichhaltige Reservoir an inhaltlichen Erkenntnissen über das Verhältnis von Sozialforscher und Untersuchungsfeld, das in der Methodenlehre unter dem Interesse der Minimierung des Einflusses zusammengetragen wurde, durchzusehen unter dem entgegengesetzten Interesse." (W. Fuchs, 1970: 14).

Hier liegt noch ein weites Arbeitsfeld für eine Angewandte Literaturwissenschaft, die mit empirischen Forschungsmethoden arbeiten muß. Für unsere Zwecke sollte es genügen, darauf verwiesen zu haben, auf welche Ziele hin die methodologische Arbeit in der Empirischen Literaturwissenschaft zu orientieren wäre, wenn sie „Verändern" als wissenschaftliche Operation in ihre Theorie-Elemente aufnehmen will. Die Möglichkeiten dazu scheinen mir über die empirische Arbeit im Feld zudem eher gegeben und weiterentwickelbar als die Möglichkeit, auf der Grundlage bislang verfügbaren empirischen literaturwissenschaftlichen Wissens Simulationsmodelle oder Planspiele durchführen zu können.[51]

6 Wissenschaftstheoretische Aspekte einer Angewandten Literaturwissenschaft

6.0 Zum Abschluß dieses Kapitels möchte ich einige im engeren Sinne wissenschaftstheoretische Probleme einer Angewandten Literaturwissenschaft betrachten. Zunächst möchte ich dabei noch einmal einige der Überlegungen aufgreifen, die bereits in Kapitel I zum Anwendungsbegriff angestellt worden sind. Hier wird es vornehmlich darum gehen, den Begriff einer „Angewandten Literaturwissenschaft" zu präzisieren. Anschließend sollen einige konzeptuelle Unterschiede zwischen „Angewandter und (sogenannter) Grundlagenwissenschaft" diskutiert werden. Mit der Frage, ob die Empirische Literaturwissenschaft überhaupt anwendungsfähig ist oder gemacht werden kann, beschäftigt sich ein weiterer Abschnitt noch einmal in Zusammenhang mit der Finalisierungsthese. Umrisse eines konstruktivistischen (im eingeführten Sinne sowie in der Bedeutung dieses Begriffs bei J. Galtung) Wissenschaftsbegriffs sollen dann dieses Kapitel beenden.

6.1 Nahezu durchgehend war in dieser Arbeit von Angewandter Wissenschaft die Rede. Was aber bezeichnet dieser Begriff eigentlich und welche wissenschaftlichen Tätigkeiten im Rahmen einer Empirischen Literaturwissenschaft könnten unter diesen Begriff fallen?

Ansätze zu einer Wissenschaftstheorie bzw. Wissenschaftsphilosophie Angewandter Wissenschaft sind zwar im Laufe der Philosophie- und Wissenschaftstheoriegeschichte immer wieder aufgetaucht – von Aristoteles Nikomachischer Ethik bis hin zu M. Bunges zweibändigem Lehrbuch *Scientific Research* (1967 und 1976), in dem ein ganzes Kapitel sich dem Thema widmet –; offensichtlich jedoch haben diese Ansätze zu nicht viel mehr als der Einsicht geführt, daß eine prinzipielle oder allgemein verbindliche Grenzziehung zwischen Grundlagen- und Angewandter Wissenschaft nicht nachweisbar ist (cf. auch R. Mattesich, 1978: 6 f.). So wie ich den Begriff ‚Angewandte Literaturwissenschaft' verwendet habe, ist er als Abkürzung zu verstehen für einen Begriff wie z. B. ‚Realisierung der Anwendungsorientiertheit der Empirischen Literaturwissenschaft in deren erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundlagen wie in ihrer Methodologie' bzw. als Name für eine bestimmte Art wissenschaftlichen Handelns, das „Verändern" in Ergänzung zu Beschreiben und Erklären genannt werden könnte. Ähnlich haben auch schon Sozialwissenschaftler wie P. F. Lazarsfeld & J. G. Reitz (1975: 33) den Begriff „applied social research" für einen nicht wohlgebildeten Begriff gehalten. Allerdings unterläuft ihnen eine Verwechselung der Begriffe ‚wissenschaftliche Anwendung' und ‚nicht-wissenschaftliche Verwendung', wie an ihrer Frage erkennbar wird: „how can you decide by looking at a piece of research whether or not it will ever be applied? „Research done for application" is logically correct but terribly clumsy." (op. cit.) Man muß hier sehr ge-

nau darauf achten, daß der Begriff „Angewandte Wissenschaft“ nicht mit „Verwendungen“ von Wissenschaft, wissenschaftlichen Ergebnissen oder Strategien verwechselt wird, die außerhalb von Wissenschaft stattfinden. ‚Forschung, die für *Verwendungs*zwecke betrieben wird‘, können wir dagegen erst einmal als Explikat von ‚Angewandter Wissenschaft‘ gelten lassen, denn es macht deutlich, daß es sich hier um eine wissenschaftliche Tätigkeit handelt, die auf Verwertungskontexte außerhalb von Wissenschaft gerichtet ist. Diese Begriffsexplikation scheint auch genau das zu treffen, was in Angewandten Sozialwissenschaften der Fall ist, daß nämlich Angewandte Sozialwissenschaften oft nicht einmal die Ergebnisse und Modelle „anwenden“ können, die ihnen ihre Grundlagenwissenschaft liefert, sondern häufig zuallererst selbst wissenschaftlich forschend tätig werden müssen (cf. hierzu auch C. Lindholm & D. Cohen, 1979: 76).

Angewandte Wissenschaft dürfen wir uns demnach auch nicht vorstellen als einen ausdifferenzierten wissenschaftlichen Handlungsbereich, der die Konzepte, Modelle, Theorien usw. einer Grundlagendisziplin (einer oft „rein“ genannten Wissenschaft) „anwendete“. Wissenschaften, die sich vor allem auch institutionell in Grundlagen- und Angewandten Wissenschaften ausdifferenziert haben, bilden zwischen ihren Komponenten eher Relationen des Typs „Spezialisierung“, „Reduktion“ oder „Pragmatisierung“ aus, die wir aber besser nicht im Begriff der Anwendung zusammenfassen sollten. *Eine* solche Beziehung zwischen Grundlagen- und Angewandten Wissenschaften, die „Pragmatisierung“, verdeutlicht dies: Unter einer „Pragmatisierung“ verstehe ich eine bestimmte Art der Umformung einer Gesetzesannahme in eine technologische Regel. Dies kann nach M. Bunge (1974) und M. Perrez & J. Patry (1982) nach folgendem Schema geschehen:

$X \rightarrow Y$	(als Kurzform für eine Gesetzesaussage der Form: $\forall x\,(Px \rightarrow Qx)$)
Wenn p X^* tut, dann Y^*	(als nomopragmatischer Satz)
Y^* per X^*; $\neg Y^*$ per $\neg X$	(als technologische Regeln).

Die Beziehung zwischen Angewandten und Grundlagenwissenschaften bestünde dann darin, daß in der einen Wissenschaft nomologisches Wissen produziert würde, das in einem ihrer Zweige darauf geprüft würde, wie die in den Gesetzesaussagen vorkommenden Variablen so manipuliert werden können, daß Zielzustände oder Produkte des Typs Y^* erreicht oder vermieden werden können. (Das Synthetisieren von Stoffen in der Chemie oder Biologie scheint dieses Schema genau zu erfüllen.) Diese Art der wissenschaftsinternen Beziehung zwischen Grundlagen- und Angewandter Wissenschaft hat mit „Anwendung“, so wie dieser Begriff bislang in dieser Arbeit benutzt wurde, nichts gemeinsam; denn in dieser Beziehung selbst geht es gar nicht um die Lösung praktischer Probleme, sondern um eine bestimmte Form wissenschaftsinterner Differenzierung und Spezialisierung. Die wissenschaftlichen Tätigkeiten im

Rahmen einer Angewandten Wissenschaft können dagegen sehr wohl auf praktische Probleme gerichtet sein, etwa dann – wie in dem Beispiel aus Kap. I – wenn ein angewandter Wissenschaftler eine Auftragsarbeit aus der Industrie übernimmt.

Angewandte Wissenschaft, so wollen wir hier festhalten, wendet wissenschaftliche Theorien auf praktische Probleme an; die dabei zum Zuge kommenden Theorien lassen sich durch technologische Regeln charakterisieren (und damit gegen diejenigen Theorien abgrenzen, die für nomologisches Wissen sorgen). Das Produkt der in solchen Fällen zur Anwendung kommenden Theorien ist technologisches Wissen, d.h. ein Wissen um „Mittel, Verfahren und Techniken, mit denen bestimmte Ziele erreichbar sind", das durch wissenschaftliche Handlungen des Typs „Realisation", „Kontrolle' und „technologische Prognose" gewinnbar ist (cf. H. Westmeyer, 1976: 176).

Nach diesem Muster ist eine Angewandte Literaturwissenschaft hingegen (noch) nicht betreibbar; denn es mangelt ihr bislang an hinreichend bestätigten und explizit formulierbaren Gesetzesannahmen. Zudem scheint das Modell der technologischen Regeln auch nicht unbedingt wünschenswert in einer Wissenschaft, die es mit menschlichen Handlungen zu tun hat, weil dieses Modell – in seinen bisher bekannten Varianten – nur relativ zu gegebenen Zielzuständen, die mit bestimmten Komponenten ihrer Gesetzesannahmen vereinbar sein müssen (d. h., praktisch aus diesen Annahmen hergeleitet werden; Y* wird ja durch Y in der Gesetzesannahme gesetzt), so operieren kann, daß sich die in den abhängigen Variablen der Gesetzesannahme ausgedrückten Effekte (Y) als Zwecksetzungen einstellen. Daher kann dieses Modell zunächst nur technologisch operieren, nämlich die Mittel erproben, die die aus den Gesetzesannahmen hergeleiteten Zwecksetzungen zu realisieren gestatten. Die Problemlösungsstrategie, das sogenannte Treatment, greift daher ausschließlich bei den unabhängigen Variablen (X) ein, die sie als herzustellende Bedingungen ausweist (cf. hierzu auch J. Patry, 1982).

Angewandte Wissenschaft reduziert sich nach diesem Modell darauf, (a) nicht die Zwecksetzungen selbst in ihre Veränderungsinteressen aufzunehmen und (b) nur das in ihren Veränderungsinteressen verwirklichen zu können, was sich in Form von Gesetzesaussagen beschreiben läßt. Zudem setzt sie voraus, daß das theoretische Ziel von Wissenschaft (= nomologisches Wissen) erreicht ist, damit sie ihr Ziel, die praktische Verwertung dieses Wissens (= technologisches Wissen) erfüllen und sich als die Suche nach Wissen über die Herstellbarkeit von Phänomen selbst bestimmen kann (cf. M. Perrez & J. Patry, 1982: 51).

Aus der wissenschaftstheoretischen Position der Empirischen Literaturwissenschaft können wir trotz der gerade vorgetragenen Einwände die Redeweise aufrechterhalten, daß Theorien auf (praktische) Probleme angewendet werden. Entscheidend für das Verständnis dieser

Redeweise ist der in ihr vorkommende Theoriebegriff. Betrachtet man Theorien nicht als Systeme von Aussagen über die Wirklichkeit, so wie dies bei den Vertretern des Modells der technologischen Regel der Fall ist, sondern als konzeptuelle Systeme, d.h. als begriffliche Gebilde, zwischen deren Elementen systematische Beziehungen bestehen, so treten die geschilderten Probleme nicht länger auf. Denn als ein konzeptuelles System betrachtet kann aus einer Theorie in praktischer Absicht nicht eine technologische Regel abgeleitet werden. Denn dies geht offensichtlich nur bei Satzsystemen, für die entsprechende Folgerungsbegriffe definiert sind. Als begriffliches Gebilde weist eine Theorie dann auch andere Funktionen auf: sie dient in allererster Linie dazu, einen Erfahrungsbereich zu konstituieren und zu konzeptualisieren, in der Weise, daß eine systematische Untersuchung eines solchen Bereichs möglich wird. Als konzeptuelles Gebilde ist sie auch nicht – wie bei empiristischen Theoriebegriffen – auf das „Beobachtbare" bzw. die beliebten „nackten Tatsachen" festgelegt; d.h., dem Theoriebegriff der Empirischen Literaturwissenschaft ist z.B. keine positivistische Tatsachen-Werte-Dichotomie inhärent. Auch Werte sind nach Auffassung der Empirischen Literaturwissenschaft „theoretisierbar"; sie können explizit und argumentierbar gemacht werden. Zudem besagt der Theoriebegriff des Non-Statement Views (cf. Kap. I) nicht, daß nach einem bekannten Popperschen Bild etwa Theorien abstrakte Kalküle (Aussageformen) seien, die *über* der Wirklichkeit (dem Popperschen „Sumpf") schwebten und mittels Operationalisierungen bzw. Beobachtungssätzen in diese Wirklichkeit eintauchten. Als Begriffssysteme aufgefaßt konstituieren Theorien vielmehr ihre Objektbereiche; über die Art und Beschaffenheit eines solchen Bereiches findet keine vorgängige (theoriefreie) Entscheidung statt. Darüberhinaus sind begriffliche Systeme Gebilde, die ein Subjekt voraussetzen, das mit ihnen operiert. Eine Theorie als ein konzeptuelles System, über das eine Person verfügt, müssen wir daher von der Darstellung einer Theorie unterscheiden. Darstellungen einer Theorie sind sprachlicher Natur; Gesetzesannahmen, Theoreme oder Hypothesen können wir zu solchen Darstellungen zählen; mit der jeweiligen Theorie dürfen wir sie hingegen nicht verwechseln.

An der Vorstellung, wissenschaftliche Ergebnisse bzw. Darstellungen von Theorie(komponenten) würden auf Probleme bzw. Sachlagen angewendet, ist schlechterdings alles falsch (cf. auch P. Finke, 1982: 86). Vielmehr werden Theorien, also begriffliche Gebilde (Schemata, Konzepte, Frames, kurz: kognitive Vehikel), auf Probleme angewendet und organisieren diese Probleme in einer jeweils spezifischen Weise.

P. Finke (1982: 86f.) präzisiert diesen zweistelligen Begriff von Anwendung, indem er ihn als siebenstelligen Begriff rekonstruiert: „a ist eine Anwendung von x auf y, die p im Rahmen von k zum Zwecke von z unter den Bedingungen von b vornimmt." Die Variablen belegt er dabei wie folgt: Personen (p), i.e. *Wissenschaftler*, sind die Träger

einer Anwendung (dies deckt sich mit unserer Sprachregelung zu „Anwendung“ und „Verwendung“); sie führen Anwendungen im Rahmen einer wissenschaftlichen *Konzeption* (k) durch (damit gehen auch die metatheoretischen Werte der Konzeption in die Anwendung ein, hier also: Theoretizität, Empirizität und Politizität); Anwendungen finden in Handlungssituationen statt, d. h., sie stehen unter situativen, individuellen, sozialen und politischen *Bedingungen* (b); die *Zwecke* (z) bestehen darin, praktische Nutzeffekte für die die Disziplin tragende Gesellschaft zu erreichen; *Theorien* (x) sind dabei konzeptuelle Gebilde, die zu einer systematischen Problemsicht und Problemlösungsstrategie anleiten sollen, um Lösungen für praktische *Probleme* (y), die sich wissenschaftsextern stellen, entwickeln zu können.

Praktische Probleme, so deutet die Explikation des Anwendungsbegriffes bereits an, sind keine Dinge oder Sachlagen, die schlechthin vorliegen und auf die neutral eine Theorie appliziert würde. „We do not discover a problem „out there“; we make a choice about how we want to formulate a problem.“ (C. Lindblom & D. Cohen, 1979: 50) Für die Problemformulierung und a fortiori für die Problemkonstituierung sorgt im Falle wissenschaftlicher Anwendungen die jeweilige Objekttheorie ebenso wie die jeweilige Konzeption. Anwendungen, so können wir hier auch sagen, finden auf definierte, explizit beschriebene Situationen statt, d. h. auf einen rationalen argumentationsfähigen Bereich – wenn sie in wissenschaftlicher Absicht, theorie- und konzeptionsgeleitet, durchgeführt werden.

6.2 Will man nun die praktische Vernunft der Empirischen Literaturwissenschaft nicht in eine eigenständige konzeptionelle Komponente auslagern und demzufolge die Empirische Literaturwissenschaft ausdifferenzieren in eine Angewandte und eine Grundlagenwissenschaft, dann wird man zunächst wieder auf das integrative Modell verwiesen, das vorsieht, daß die Anwendungsorientiertheit der Empirischen Literaturwissenschaft in die wissenschaftlichen Operationen mit den einzelnen Theorie-Elementen (den Theorie-Elementen „Literarische Produktion, Vermittlung, Rezeption und Verarbeitung“) aufgenommen wird. Beschreiben, Erklären und Verändern sind dann die Leitlinien für den Gebrauch dieser Theorie-Elemente. „Verändern“ kann dann bedeuten, was oben als „Anwenden“ expliziert wurde, aber auch, daß beschriebene und erklärte Literaturprozesse, literarische Handlungen oder Gegebenheiten im Literatursystem auf ihre Veränderbarkeit bzw. auf ihre Veränderungsnotwendigkeit relativ zu explizit gemachten Werten hin untersucht werden. Die Aufnahme der Operation „Verändern“ bewirkt demnach, daß sich empirische Literaturwissenschaftler in ihrer Arbeit grundsätzlich auch mit Problemen beschäftigen sollen, die sich *wissenschaftsextern* stellen. Die Zuordnung einer Nutzenfunktion im Rahmen des integrativen Modells unterläuft dann in letzter Konsequenz die wissenschaftstheoretisch übliche Unterscheidung von

wissenschaftsinternen und wissenschaftsexternen Zielen – zumindest insofern objekttheoretisches Arbeiten gemeint ist. (Von metatheoretischen Arbeiten wird man keine Lösungen wissenschaftsexterner Probleme erwarten können, denn Wissenschaftstheorie beschäftigt sich mit wissenschaftsinternen Problemen, Strukturen und Instrumenten; indirekt jedoch soll sie auch zu externen Zwecken beitragen, etwa indem sie die objekttheoretische Arbeit begründet auf ihre Politizität orientiert, Probleme der Anwendung wissenschaftlicher Theorien untersucht etc. In diesem Sinne können die hier vorgetragenen Prolegomena zur Angewandten Literaturwissenschaft kein praktisches Problem lösen, wohl aber sollen sie dazu beitragen, das Problembewußtsein des objekt-theoretisch arbeitenden Literaturwissenschaftlers zu erhöhen, wenn er sich mit praktischen Problemen beschäftigt.)

Gegen die Aufnahme einer praktischen Nutzenfunktion in die objekttheoretische Arbeit wird in aller Regel damit argumentiert, daß wissenschaftliche Theorien dazu da seien, wissenschaftliche Erkenntnisbedürfnisse zu befriedigen, daß „intellektuelle Neugierde" die Triebfeder der Wissenschaft sein solle (cf. J. Galtung, 1978: 83) und nicht das Bedürfnis, praktische (gesellschaftliche) Probleme lösen zu wollen. Th. Herrmann (1979: 181) hat mit Bezug auf psychologische Theorien entsprechend gefordert: „Psychologische Theorien, die als Rekonstrukte bestimmter Probleme geeignet sind, die bestimmte Zusammenhänge zwischen Problemfeldkomponenten erklären und vorhersagen, die zu bestimmten Problemlösungstätigkeiten anregen usf., müssen nicht *zusätzlich irgendwelchen Nutzen* versprechen." [Hervorhebung im Text; der Verf.] Auch M. Bunge (1974: 19) macht geltend, daß es in der Wissenschaft „rein kognitive" Ziele geben muß neben „praktischen": „If the goal is purely cognitive, pure science is obtained; if primarily practical, applied science." Ebenso J. Agassi (1974: 51), der der „reinen Wissenschaft" Poppers Methodologie der „Conjectures" und „Refutations" auferlegt, um ihr schließlich „intellectual adventure" als Triebfeder zuzuordnen.

Auffallend an solchen wissenschaftstheoretischen Einstellungen ist m.E. zweierlei: zum einen führen sie zu einer Ausdifferenzierung von Wissenschaft in „reine" und „angewandte" Disziplinen (die damit verbundene Problematik haben wir bereits diskutiert); zum anderen scheint ihnen eine Denkweise implizit, die Wissenschaft im Sinne „reiner" Forschung als ein Unternehmen versteht, das Erkenntnisse um ihrer selbst willen gewinnt oder das selbstgenügsam auf Wahrheit bzw. kritisch-rationalistisch auf Wahrheitsapproximation als regulativer Zielidee gerichtet sein könnte.

Das (möglicherweise) anthropologische Bedürfnis der „intellektuellen oder theoretischen Neugierde" (cf. auch H. Blumenberg, 1973) soll hier nicht weiter diskutiert werden; denn als Legitimation des theoretischen, aber auch des instrumentellen Aufwandes, der in Wissenschaften betrieben wird, dürfte es kaum haltbar sein. Wenn nun zusätzlich die Idee der

Wahrheit bzw. Wahrheitsapproximation als Legitimation für wissenschaftliche Forschung nicht mehr in Anspruch genommen werden kann (was nicht nur im epistemologischen Konstruktivismus deutlich wird, sondern auch von Analytischen Wissenschaftstheoretikern wie W. Stegmüller im Anschluß an den Non-Statement View so gesehen wird[52]), muß sich Wissenschaft letztlich über eine Nutzenfunktion legitimieren. Um wissenschaftsinterne Zielsetzungen wie z. B. Wissenszuwachs, empirische Überprüfbarkeit oder Widerspruchsfreiheit überhaupt legitimieren zu können, müssen wir auf wissenschaftsexterne Zielsetzungen, d. h. auf praktische Werte, zurückgreifen.

Wissenschaftliche Theorien, genauer gesagt: der Gebrauch einer wissenschaftlichen Theorie, muß immer auch praktischen Nutzen versprechen.

6.3 Verlegt man wie dargestellt die notwendige Anwendungsorientiertheit der Empirischen Literaturwissenschaft integrativ in den derzeitigen Ausbaustand ihrer Theorien, so ist das Problem der Lokalisierung dieser Anwendungsorientiertheit zunächst zufriedenstellend gelöst. Angewandte und theoretisch empirische Arbeit rücken nebeneinander. Die Explikation des Anwendungsbegriffs kann zudem für die einzelnen Arbeitsbereiche gleichermaßen übernommen werden. Denn die Anwendung einer Theorie auf ein praktisches Problem ist strukturell äquivalent mit der Anwendung einer Theorie auf einen wissenschaftlichen (Beschreibungs- oder Erklärungs-)Bedarf. Der Theoriebegriff ist demnach auch in den wissenschaftlichen Problemlösungsprozessen (die zu befriedigenden Beschreibungen, Erklärungen und Veränderungsvorschlägen führen sollen) derselbe. Im dargestellten Modell der technologischen Regel war dies dagegen nicht der Fall, dort standen sich ja zwei unterschiedliche Satzsysteme gegenüber: eine Menge von Regeln und eine Menge von Gesetzesaussagen. Durch diese Art der Bestimmung des Anwendungsbegriffs scheinen nun Anwendungsorientierung und deren Realisierung als „Verändern" mit wissenschaftlichem Arbeiten grosso modo zusammenzufallen. Einen Unterschied zwischen einer in Anwendungsorientierung durchgeführten wissenschaftlichen Forschung und einer theoretischen empirischen (beschreibenden und erklärenden) Forschung wäre dann zunächst in den jeweiligen Problemtypen zu suchen, d. h., wir hätten praktische Probleme gegen wissenschaftlich theoretische Probleme abzugrenzen. Macht man sich aber dagegen einmal klar, daß – weil Anwendungen im Rahmen von Wissenschaft stattfinden – praktische Probleme nicht „von dort draußen in der Praxis" direkten Weges in die Wissenschaft hineingeraten, sondern von Wissenschaftlern nach ihren Kategorien, Konzepten, Theorien, Werten und Einstellungen definierte Probleme sind, dann muß ein solcher Abgrenzungsversuch scheitern. Denn nun hat es ein Wissenschaftler mit einem Problem zu tun, das er als Wissenschaftler beschreibt, d. h. mit einem wissenschaftlichen Problem. Praktische Probleme gegen wissenschaftliche Probleme abzugrenzen, kann offensicht-

lich nicht mit Rekurs auf die Wissenschaftlichkeit der Behandlung von Problemen gelingen. In seiner Rolle als Wissenschaftler kann ein Wissenschaftler ein Problem nicht anders als ein wissenschaftliches behandeln, d.h., es nach wissenschaftlichen Kriterien zu formulieren und mittels wissenschaftlicher Instrumente zu lösen. Eine Differenzierung der Problemtypen müßte demnach dort ansetzen, wo die jeweiligen Probleme entstehen: Probleme, die für einen Beobachter im Literatursystem entstehen, wären gegen Probleme, die für einen Beobachter im Wissenschaftssystem entstehen, abzugrenzen. Damit könnten wir die Unterscheidung zwischen praktischen und wissenschaftlich theoretischen Problemen dann auch über die methodologische Unterscheidung von Teilnahme am und Analyse des Literatursystems einholen als teilnahmebedingte und analysebedingte Probleme. Viel mehr als eine solche grobe Unterscheidung der Problemtypen nach ihren Handlungsbereichen scheint mir vorerst nicht möglich. Denn man wird nachgerade damit rechnen müssen, daß wissenschaftlich theoretische Probleme sich mit praktischen Problemen überschneiden können.

Wissenschaftliche Probleme können demnach als praktische Probleme angegangen werden ebenso wie praktische Probleme als wissenschaftliche Probleme behandelt werden können. Die Differenz läge dann in der problemkonstitutiven Perspektive des Wissenschaftlers: Probleme, die er gemäß seiner Objekt-Theorien im Literatursystem verortet, kann er als praktische Probleme bestimmen. Als Kennzeichen dafür, daß ein Wissenschaftler sich mit einem praktischen Problem beschäftigt (hat), diente dann das Resultat seiner Handlung. Wenn er einen Veränderungsvorschlag für eine von ihm beschriebene Problemlage entwickelt, wäre seine Handlung rekonstruierbar als die tentative *Lösung eines praktischen Problems. Besteht das Resultat seiner Hand*lung darin, daß ein Phänomen beschrieben und erklärt ist, können wir seine Handlung als die Lösung eines wissenschaftlich theoretischen Problems rekonstruieren. In der Empirischen Literaturwissenschaft wird von literaturwissenschaftlichen Handlungen nun (gemäß dem integrativen Modell) verlangbar, daß wissenschaftliche Forschung primär Resultate des zuerst genannten Typs zu erzielen habe. Dies aber setzt voraus, daß ein Phänomenbereich hinreichend beschrieben und erklärt ist, d. h., Resultate des zuletzt genannten Typs vorliegen.

Um nun nicht in die Gefahr zu geraten, nachträglich aus Forschungsresultaten praktische Anwendungsmöglichkeiten zu extrahieren, indem praktische Probleme aus den theoretischen Modellen hergeleitet und gelöst werden, ohne sich zuvor mit Teilnehmern am Literatursystem auf Problemlagen und Problembeschreibungen geeinigt zu haben, muß literaturwissenschaftliche Forschung problem- und veränderungsorientiert betrieben werden als theoretische, empirische und „angewandte" Forschung zugleich. (Wie eine solche Forschung zu realisieren wäre, habe ich in Abschnitt 5 dieses Kapitels zu verdeutlichen versucht.) Unter diesen Vorzeichen fänden Beschreiben, Erklären und Verändern

im Rahmen ein und desselben Wissenschaftsprozesses statt (womit dieser Prozeß gleichsam unabschließbar wird, denn initiierte Veränderungen sind wiederum Anlaß zu neuen Beschreibungen, Erklärungen und Veränderungen usf.). Verändern im Zusammenhang mit Beschreibungen und Erklärungen könnte dabei in zwei generelle Richtungen ausdifferenziert werden: in Aufklärungs- und Gestaltungsprozesse. Beide können in Forschungsprozessen – sozusagen vor Ort (wie am Beispiel der teilnehmenden Beobachtung angedeutet) – realisiert werden, aber auch „am Schreibtisch", wenn dafür das entsprechende Wissen schon vorliegt. Beide können zugleich stattfinden, und beide sind veränderungsbezogene wissenschaftliche Handlungstypen. Was mit „Aufklärung" und „Gestaltung" hier gemeint sein kann, möchte ich nun kurz erläutern.

R. Mackensen (1982: 507 ff.) führt die beiden Termini als Richtungen einer praktischen Soziologie ein und ordnet ihnen als Praxisfelder zwei Institutionen zu: das Bildungswesen der Aufklärung und das (politisch, wirtschaftlich, kulturell usw.) institutionalisierte Planungs- bzw. Entwicklungswesen der Gestaltung. Diese Zuordnung läßt sich im Rahmen der Soziologie vielleicht noch sauber trennen; für die Literaturwissenschaft hingegen müssen wir damit rechnen, daß wir es nicht nur mit institutionalisierten Praxisfeldern zu tun haben und mehr noch, daß das sogenannte Bildungswesen auch Gegenstand des Planungs- und Entwicklungswesens ist. Wichtiger als die zugeordneten Praxisfelder scheinen mir auch die Zielebenen von Aufklärung und Gestaltung zu sein, die R. Mackensen in den Ansatzpunkten „Bewußtsein" und „Realität" formuliert. Auf eine Literaturwissenschaft übertragen, die auf einer konstruktivistischen Erkenntnistheorie aufbaut, kann dies aber nicht besagen, daß sie unabhängig voneinander „Realität" gestalten und „Bewußtsein" verändern könnte. Daher möchte ich hier vorschlagen, die postulierten Aufgaben einer Literaturwissenschaft, Aufklärung und Gestaltung, so zu differenzieren, daß für die Erfüllung der einen Aufgabe Literaturwissenschaftler gewissermaßen in der Rolle eines Architekten handeln und Vorschläge für die Gestaltung der Modalitäten von Literaturprozessen ausarbeiten (hier sei noch einmal an die Möglichkeit einer Experimentellen Literaturwissenschaft erinnert). Für die Erfüllung der anderen Aufgabe könnten Modelle wie die teilnehmende Beobachtung (oder bei entsprechender methodologischer Ausarbeitung auch J. Habermas' Überlegungen zum therapeutischen Gespräch) vorbildhaft sein. Gestaltung hätte dann an einer Veränderung der Bedingungen, unter denen literarisches Handeln stattfindet, anzusetzen und auf der Basis empirischen Wissens begründete Veränderungsvorschläge zu unterbreiten. Beide Veränderungsmöglichkeiten sind jedoch engstens aufeinander zu beziehen; denn jede Veränderung der Bedingungen von Literaturprozessen trifft auf Subjekte, die diese Veränderungen gemäß ihren Bewußtseinslagen einschätzen. Und die Legitimität von Gestaltungsvorschlägen kann in einer demokratischen Gesellschaft nur

über einen Konsens eingeholt werden. Um aber in die Herbeiführung eines solchen Konsenses nicht unbemerkt Machtansprüche, wissenschaftliche Autorität oder Irrationalismen einfließen zu lassen, ist eine gegenseitige Aufklärung über die Bedingungen, Ziele und Wertvorstellungen der jeweils Handelnden erforderlich. Zu den gesellschaftspolitischen Zielvorstellungen der Empirischen Literaturwissenschaft gehört es daher auch, soziale Interaktionen mehr und mehr als partnerschaftliche und gegenseitiger Kritik offene Handlungsweisen zu verwirklichen. Dazu müssen sich die Handelnden (Wissenschaftler wie Praktiker) als gleichberechtigte Handlungspartner ernstzunehmen lernen und sich gegenseitig rationale Argumentation zutrauen und zumuten (cf. H. Hauptmeier & S.J. Schmidt, 1985: Kap. 8). Kooperative Handlungsweisen, die bestehende Herrschafts- und Machtansprüche unreflektiert lassen und nur zielorientiert auf eine möglichst ökonomische Mittelbeschaffung bedacht sind, können dagegen nur eine technologische Kooperativität verwirklichen. Gegenseitige Aufklärungsprozesse sind hier notwendig, um demokratische Gestaltungsprozesse einleiten zu können, die wert- und subjektbezogen sind.

Um die Thematik der Gemeinsamkeiten und Differenzen von theorie- und veränderungsbezogener literaturwissenschaftlicher Forschung abzuschließen, möchte ich noch auf einen methodologischen Unterschied kurz eingehen.

Anwendungs- und Theoriebegriff, so wollte ich zeigen, sind im Blick auf die Handlungsresultate wissenschaftlicher Operationen kommensurabel. Zudem sind Aufklärung und Gestaltung als Differenzierungen von Verändern aufgenommen in den Ausbaustand der Empirischen Theorie der Literatur, und die Veränderung der Modalitäten des Literaturprozesses (so. P. Finke) ist als das fundamentale praktische Ziel der Konzeption Empirische Literaturwissenschaft ausgewiesen. Empirische Literaturwissenschft ist danach immer auch „Angewandte Literaturwissenschaft“.

Überlegt man aber nun einmal, daß Theorien im hier eingeführten Sinne dazu benutzt werden müssen, um Behauptungen über einen Phänomenbereich aufstellen zu können, so wird man darauf aufmerksam, daß – wenn es um die Entwicklung von Gestaltungsstrategien zur Optimierung literarischen Handelns geht – die in den Behauptungen vorkommenden Variablen nicht mehr nur deskriptive Variablen sind. D. MacRae (1976: 281) stellt hierzu folgendes fest: „In applied science,

1. The dependent variable is a valuative one;
2. The independent variables, as they vary, are expected to relate to action that influences the realization of the value in question;
3. Applied research often involves a repeated alternation between action and the monitoring of a valuative dependent variable.“

Nach MacRaes Auskunft führt die Existenz solcher evaluativer abhängiger Variablen (die man sich als Stellvertreter für Antworten auf Fra-

gen des Typs „Was ist zu tun?" denken kann) mitunter auch zu anderen theoretischen Strukturen als in den Grundlagenwissenschaften (in denen nur deskriptive Variablen vorkommen). In der Wirtschaftswissenschaft scheint dies auch in der Tat der Fall zu sein. Die abhängigen Variablen werden dort aus einem ethischen Diskurs nach einem Modell rationalen Argumentierens gewonnen, d.h. aus einem für eine scientific community verbindlichen allgemeinen Wertsystem. In der Empirischen Literaturwissenschaft dürfte die Situation jedoch anders aussehen. Hier wurde nicht nachträglich, d.h. nach der Entwicklung einer wissenschaftlichen Konzeption und entsprechender Objekt-Theorien, ein Wertesystem eingeführt, sondern von Beginn an in die Konstruktion der Konzeption aufgenommen. Daher zergliedert sich die Empirische Literaturwissenschaft auch nicht in eine Grundlagen- und eine Angewandte Wissenschaft. Was wir allerdings MacRaes Analysen entnehmen sollten, ist der Hinweis auf die methodologischen Aspekte von „Angewandter Wissenschaft". Für die literaturwissenschaftliche Forschung sollte dies bedeuten, ein explizites Wertesystem zu entwickeln, um mit evaluativen Variablen umgehen zu können, und ihre eigene Methodologie auf diesen Problembereich hin zu orientieren, damit Forschungsdesigns begründbar werden, in denen Werte explizit berücksichtigt werden können. (Eine solche Methodologie, die auch genauestens auf ihre Kompatibilität mit dem Theorie- und Erkenntnisbegriff der Empirischen Literaturwissenschaft zu prüfen wäre, ist nach wie vor Desiderat. In dieser Arbeit können dazu auch nicht mehr als erste (revidierbare) Hinweise gegeben werden; denn eine arbeitsfähige Methodologie für eine Literaturwissenschaft zu entwerfen, die Veränderungsinteressen verfolgt, ist ein Projekt, das nicht in Einzelarbeit ableistbar ist).

6.4 Um die in den letzten Abschnitten ausgeführten metatheoretischen Überlegungen zum Anwendungs- und Theoriebegriff sowie zu methodologischen Problemen der Realisierbarkeit und Lokalisierbarkeit von „Veränderung" als wissenschaftlicher Operation etwas anschaulicher zu machen, möchte ich mich nun etwas konkreter damit beschäftigen, was eigentlich eine Empirische Literaturwissenschaft verändern will. Dazu möchte ich einige Beispiele anführen und eine erste Typologie praktischer Probleme anregen (cf. dazu auch den Beitrag von A. Barsch in diesem Band). Eine erste Typologie könnte z. B. nach den vier Handlungsrollen im Literatursystem aufgebaut werden:

- Im Bereich literarischer Produktionsprozesse könnten Veränderungen z.B. an der empirisch nachweisbaren Tatsache ansetzen, daß innovative experimentelle Literatur in unserem Literatursystem weniger gefördert wird als traditionelle (etwa erzählende) Literatur. „Über entsprechende Aufklärungsaktionen, die sich an die potentiellen Rezipienten [z.B. im Rahmen von Literaturworkshops; der Verf.], aber auch an öffentliche Organe der Kulturförderung wenden müßten, bis hin zu konkreten Hilfsmaßnahmen wie Verlagsneugrün-

dungen" (P. Finke, 1982: 93) ließen sich hier Veränderungen erzielen, wenn entsprechendes Wissen über die Folgen solcher Maßnahmen entwickelt worden ist.

- Im Bereich der literarischen Vermittlung könnten Veränderungen z. B. auf eine Optimierung der Medialisierungen literarischer Kommunikate gerichtet sein; dazu könnten empirische Literaturwissenschaftler z. B. aktiv an der Umsetzung von Texten in Filme, Theaterstücke usw. mitarbeiten, wenn sie über entsprechendes Wissen von der Wirkung solcher Medialisierungen verfügen; ebenso könnten Literaturwissenschaftler für Verlage beratend oder programmplanend tätig werden, etwa um Verlagsprogramme auf nachgewiesene (und in ihren Wertdimensionen erörterte) Bedürfnisse bestimmter Leserschichten abzustimmen.
- Im Bereich der literarischen Rezeption könnten empirische Literaturwissenschaftler z. B. an einer Reform des Literaturunterrichts mitarbeiten; denn es ist z. B. empirisch erwiesen, daß Lektüregewohnheiten (und mithin der Literaturbegriff von Rezipienten) im Literatursystem der Bundesrepublik durch den Schulunterricht und die Qualifikation des Schulabschlusses geprägt sind (cf. D. Hintzenberg et al., 1980).
- Im Bereich der literarischen Verarbeitung könnten Veränderungen z. B. an der Interpretationspraxis in unseren Schulen ansetzen, wenn noch genauer empirisch belegt werden kann, daß die bisherige Interpretationspraxis negative Auswirkungen auf das Sozialverhalten im Literaturunterricht hat sowie auf das nachschulische Leserverhalten Jugendlicher (erste Vorschläge zur Reform der bisherigen Interpretationspraxis an Schulen entwickelt S. J. Schmidt, 1982a: Kap. 5).

Welche weiteren Gegebenheiten im und außerhalb des Literatursystems veränderungsbedürftig sein könnten bzw. in welcher Richtung zu verändern wären, könnte hier nur spekulativ beantwortet werden. Aus der Entwicklung und Durchführung empirischer Forschungsprojekte werden sich zweifellos mehr und gegebenenfalls gewichtigere Problemlagen einstellen. Daher möchte ich hier, statt weiter auf das Literatursystem bezogene Probleme zu erfinden, noch eine etwas feinere (Sub-)Typologie vorstellen.

Innerhalb der einzelnen literarischen Handlungsbereiche sowie auf das Literatursystem insgesamt bezogen könnte man z. B. folgende Verfeinerung der Typologie vornehmen: (a) Probleme *innerhalb* und *außerhalb* (von anderen Handlungsbereichen, literarischen und nicht-literarischen Instanzen ihren Ausgang nehmend) der Handlungsbereiche und des Literatursystems; (b) *vergangenheitsbezogene* Probleme (z. B. Probleme der Bewertung erfolgter Handlungen); (c) *gegenwarts- und zukunftsbezogene* Probleme (z. B. Probleme der Gestaltung gegenwärtiger Literaturprozesse bzw. der zukünftiger, prognostizierter Zustände des Literatursystems); (d) *person- oder personengruppenbezogene* Probleme (cf. die Beispiele zum Bereich literarische Produktion und li-

terarische Verarbeitung); (e) *institutionsbezogene* Probleme (cf. das Beispiel zum Literaturunterricht; Auftragsforschung für Ministerien, Verbände usw. wäre ein weiteres Beispiel); und (f) *personengruppen- und institutionsbezogene* Probleme (cf. das Beispiel zur Reform des Literaturunterrichts, bei dem sowohl institutions- wie gruppenspezifische Problemlagen zu erwarten sein dürften). (Diese Typologie folgt im wesentlichen der in P. Lazarsfeld & J. Reitz, 1975: 66, entwickelten Typologie praktischer Probleme.)

Mehr als eine erste Orientierung kann und soll diese Typologie nicht geben (ihre Vollständigkeit und Logik ist sicherlich der Überprüfung bedürftig); jedoch – und deshalb wurde sie hier vorgestellt – gibt sie einen Einblick in die Spezifik möglicher auf Literatur bezogener Problemlagen und verweist damit etwa auf die Erforderlichkeit, auch sozialwissenschaftliche Befunde und Konzepte zur Struktur von Gruppen oder zur Logik von Institutionen je problemspezifisch zu berücksichtigen.

6.5 Einige (praktische) Probleme sind in den letzten Überlegungen bereits deutlich geworden. Nun aber müssen wir fragen, ob die Empirische Literaturwissenschaft solche und ähnliche Probleme überhaupt lösen kann; d.h., ihre Anwendungsfähigkeit steht zur Diskussion.

Um anwendungsfähig zu sein, wird man von wissenschaftlichen Konzeptionen zunächst verlangen müssen, daß sie über empirische wissenschaftliche Theorien verfügen, d.h. über systematische, problemfunktionale konzeptuelle Mittel, die Problemlösungen im Sinne von Erklärungen (strukturellen und funktionalen Erklärungen; cf. P. Finke, 1982: 202 ff.) möglich machen. Über solche konzeptuellen Mittel zu verfügen, kann jedoch noch nicht genügen, um Handlungswissen und Gestaltungsvorschläge zu entwickeln. Von anwendungsfähigen Theorien müssen wir auch verlangen, daß sie gesichertes empirisches Wissen enthalten (oder in der Redeweise des Non-Statement Views: daß es erfolgreiche Anwendungen dieser Theorie gibt; cf. Kap. I, 2.4). Diese beiden Bedingungen sind in der Empirischen Literaturwissenschaft bereits partiell erfüllt; d.h., es gibt erste erfolgreiche Anwendungen (im Sinne des Non-Statement Views) der Empirischen Theorie der Literatur. Wieviel empirisches Wissen aber muß ein Theorie-Element enthalten, damit es tatsächlich anwendungsfähig ist? Die ersten erfolgreichen Anwendungen der Empirischen Theorie der Literatur (cf. D. Hintzenberg et al., 1980; S. J. Schmidt & R. Zobel, 1983; G. Rusch & S. J. Schmidt, 1983 oder D. Meutsch & S. J. Schmidt 1985) haben uns sicherlich noch nicht hinreichendes Wissen geliefert, um Anwendungen auf praktische Probleme vornehmen zu können. Ein Kriterium für die Anwendungsfähigkeit einer Theorie auf praktische Probleme kann man aber vielleicht auf folgendem Wege gewinnen: Versteht man unter einer wissenschaftlichen Theorie ein Netz von Theorie-Elementen und berücksichtigt man, daß bei der Entwicklung eines solchen Netzes nicht zugleich auch der

empirische Gehalt der einzelnen Theorie-Elemente nachweisbar ist, so sieht man sich einem System gegenüber, dessen Grundlagen noch nicht hinreichend empirisch entfaltet sind. Ist dies aber der Fall, so muß man weiterhin annehmen, daß das System der Grundlagen eines solchen Theorie-Netzes auch theoretisch noch nicht hinreichend erarbeitet ist. Die theoretischen und die empirischen Komponenten sind nach dem zugrundeliegenden Theoriebegriff ja stets aufeinander bezogen zu denken. D. h., um feststellen zu können, ob die Grundlagen einer Theorie hinreichend ausgearbeitet sind, muß es mindestens eine Darstellung dieser Theorie geben, die einen „minimalen Explizitheitsgrad und einen minimalen Approximationsgrad besitzt" (P. Finke, 1982: 54). Von einer anwendungsfähigen Theorie wird also verlangt, daß sie so eindeutig wie nötig formuliert ist und das, was sie erklären soll, ohne „gravierende Unvollständigkeiten" erklären kann. Eine Theorie, die diese Eigenschaften aufweisen kann, nennt man eine *abgeschlossene Theorie*. *„Nichtabgeschlossene Theorien sind – jedenfalls im Sinne einer Verantwortlichkeit der daraus resultierenden praktischen Konsequenzen – n i c h t a n w e n d u n g s f ä h i g."* (P. Finke, 1982: 88) (Hervorhebungen im Text)

Dieser Begriff von Anwendungsfähigkeit ist eng mit der Idee der Finalisierung einer Wissenschaft verknüpft. Eine Wissenschaft, deren Objekt-Theorien allesamt abgeschlossen sind, ist offenbar hochgradig finalisierungsfähig, d.h., sie kann externer Planung unterworfen werden, dergestalt daß ihre weitere Entwicklungsrichtung und ihre Inhalte (die Themen, mit denen sich Wissenschaftler beschäftigen) extern gesteuert werden. Vollständig abgeschlossene und extern gesteuerte Wissenschaften in diesem Sinne gibt es bislang kaum. Partiell abgeschlossene und partiell finalisierungsfähige Wissenschaften sind dagegen wohl eher die Regel. P. Finke (1982: 55) vermutet, daß z. B. die Linguistik in gewissem Maße zu solchen Wissenschaften zählt. „Ob auch die Literaturwissenschaft zu diesem Kreis der partiell abgeschlossenen Wissenschaften gezählt werden darf, ist eine sehr schwer zu entscheidende Frage." (op. cit.)

Abgeschlossenheit in dem Sinne, daß die grundlegenden Modellvorstellungen einer Wissenschaft hinreichend explizit ausgearbeitet und in ihrem empirischen Gehalt partiell nachgewiesen sind (und folglich für die Mitglieder einer scientific community keiner substantiellen Veränderungen bedürfen), können wir der Empirischen Theorie der Literatur sicherlich attribuieren. Und expliziert man den Finalisierungsbegriff einmal als externe *Steuerbarkeit*, die verlangt, daß Wissenschaften offen sein müssen für externe Zwecke als Leitfaden ihrer Theorieentwicklung und mithin offen für eine theoretische Internalisierung externer Zwecke (cf. hierzu auch G. Eberlein & N. Dietrich, 1983: 103 f.), so wird deutlich, daß wir auch mit bescheideneren Forderungen an die Anwendungsfähigkeit einer wissenschaftlichen Disziplin auskommen können. Wenn Gestaltungsvorschläge bzw. Handlungsanweisungen als wissenschaft-

liche Antworten auf praktische Probleme entworfen werden sollen, wird man mit P. Finke schon aus Gründen der Verantwortbarkeit fordern müssen, daß hochgradig abgeschlossene Theorien verfügbar sind – auf der Basis intuitiven Wissens etwa wäre es zweifellos unverantwortbar, als Wissenschaftler Einfluß auf praktisches Handeln zu nehmen.

Für die weniger anspruchsvollen Veränderungsinteressen, die z.B. in der empirischen Forschungsarbeit realisierbar scheinen oder im Rahmen von Auftragsforschung zum Leitfaden für die Theorieentwicklung werden können, dürfte die Empirische Theorie der Literatur sehr wohl in Frage kommen.

Gegen das Finkesche Abgeschlossenheitspostulat wäre u.a. auch einzuwenden, daß es die Implikation hat, theoretische und empirische Forschung zunächst ohne konkrete Veränderungsinteressen betreiben zu müssen, bis die Theorien abgeschlossen sind. Wie ich in den vorangegangenen Abschnitten zu zeigen versucht habe, scheint es allerdings „realistischer" und mit dem umrissenen Wissenschaftsbegriff vereinbar, Literaturwissenschaft, wenn sie über explizite theoretische Konzepte verfügt (und das ist mit der Empirischen Theorie der Literatur der Fall), zugleich als beschreibende, erklärende *und* verändernde Wissenschaft in Anspruch zu nehmen, statt darauf zu warten, daß ihre Theorien einen hohen Abschlußgrad erreichen, um erst dann Veränderungen zu initiieren. Zudem muß man sich hier klar machen, daß diejenigen Theorien, die für die Entwicklung von Handlungsanweisungen, Gestaltungsvorschlägen usw. erforderlich sind, nicht allein aus der Literaturwissenschaft (d.h. aus deren Objekt-Theorien) hergeleitet werden können. Hier sind Kopplungen von Theorie-Elementen und Konzepten aus vielen verschiedenen Wissenschaften in jeweils problemspezifischen Kombinationen nötig. Und müßte man jedesmal abwarten, bis eine problemspezifische Theorie einen hohen Abgeschlossenheitsgrad erreicht, verzögerten sich Veränderungsmöglichkeiten bis in die fernste Zukunft und träfen dort ggfs. auf veränderte Gegebenheiten.

Empirischen Gehalt und theoretische Härte hätte eine Literaturwissenschaft, die Applikabilität in ihrer Metatheorie auszeichnet, gerade dadurch zu gewinnen, daß man sich nach der Konstruktion ihrer Grundlagen an die Bearbeitung praktischer Probleme machte – und nicht indem man zunächst „reine" Theorie und Empirie betreibt, deren Resultate ohnehin ihre paktischen *Ver*wendungen finden. Explizite Vorschläge und Entwürfe für Verwendungen zu entwickeln und im Blick auf bewertete praktische Probleme die Realisierbarkeit solcher Entwürfe als Zielidee in die Durchführung empirischer Forschungsprojekte aufzunehmen (d.h., problemspezifisch empirisches Wissen zu erwerben), sollte demnach das grundlegende wissenschaftliche Interesse literaturwissenschaftlicher Forschung sein.

6.6 Einige Ergebnisse dieser Überlegungen zu einer konstruktiven, vorgezogene mögliche Wirklichkeiten mitverwirklichenden Wissen-

schaft möchte ich nun noch einmal kurz zusammenfassen. Eine Literaturwissenschaft, die nicht nur ihre unkontrollierten, nicht-intendierten Verwendungen haben will, sondern verantwortungsbewußt als Wissenschaft praktische Interessen verfolgen will, indem sie sich als anwendungsfähige Wissenschaft konzipiert, muß im Rahmen expliziter Theorien und Wertesysteme ihren Gegenstandsbereich analysieren und kritisieren, so daß wissenschaftlich fundierte Strategien zur Veränderung (theorie- und wertabhängig) beschriebener, erklärter und kritisierter Wirklichkeitsbereiche möglich werden. Dazu muß sie eine Methodologie entwickeln, die für eine intersubjektiv prüfbare Übereinstimmung von Werten, Beschreibungen und theoretischen (erklärenden) Konzepten sorgt. (In klassischer wissenschaftstheoretischer Terminologie ausgedrückt: sie muß für eine Integration von „Daten", „Werten" und „Theorien" sorgen; cf. J. Galtung, 1978: Kap. 2.5)

Wissenschaftliches Handeln, das zugleich wertbewußt, theorie- und empirieorientiert ist, wäre hier der Ansatzpunkt für eine Literaturwissenschaft, die sich nicht einer traditionellen Ausdifferenzierung in eine Angewandte und eine Grundlagenwissenschaft (mit den angedeuteten Folgen) aussetzen müßte und einen Beitrag zu einem Wissenschaftsverständnis liefern könnte, das verdeutlichte, daß Wissenschaft gar nicht so verschieden von Praxis ist, wie uns dies viele Wissenschaftstheoretiker, Philosophen und sogenannte Praktiker lehren. Ein neues (integratives) Wissenschaftsverständnis ist hier gefragt, ein Verständnis von Wissenschaft, das von Wissenschaftlern verlangte, so zu handeln wie andere Menschen auch: „alle Menschen beobachten, sagen voraus und ziehen vor, und sie *müssen* es [Hervorhebung im Text; der Verf.], um zu überleben. Warum sollten die Wissenschaftler nicht dasselbe tun, statt sich ihren Lebensunterhalt damit zu verdienen, daß sie sich auf zwei dieser Tätigkeiten beschränken? Der Wissenschaftler sei einer von allen anderen, mit Zielen bei seinem täglichen Leben und Arbeiten, einer, der sich anderen verantwortlich hält, indem er offen ausspricht, wie die von ihm vorgezogene Welt aussieht" (J. Galtung, 1978: 94)

Anmerkungen

1 Ein Reader zur Geschichte des empirischen Forschens in der Literaturwissenschaft liegt mit R. Viehoff, Hrsg., 1986 vor. An einem wissenschaftsgeschichtlich angelegten Fortschrittsbericht zur Empirie in der Literaturwissenschaft wird z. Z. gearbeitet (cf. H. Hauptmeier & R. Viehoff, 1985).

2 Mit der Bezeichnung „Empirische Literaturwissenschaft" ist im folgenden stets die von der Forschungsgruppe NIKOL ausgearbeitete Literaturwissenschaftskonzeption gemeint. Andere Literaturwissenschaften gebe ich mit kleingeschriebenen Adjektiven wieder. Der Ausdruck „die Literaturwissenschaft" bezieht sich konzeptionsunspezifisch auf die akademisch institutionalisierte Disziplin. Zur

Entstehungsgeschichte und personalen Besetzung der Forschungsgruppe NIKOL cf. S. J. Schmidt (1980: 2 ff.) sowie H. Hauptmeier (1983: 173 f.).

3 In diesem Zusammenhang werde ich auch später weiter von der Annahme Habermas' (1982: 15 f.) ausgehen, daß „ein systematischer Zusammenhang zwischen der logischen Struktur einer Wissenschaft und der pragmatischen Struktur möglicher Verwendungen der in ihrem Rahmen erzeugbaren Informationen" besteht.

4 Die Verwendung des Ausdrucks „ökologisch sinnvoll" mag hier durchaus im Sinne eines Tributs an gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklungen aufgefaßt werden. Diese Redeweise enthält allerdings die Aufforderung, das Literatursystem als ein organisches Gebilde aufzufassen, das in Wechselbeziehungen zu den es umgebenden Handlungssystemen (also auch zum Wissenschaftssystem) steht.

5 „Nützlichkeit" möchte ich hier im Sinne von P. Finkes (1982: 84) „Nutzenprinzip" bestimmen: „Es besagt, daß es notwendig ist, die der literaturwissenschaftlichen Forschung zur Verfügung stehenden beschränkten Mittel ökonomisch einzusetzen und eine bewußte und begründbare Bewertung der literaturwissenschaftlichen Erkenntnisinteressen nicht erst nach ihrer Befriedigung vorzunehmen, sondern bereits so rechtzeitig, daß sie selektiv befriedigt werden können. Die Begründung eines solchen selektiven Kenntniserwerbs besteht bei diesem Forschungsprinzip regelmäßig darin, daß die zu erwartenden Forschungsresultate nach dem zu erwartenden praktischen *gesellschaftlichen Nutzen* [Hervorhebung im Text] dieser Resultate gewissermaßen vorausbewertet werden und auf diese Weise eine Prioritätensetzung bereits der Erkenntnisinteressen erfolgt." Die Rechtfertigbarkeit dieses Prinzips (cf. Finke, 1982: 85 ff.) einmal außer Betracht lassend, bleibt allerdings die Frage, wo dieses Prinzip in der Literaturwissenschaft umfassend zur Geltung kommt. Denn – und dies sieht auch Finke – in der Literaturwissenschaft gibt es daneben noch ein Forschungsprinzip, das auf Wissensakkumulation angelegt ist, d. h., darauf gerichtet ist, einen Gegenstand in immer neuem Licht scheinbar immer vollständiger zu erfassen und diese Tätigkeit unter Berufung auf eine „angebliche Freiheit der Wissenschaft zu sichern und gegen gelegentlich laut werdende Kritik zu immunisieren" (op. cit.).

6 Zum methodologischen Problem einer Strukturdifferenz von wissenschaftlicher Erklärung und technologischer Prognose cf. auch B. Brocke (1978 und 1979).

7 Kurzdarstellungen der Empirischen Literaturwissenschaft sind vor allem in englischer Sprache erschienen; cf. etwa H. Hauptmeier (1983) sowie H. Hauptmeier & R. Viehoff (1983). Eine umfassende Einführung in das Thema liegt vor in H. Hauptmeier & S. J. Schmidt (1985). Ein deutschsprachiger Abriß der Konzeption findet sich auch in J. Wirrer (1984).

8 Cf. hierzu insbesondere auch M. Bunge (1983: 205 ff.), der im Zusammenhang mit Fragen zum Fortschritt in der Wissenschaft drei Auffassungen über die Natur der Wissenschaft und ihren Platz in der Gesellschaft diskutiert. Er unterscheidet dabei Mäzenatentum, Dirigismus und Systemismus als Gestaltungsmöglichkeiten im Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft.

9 Nicht-literarische Instanzen sind solche Instanzen bzw. Institutionen, die auf das Literatursystem einwirken, aber nicht selbst Teil des Literatursystems sind. Gerichtsverhandlungen z. B., in denen es um den Kunstcharakter eines Werkes im Sinne der grundgesetzlich verbürgten Freiheit der Kunst geht, wirken zwar auf das Kunst- bzw. Literatursystem ein, indem sie nachhaltig Texte dem Literatursystem entziehen und Literaturprozesse gewissermaßen verhindern, das juristische Vorgehen selbst ist jedoch nicht als Teilnahmehandlung am Literatursystem bestimmbar, da es grundsätzlich anderen Regeln, Normen und Konventionen folgt. (Cf. dazu auch den Beitrag von A. Barsch in diesem Band.)

10 Die Politizität literaturwissenschaftlichen Handelns ist dagegen in marxistischen Literaturtheorien allerdings deutlich gesehen worden und in einem Wert wie ,Parteilichkeit' auch explizit gemacht worden. Die solchen Konzepten zugrunde liegende Dogmatik, man wisse objektiv aus Geschichte und Gesellschaftsanalyse, was „richtig" sei zu tun und wer das „richtige" Bewußtsein habe, kann in einer empirischen Literaturwissenschaft auf konstruktivistischer Grundlage jedoch in keiner Weise akzeptiert werden.

11 ,Aus logischen Gründen' soll hier nicht mehr besagen, als daß wissenschaftliche Handlungen wie Theoriebildung und empirisches Forschen nicht mit Hinweis auf ihren „rein" wissenschaftlichen Wert rechtfertigbar sind. Wozu Wissenschaft betrieben wird, kann nicht mit der Wissenschaftlichkeit ihrer Produkte begründet werden, sondern bedarf einer Rechtfertigung über die praktische Nützlichkeit ihrer Produkte. Daß Nützlichkeit ein Konzept ist, an das sehr bestimmte gesellschaftliche Erwartungen geknüpft sind, in Industriegesellschaften vor allem wohl Vermarktungsinteressen, muß in einem Zeitalter sich verselbständigender Technologien und wachsender Großkonzerne sicherlich nicht weiter ausgeführt werden.

12 Im Rahmen einer Angewandten Literaturwissenschaft müßte hier wohl damit argumentiert werden, daß Literatur bestimmte unverzichtbare gesellschaftliche Funktionen erfüllt, die nicht durch den zunehmenden Umgang mit den sog. Neuen Medien abgedeckt werden können. Dazu allerdings bedarf es genaueren Wissens über die soziale Funktion von Literaturprozessen. Und zudem wären dann auch Einstellungsveränderungen von Institutionen und sozialen Gruppen gegenüber dem Literatursystem zu initiieren und zu legitimieren. Um solche Veränderungen, die primär an Aktanten und weniger an der technisch materialen Seite von Literaturprozessen ansetzen müssen, legitimieren zu können, wird man als Literaturwissenschaftler um seiner Verantwortlichkeit willen sich sehr genau der Komplexität sozialer Handlungen stellen müssen; und das bedeutet, hinreichendes Wissen über die Beziehungen des Literatursystems zu anderen gesellschaftlichen Handlungsbereichen erwerben und möglichst experimentell überprüfen zu müssen. Eine Angewandte Literaturwissenschaft, die nicht interdisziplinär orientiert ist, könnte der Komplexität sozialer Prozesse kaum gerecht werden. Wenn man nämlich das Literatursystem als ein koevolutives Handlungssystem auffaßt, dann dürfte deutlich werden, daß Eingriffe in dieses System immer auch Folgen haben für andere Subsysteme. Solche möglichen Folgen unkalkuliert zu lassen, indem die Perspektive des Anwenders einseitig auf das Literatursystem gerichtet wird, wären zweifellos unverantwortlich zu nennen.

13 „Einwirken" soll hier nicht heißen, daß Instanzen außerhalb des Literatursystems *kausal* wirksam werden, d. h., im Sinne von Ursachen Wirkungen stifteten, die sich über eine Kontrolle der Ursachen steuern ließen. Solche und ähnliche monokausale Ursache-Wirkungs-Schemata lassen sich für den gesellschaftlichen Bereich nicht aufrechterhalten – und in Anwendungen auf biologische Bereiche scheinen sie geradezu katastrophal zu werden (cf. etwa F. Capra, 1983). „Einwirken" ist demnach eher im Sinne komplexer wechselseitiger Abhängigkeiten zu verstehen. Gegen das traditionelle Denken in Kausalzusammenhängen (Motto: „Beseitigen wir die Ursachen, so verschwinden die unerwünschten Wirkungen") werden im Laufe dieser Arbeit noch weitere Argumente entwickelt werden.

14 Operationale Geschlossenheit, Konstruktivität der Erkenntnis bzw. die Unmöglichkeit beobachterunabhängigen Wissens über die „wirkliche" Wirklichkeit bedeuten nicht – wie G. Bollenbeck und C. Knobloch (1983: 384) meinen, aus konstruktivistischen Arbeiten entnehmen zu können –, daß Systeme „hoff-

nungslos hermetisch" sind und „vom Zwang zur Sachhaltigkeit ebenso befreit" sind „wie die Theorie vom Zwang zur Übereinstimmung mit der Wirklichkeit". Die menschliche Erkenntnissituation als ein hermetisches Ausgeschlossensein zu dramatisieren, mag an bewährte christliche Denkweisen anschließbar sein – erklärbar scheint mir eine solche Redeweise allerdings nur, wenn man dem Konstruktivismus ein dualistisches Weltbild entgegenhält, das dem Subjekt der „wirklichen" Wirklichkeit getreue Erkenntnis zugesteht. Wie jedoch „Sachhaltigkeit" und „Übereinstimmung der Theorie mit der Wirklichkeit" sich vollziehen sollen, ohne von einer Beschreibung abhängig zu sein, verraten die genannten Autoren nicht.

15 Der Non-Statement View löst das in der traditionellen Zwei-Stufen-Konzeption von Theorien (cf. etwa R. Carnap, 1956 und 1975) unvermeidbare Problem der Theorie- und Beobachtungssprache auf, indem er zum einen Theorien nicht als sprachliche, sondern als begriffliche Systeme auffaßt und zum anderen eine Hierarchie von Theorie-Ebenen vorschlägt, die deutlich macht, daß wissenschaftliche Operationen wie Beschreibungen, Erklärungen, Beobachtungen usw. theorieabhängig sind, ohne daß dabei Probleme wie Autoverifikation auftreten. Denn innerhalb einer Theorie unterscheidet der Non-Statement View t-theoretische Komponenten, i. e. Komponenten, deren Werte in allen Anwendungen der Theorie nicht unabhängig von bereits erfolgreichen Anwendungen bestimmt werden können, und nicht-t-theoretische Komponenten, i. e. Komponenten, deren Werte unabhängig von der fraglichen Theorie bestimmbar sind. Die nicht-t-theoretischen Terme einer Theorie können demzufolge immer auch t-theoretische Terme einer anderen Theorie sein. Theorieunabhängige, im wahrsten Sinne des Wortes nicht-theoretische Terme, wie dies in der Zwei-Stufen-Konzeption etwa in Form von Beobachtungsvokabularen („jetzt hier lang und warm") noch versucht wurde, werden in dieser Konzeption nicht akzeptiert. Aufgrund dieser Vorstellung einer grundsätzlichen Theoretizität menschlicher Erkenntnis scheint dieser Theoriebegriff dann auch anschließbar an die konstruktivistische Epistemologie.

16 Daß es im Rahmen der Empirischen Literaturwissenschaft bislang noch wenige erfolgreiche Anwendungen gibt und die durchgeführten empirischen Untersuchungen vornehmlich dazu dienten, einige allgemeine Grundannahmen der Empirischen Theorie der Literatur zu überprüfen, etwa die Gültigkeit der Ästhetik-Konvention (cf. D. Hintzenberg et al., 1980), erschwert es naturgemäß, bei Anwendungsüberlegungen konkrete, empirisch fundierte Hinweise auf praktische Probleme und Ansatzpunkte für die Entwicklung von Problemlösungsstrategien zu lokalisieren.

17 Für Erläuterungen zu diesen und verwandten Wertvorstellungen in der Empirischen Literaturwissenschaft cf. H. Hauptmeier & S. J. Schmidt, 1985: Kap. 2; zur Begründung von Werten und Normen cf. den Beitrag von S. J. Schmidt in diesem Band.

18 Erste empirische Hinweise auf die Gültigkeit der Ästhetik-Konvention im Literatursystem der Bundesrepublik Deutschland finden sich in der Untersuchung von D. Hintzenberg et al. (1980). Zur Zeit erarbeiten D. Meutsch & S. J. Schmidt ein Untersuchungsdesign zur Überprüfung einiger theoretischer Annahmen über die Auswirkungen der Polyvalenz-Konvention in literarischen Verstehensprozessen (cf. Meutsch & Schmidt, 1985).

19 Diese Unterscheidung mag zunächst trivial anmuten; man bedenke jedoch, daß etwa im angelsächsischen Raum ‚literary criticism' (also Verarbeitungshandlungen) häufig mit ‚literary studies' konfundiert werden. Am Problem der lite-

raturwissenschaftlichen Interpretation wird diese Trennung von Teilnahme und Analyse dann jedoch akut. Interpretationen erweisen sich nämlich im Lichte der Empirischen Theorie der Literatur als Teilnahmehandlungen. Das Problem der literaturwissenschaftlichen Interpretation kann hier jedoch aus thematischen Gründen nicht ausgeführt werden; cf. dazu etwa G. Rusch (1983/84); S. J. Schmidt (1983b) sowie N. Groebens Überlegungen zur Forscher-Leser-Trennung bzw. zur sogenannten Subjekt-Objekt-Konfundierung in der Literaturwissenschaft (1977).

20 Der Begriff ‚Bedarf' soll hier darauf hinweisen, daß nicht die Begründung individueller Bedürfnisse gemeint sein kann. Einen Bedarf auszuzeichnen bedeutet dann, einen Konsens über einer Menge individueller Bedürfnisse herzustellen. Die Redeweise von einem begründeten Bedarf sollte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß in Konsensfindungen Macht- und Wissensansprüche, Rollenhandeln, Privatinteressen usw. aufgehen können: einen Konsens auf rein rationaler Grundlage herbeiführen zu wollen, wäre wohl utopisch. ‚Begründet' kann daher denn nicht mehr heißen, als auf der Basis vernünftigen Redens, unter Explikation möglichst aller Voraussetzungen und Werte, nach Abwägung vorhandenen Wissens in gemeinsamer, öffentlich gemachter Diskussion sich auf eine Beschreibung geeinigt zu haben. Wichtig ist mir an diesem vorläufigen Sprachgebrauch von ‚begründetem Konsens' vor allem, daß nicht nur Wissenschaftler in den ihnen zugeschriebenen Expertenrollen zur bedarfsauszeichnenden Instanz werden (cf. dazu Kap. II und III).

21 Erste Versuche, eine Experimentelle Literaturwissenschaft methodologisch zu entwickeln und im Zusammenhang mit einer Theorie der Dynamik des Literatursystems (cf. G. Rusch, 1984) zu fundieren, werden von der Forschungsgruppe NIKOL zur Zeit im Rahmen eines Forschungsprojekts zu sogenannten Methodennetzen diskutiert.

22 Cf. hierzu F. Capra (1983), der u. a. an medizinischen und wirtschaftlichen Problemen moderner Industriegesellschaften deutlich macht, daß technologische Problemlösungen des Typs ‚Krankheit – Pharmaindustrie – Gesundheit' zu kurz greifen, weil sie Probleme immer nur als lokale Störungen innerhalb einer Maschine auffassen, deren Teile schlechterdings austauschbar gedacht werden, und nicht als Störungen globaler (organisch) systemischer Prozesse.

23 Rein interne Zielsetzungen, wie sie etwa P. Finke (1982: 99) der „üblichen" (welcher?) literaturwissenschaftlichen Forschung unterstellt, dürften sich bei genauerer Betrachtung als wissenschaftstheoretische Idealisierung oder gar Fiktionen erweisen, wenn nicht die Ausführungen zur Redeweise vom Internalitäts- und Externalitätsprinzip als bloße Sprachregelungen zu deuten sind. Die Unterscheidung von internen und externen Prinzipien bedeutet ja, daß es zum einen (unabhängige) wissenschaftsinterne (kognitive) Strukturen gibt, die im epistemologischen Sinne die Problemwahrnehmung und Problemlösung steuern, und es zum anderen externe (soziale) Strukturen gibt, die für Handlungs- und Entscheidungsorientierungen sorgen (cf. hierzu auch W. van den Daele et al., 1979). Wie jedoch in Abwesenheit externer Umstände ein reiner wissenschaftlicher Internalismus betreibbar sein sollte, dürfte (auch angesichts der Wissenschaftsgeschichte) nur schwer nachzuvollziehen sein; es sei denn, man faßte die Möglichkeit einer „hermetischen" Wissenschaft ins Auge, oder man versuchte, die klassische Vorstellung wiederzubeleben, Menschen könnten sich säuberlich in wissenerwerbende und praktisch handelnde (wertende und entscheidende), in kognitive und soziale Wesen aufspalten.

24 M. Y. Bodemann (1976: 137) erwähnt ein Anwendungsbeispiel aus der sogenannten *action anthropology*: einer amerikanischen Forschergruppe war die Verelendung eines nordamerikanischen Indianerstammes Anlaß für einen praktischen Eingriff. Mit der Vorstellung, die Betroffenen wüßten selbst am besten, was für sie gut sei, machte man sich daran zu beobachten, welche Alternativen die Stammesangehörigen in ihrer Situation bevorzugten – ihnen Modelle aufzuzwingen, sollte in jedem Fall vermieden werden. Das Ergebnis war dann später ein Programm für die lokale Tourismusindustrie, von dem wohl eher die Veranstalter profitierten als die betroffenen Indianer. Gut gemeinte Anwendungsabsichten können – und dies sollte das Beispiel noch einmal zeigen – zu unerwünschten, die Probleme bloß verlagernden oder herrschende Ideologien bestätigenden Resultaten führen, wenn sie kurzsichtig gegenüber der Komplexität sozialen Handelns mit simplen Bedürfnis-Befriedigungs-Schablonen arbeiten.

25 Cf. hierzu auch E. Zilsel (1976: 61 ff.), der die Entstehung neuzeitlicher empirischer Wissenschaften in ihren sozialen Ursprüngen rekonstruiert. Wie F. Bacon, der sich bekanntlich auch als Politiker berufen fühlte, die Umsetzung von Naturwissenschaft in gesellschaftliche Praxis dachte, ist seiner in *Nova Atlantis* geschilderten Utopie sowie seiner *Instauratio magna* zu entnehmen.

26 Diese Beschreibung kann hier nur vorläufigen Charakter haben. Der Zweck dieser zugespitzten Formulierung besteht – wie der vieler anderer Passagen dieses Kapitels – darin, einen ersten Zugang zum Problembereich ‚Angewandte Wissenschaft' bzw. ‚Theorie und Praxis' zu gewinnen, indem aus der Perspektive eines gegenwärtig tendenziellen Ungenügens an wissenschaftlich technologischer Rationalität heraus zunächst das Faktum ‚praktische Wissenschaft' in groben Zügen hinterfragt wird.

27 In diesem Zusammenhang sei auch hingewiesen auf Max Webers Analysen zur Entwicklung der abendländischen Gesellschaft, für die er zunehmende Rationalisierungen von Lebensbereichen konstatiert. Nach seiner Auffassung sind in unseren Gesellschafts- und Wissenschaftsformen nicht nur allein die „natürlichen" Elemente von Lebensbereichen qua Wissenschaft beherrschbar, sondern im Prinzip alle „Dinge" – also auch die sozialen – kontrollierbar und manipulierbar gemäß einem bestimmten Typus von Rationalität. Zu beachten scheint mir dann, welcher Typus von Rationalität implementiert wird, wenn Veränderungs- und Anwendbarkeitsinteressen vorgeführt werden. Nach Weber (1973) dominiert offensichtlich die Zweckrationalität in den Rationalisierungsprozessen innerhalb westlicher Gesellschaften – und ob diese Form von Rationalität anwendungsleitend sein sollte, müßte m. E. in Überlegungen zu einer Angewandten Literaturwissenschaft berücksichtigt werden (dazu mehr in Kap. III).

28 Eine Theorie der Gesellschaft – und dies sei hier betont – ist nach wie vor Desiderat in der Empirischen Literaturwissenschaft (cf. H. Hauptmeier & R. Viehoff 1983, F. Meyer & C. M. Orth, 1983, sowie R. Viehoff, 1983). Eine erste Skizze zu den Grundlagen einer solchen Theorie entwickelt S. J. Schmidt (1984). Für eine Angewandte Literaturwissenschaft liegt hier noch ein weites Arbeitsfeld, das in Angriff genommen werden muß, um soziologische Kurzsichtigkeiten in möglichen Realisierungen ihrer Konzepte vermeiden zu können.

29 Zu diesem Problemfeld merkt P. Feyerabend (1982: 37) durchaus treffend an: „Oftmals hört man heute die Forderung nach einer Humanisierung der Wissenschaften. Und wie stellt man sich eine solche Humanisierung vor? Man ruft eben Fachleute aus einem anderen Bereich herbei, zum Beispiel Fachphilosophen, und arrangiert eine kleine Konferenz."

30 Unter ,Technik' versteht J. Habermas die „wissenschaftlich rationalisierte Verfügung über vergegenständlichte Prozesse" (1982: 367), wobei nicht tradierte Umgangserfahrungen, sondern empirisch bestätigte Gesetzeshypothesen diese „Verfügung" anleiten. Gegenstand wissenschaftlicher Technik kann dann auch menschliches Verhalten sein (womit ein erheblich erweiterter Technikbegriff ins Spiel kommt; zu engeren Begriffen cf. etwa die Beiträge zu H. Lenk & S. Moser, Hrsg., 1973): „die verfügbar gemachten Prozesse, handle es sich um Meinungen, Verhaltensweisen oder Regeln, müssen sich nur an beobachteten Daten überhaupt feststellen lassen. Die erfahrungswissenschaftlich angeleiteten Techniken bringen Erscheinungen unter Kontrolle, über die wir *wie* [Hervorhebung im Text; der Verf.] materielle Dinge verfügen können." (J. Habermas, 1982: 361) Läßt man an dieser Definition die problematischen Verwendungen von Begriffen wie ,materiell', ,beobachtbar' oder ,bestätigt' einmal außer acht (die, wenn sie ontologisch gemeint sind, gegen empiristisch oder positivistisch fundierte Wissenschaften ins Feld geführt werden können), so bleibt m. E. hier doch ein wichtiger Hinweis auf das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Technik. Dieses Verhältnis könnte man sich nun etwa so denken, daß in ihm Angewandte Wissenschaft als ein Bindeglied fungierte, das nomologisches Wissen in Technik überführte. Ähnlich argumentiert auch H. Rumpf (1973: 166): „Die wissenschaftliche Lösung der Frage, wie etwas gemacht werden kann, ist nicht identisch mit dem Machen selbst. Das Machen ist Aufgabe der Technik und des Technikers." Dieser Begriff von Technik ähnelt schon der in Kap. I (1.3) verabredeten Sprachregelung zum Gebrauch des Begriffes ,Verwendung'. Als ,Technik' könnte man dann eine bestimmte Art des praktischen Vollzugs der Konzepte oder Strategien bezeichnen, die eine Angewandte Wissenschaft auf der Grundlage einer empirischen Wissenschaft in einer bestimmten Weise entwickelt. Der Habermas'sche Vorwurf, der sich in seiner Redeweise von ,Vergegenständlichung' und ,Rationalisierung' ausdrückt, berührt aber nicht nur diese Seite der Technik (also die Art des Umgangs mit bestimmten Dingen), sondern gleichsam rückwirkend auch die Wissenschaften, die die Anleitungen zu solchem Umgang entwickeln. In der Habermas'schen Konzeption sorgt empirische Wissenschaft nämlich „für ein Wissen, das auf technische Verwertbarkeit seinem methodischen Sinn nach angelegt ist" (1977: 50) und Angewandte Wissenschaft folglich für eine Transformation dieses Wissens in technisch verwertbares Wissen. Praktische Vernunft als zwecksetzende Vernunft würde dieser Ansicht zufolge zurückgedrängt durch eine technische Vernunft als eine Vernunft der Mittelwahl. ,Technisch' ist bei Habermas, anders als in der Analytischen Wissenschaftstheorie, nicht synonym mit ,praktisch' (cf. auch P. Lorenzen 1974: 121). Ob sich auch die Empirische Literaturwissenschaft im Blick auf ihre intendiertermaßen „praktische" Anwendbarkeit allein auf wissenschaftlich rationalisierte Verfügungen reduzieren muß – etwa aufgrund ihrer methodologischen Orientierung und ihrer Erkenntnisinteressen – und ,praktisch' als ,technisch' verstehen muß, wird im nächsten Kapitel noch zu klären sein.

31 W. Fuchs (1970/71: 10) erläutert das System des „personnel counseling" als Soziotechnik, die gesellschaftliche Organisationsformen wie Betriebsstrukturen unbefragt läßt und stattdessen in Beratungsgesprächen mit Arbeitnehmern nach strukturadäquaten Anpassungsmöglichkeiten sucht. Diese Soziotechnik besteht im wesentlichen darin, „daß der Berater sich vertraulich mit dem einzelnen Arbeitnehmer über dessen Probleme am Arbeitsplatz unterhält und die Gründe dafür mit dem Arbeitnehmer gemeinsam zu finden sucht. Der inhaltliche Bezugsrahmen dieser Kommunikation, die Forschung und Therapie zugleich ist, ist eng: Die bestehende Organisationsform des Betriebes wird nicht in Frage gestellt, die

Gründe für Fehlanpassung werden in mangelhafter Kommunikation oder ähnlich gesucht." Daß eine mögliche Ursache für den Verzicht auf die Infragestellung von Organisationsformen in den Erkenntnisinteressen des Forscher-Beraters liegen könnte – oder gar in der mangelnden Reichweite seiner Theorie –, übersieht Fuchts dabei keineswegs. Seine Vorstellung von empirischer Sozialforschung als verändernder Praxis im Interesse der Emanzipation werden wir im Zusammenhang mit Treiber & Groebens „epistemologischem Subjektmodell" noch auf den Problembereich „Angewandte Literaturwissenschaft" übertragen.

32 Für diese Annahme spricht u. a., daß Werte wie Autonomie oder Mündigkeit wohl kaum dadurch zu erreichen sind, daß wissenschaftliches Problemlösen zum alleinigen Paradigma für gesellschaftliches Handeln, Entscheiden oder Problemlösen erhoben würde. Probleme, die ausschließlich wissenschaftlich lösbar sind in dem Sinne, daß es nur *eine* Lösung im Rahmen nur *einer* Methode notwendig geben kann, gibt es nicht; ebenso wenig wie eine unumstößliche (weil den „Dingen selbst" abgelesene) Begründung für die Wünschenswertlichkeit (horibile dictu) genau eines Problemlösungstyps für alle erdenklichen Probleme (etwa den kritisch rationalen Problemlösungstyp, den H. Albert fast dogmatisch favorisiert).

33 Bedarfsbehauptungen sind – wie schon gesagt – stets kritisch zu betrachten. Die Möglichkeit, daß nur ein „Phantom-Bedarf nach den Diensten spezieller Disziplinen" (J. Spengler, 1976: 352) bestehen könnte, ist m. E. gerade auch im Zusammenhang mit Überlegungen zu einer Angewandten Literaturwissenschaft nicht von vorneherein auszuschließen. Überdies wäre dann noch zu überlegen, ob nicht auch eine Verweigerung bedarfsbefriedigender Strategien mitunter die wünschenswertere Alternative sein könnte.

34 Die „Überlegenheit der Aufklärer über die Aufzuklärenden" ist wohl nur dann theoretisch unvermeidlich, wenn man in die Fänge der eigenen Begrifflichkeit gerät und von „Aufklärern" und „Aufzuklärenden" redet. Eine solche Überlegenheit scheint mir denn viel eher faktisch gegeben, indem sich Forscher und Betroffene die entsprechenden Rollen attribuieren. Dies aber dürfte sehr wohl vermeidlich sein und muß auch vermieden werden, damit gegenseitige Aufklärungs- und Lernprozesse überhaupt möglich werden können. „Theoretisch unvermeidlich" deute ich hier, sicher anders als Habermas, nicht bezüglich einer Überlegenheit, die mit „wahrem" Wissen oder „richtigem" Bewußtsein auf Seiten der Wissenschaft korrelierte.
Am Beispiel der teilnehmenden Beobachtung werde ich später noch zu zeigen versuchen, wie wissenschaftliche Analyse und Teilnahme im Sinne der in Kap. I, 2.5 dargestellten methodologischen Trennung in Anwendungen vermittelt werden können.

35 Ich verwende hier und in allen anderen Teilen dieser Arbeit einen noch recht vagen umfassenden Begriff des Problems. Negativ abgegrenzt besagt er, daß unter ihn keinesfalls nur solche Situationen fallen sollen, in denen befriedigende Antworten auf Fragen des Typs „Warum ist x der Fall?"; „Wie gelangt man von s nach z?" oder „Wie verhindert man, daß x?" gesucht sind. Theoretische oder technologische Problemtypen wären m. E. zu eng gewählte Ausgangspunkte für eine Wissenschaft, die in Anwendungen gerade auch wertbewußt handeln will. Um auch Probleme der Art „Was bedeutet x?" oder „Welchen Sinn oder Wert hat es, y zu tun?" als praktische Probleme aufnehmen zu können, möchte ich vorschlagen, praktische Probleme als Orientierungsdefizite in Handlungssituationen zu betrachten, wobei die Orientierungsdefizite auf den Ebenen der Handlungsmittel, des Handlungswissens oder der Handlungsmotivation liegen können.

D. h., praktische Probleme könnten generell als Verfügbarkeitsdefizite bzw. Erfahrungsdefizite im Sinne des in Kap. I, 2.4 entwickelten Konzeptes verstanden werden, die Handlungen erschweren, behindern oder stören (cf. hierzu auch C. Burrichter, 1979, der praktische Probleme definiert als Wissensdefizite, die den Handlungsablauf behindern). Eine Theorie praktischer Probleme, die einen Angewandten Literaturwissenschaftler auf Problemlagen im Literatursystem orientierte, bleibt damit dennoch Desiderat.

36 Wie vitiös diese Zirkularität von einem logischen Standpunkt tatsächlich ist, sei hier dahingestellt. Anzumerken ist allerdings, daß eine Fundierung von Literaturwissenschaft in praktischen Werten gerade auch eine wissenschaftliche Interpretation solcher Werte impliziert – ein Rekurs auf die aristotelische Phronesis (cf. H. G. Gadamer, 1982) als die der Wissensform ‚Praxis' korrespondierende Tugend, die ‚Energeia' (also Handlungsvollzüge) zum Produkt hat, oder auf die kantische Praktische Vernunft (cf. P. Finke, 1982), der Urteilskraft als Anwendungsvermögen und Bindeglied zwischen Theorie und Praxis zukommt (cf. hierzu auch J. E. Pleines, 1983), macht in seiner Adaptation für literaturwissenschaftliche Grundlegungsversuche eben immer auch Gebrauch von wissenschaftlich methodisch gewonnenen Erkenntnissen und Konstrukten (es sei denn, man betrachtete Philosophie oder klassische Erkenntnistheorie nicht als Wissenschaft). Das logische Postulat, Wissenschaftskonzeptionen unabhängig von sich selbst begründen zu müssen, ist nach einer abstraktiv analytischen Trennung von Wissenschaft und Praxis dennoch sehr wohl erfüllbar. Das, was als praktisches Fundament, als grundlegende praktische Werte dann jeweils ausgewiesen wird, ist aber allemal Resultat von Wissenschaft. Und der Typ von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit, der die Konstruktion des jeweiligen praktischen Fundaments anleitete, überträgt sich ganz offensichtlich auf die Gestaltung des Selbstverständnisses einer sich begründenden Wissenschaft. Von daher erschiene es nicht zufällig, daß eine Orientierung an Kants Konzept der Praktischen Vernunft zur Begründung eines Konzepts von Empirischer Literaturwissenschaft führt und eine Orientierung an aristotelischen Wissensformen, Tugenden oder Kategorien wie dem „Ethos" als „Tatsächlichkeit der zuinnerst verständlichen und zutiefst gemeinsamen, von uns allen geteilten Überzeugungen, Wertungen, Gewöhnungen" (H. G. Gadamer, 1982: 52) zu einer hermeneutisch verstehenden Fundierung führt. Wie jedoch eine solche hermeneutische Basis in literaturwissenschaftliche Anwendungen münden soll, ist nicht ersichtlich. J. Link (1983) z. B. hält fest: „Selbstverständlich braucht die Bevölkerung, brauchen gerade fortschrittliche Bewegungen Literatur, aus der sie ‚Positionen' (Scherpe), ja Leitbilder lesen können. Hier liegen die Aufgaben einer ***angewandten*** Literaturwissenschaft, die dem ‚Bedürfnis nach Identifikation' sinnvolle Nahrung zu bieten (häufig erst zu entdecken und aufzubereiten) hätte." (zit. nach H. Hauptmeier & S. J. Schmidt, 1985: Kap. 8) Die Anwendungen scheinen mir hier denn eher in der Literatur selbst zu liegen als in der Literaturwissenschaft bzw. eher in den Interpretationen von Literatur.

Festzuhalten ist aber, daß die Aufnahme eines Wertes wie Anwendbarkeit in die Grundlegung von Literaturwissenschaft nicht nur aus logisch systematischen Gründen vorteilhaft ist, sondern auch deshalb, weil er inhaltlich (politisch) zu deuten ist, d. h., Wissenschaft darauf verpflichtet, konsensuell als vernünftig ausgewiesene Werte und Prinzipien mitzutragen.

37 Meines Wissens kursieren literaturwissenschaftlich fundierte Planungsprogramme für den Literaturunterricht, in Kleinanzeigen angebotene Schreibkurse für literarisch Ambitionierte, Arbeiten zur Buchmarktforschung oder Interpretationshil-

fen in Einleitungen oder Waschzetteln zu literarischen Texten nicht unter der Rubrik „Angewandte Literaturwissenschaft" – sieht man einmal von H. G. Kempers (1974) didaktischem Lehrbuch „Angewandte Germanistik" ab, in dem nicht ein einziger Gedanke an den Anwendungsbegriff verloren wird. Daß hier dennoch von Angewandter Literaturwissenschaft gesprochen wird, liegt daran, daß solche Arbeiten prima facie als Anwendungen rekonstruierbar scheinen: sie werden in der Regel von literaturwissenschaftlich ausgebildeten Experten produziert, im Lichte literaturwissenschaftlicher Konzeptionen entwickelt und zur Lösung praktischer Probleme einem jeweils spezifischen Publikum angeboten. Daß es sich hierbei nicht um Anwendungen im Sinne der Empirischen Literaturwissenschaft handeln kann, werde ich gleich noch zeigen.

38 Ähnlich diesem Bestimmungsverhältnis argumentiert auch H. G. Gadamer (1982: 41), wenn er versucht zu zeigen, daß „nicht der neuzeitliche Begriff von Wissenschaft und Methode" zur Begründung von Geisteswissenschaft heranzuziehen ist, sondern „die praktische Philosophie des Aristoteles". Anders als bei Finke gerät jedoch bei Gadamer die praktische Vernunft bzw. Philosophie zu einer substantiellen Voraussetzung von Wissenschaft. Die Möglichkeit einer Gadamerschen Angewandten Geisteswissenschaft kann ich hier nicht weiter diskutieren. Dazu wäre in einem eigenständigen Beitrag ein Vergleich der kantischen und der aristotelischen Philosophie in ihren Deutungen bei Finke und Gadamer erforderlich; fruchtbar erscheint mir ein solcher Vergleich jedoch allemal.

39 Für den gegenwärtigen Problemkontext scheint es irrelevant, ob die fundierende Erkenntnistheorie biologischen oder psychologischen Ursprungs ist. Entscheidend ist hier m. E. allein, daß eine solche Erkenntnistheorie ‚Konstruktivität' und ‚Reflexivität' betont, daß sie in ihren Folgen für die wissenschaftliche Methodologie nicht nur zu einer einseitigen Beschäftigung mit empirischer Wirklichkeit führt, sondern auch bewußt zu einer Beschäftigung mit möglichen vorzuziehenden Wirklichkeiten (cf. J. Galtung, 1978: Kap. 8), und daß sie in ethisch politischer Konsequenz keinem menschlichen Subjekt bessere Einsicht (cf. S. J. Schmidt, 1982b: 365) oder auf die Fiktion wissenschaftlicher Wahrheitsverwaltung gestützte Autorität zuerkennt. Zuerkannt werden sollte jedem (anwendenden wie von Anwendungen betroffenen) Subjekt eine seine Erfahrungen organisierende praktische Vernunft. Mit diesen Überlegungen vereinbar scheinen mir auch R. Bubners (1984: 216f.) Ansichten über Praxis und Rationalität, die hier mit einem Zitat wiedergegeben werden sollen, um damit gleichsam noch einmal das Problemfeld dieser Arbeit abzustecken und die Grenzen des eigenen Anspruchs zu verdeutlichen: „Der philosophischen Besserwisserei in praktischen Dingen ist mit der Delegation des Urteils an die Betroffenen jedenfalls ein Ende gesetzt [das sollte jedem Konstruktivisten einsichtig sein; der Verf.]. Nicht Philosophenkönige regieren dank idealen Wissens, nicht ihre modernen Nachfolger im Namen rationaler Forschungsgemeinschaften und auch nicht die Monopolisten der Kritik, die den unglücklichen historischen Subjekten die Kenntnis von deren wahren Interessen abnehmen. Wo es um Praxis geht, hat der Theoretiker dem Handelnden gegenüber nichts voraus, sondern muß seine Rationalitätsideale an der praktischen Vernunft korrigieren, wie sie in der Tat geübt und historisch wirksam geworden ist."

40 Diese Redeweise sollte nicht die Annahme nahelegen, daß in den Naturwissenschaften eine reine Subjekt-Objekt-Relation vorläge. Etwa im Bereich der Mikrophysik ist schon seit langem deutlich geworden, daß sich das Subjekt (der Beobachter) nicht aus der Konstitution des Objekts entlassen und eine Situation fingieren kann, in der unabhängig von seiner Beobachtung ihm ein Objekt gegen-

überträte. Nur unterschiebt ein naturwissenschaftlicher Beobachter, anders als ein Sozialwissenschaftler, seinen „Objekten" eben nicht, daß sie selbst auch Beobachter sind. Für Beispiele der Beobachterabhängigkeit von Erkenntnis und Objektkonstitution cf. F. Capra (1980).

41 Den transzendentalen Status der Habermasschen Erkenntnisinteressen möchte ich aus einer konstruktivistischen Position heraus natürlich nicht akzeptieren. Ich benutze die Redeweise von Erkenntnisinteressen daher nur als Oberbegriffe zur Bezeichnung bestimmter Wissenschaftsprozesse im Rahmen bestimmter Wissenschaftskonzepte und Vorstellungen von wissenschaftlichen Erkenntnissituationen. Ich hoffe, daß mit einer solchen deskriptiven (abkürzenden) Redeweise dennoch nicht Annahmen in die Überlegungen einfließen, die ihren Ausgangspunkten widersprechen, weil sie im Rahmen anderer (hermeneutischer) Philosophien entwickelt worden sind.

42 Für wissenschaftliche Problemlösungsprozesse wäre hier noch genauer zu untersuchen, ob ‚Effizienz' und damit letztlich das gelöste Problem als Leistungskriterium ausweisbar ist (wie etwa L. Laudan, 1978 vermutet, der das gelöste Problem zum Kriterium wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts macht) oder ob nicht vielmehr die Problemgenerativität oder die „Interessantheit" bestimmter Probleme, die im Rahmen einer Wissenschaftskonzeption entstehen, ausschlaggebende Kriterien sind.

43 Treiber & Groeben verwenden das Begriffspaar ‚subjektiv – objektiv' bzw. ‚Forscher – Erkenntnisobjekt' zur terminologischen Unterscheidung zwischen ‚forschenden Subjekten' und ‚erforschten Subjekten'. Glücklich scheint dieser Sprachgebrauch allerdings nicht zu sein, vor allem wenn die handlungsleitenden Kognitionssysteme von Forschern und Erforschten als ‚objektive' und ‚subjektive' Theorien ausgewiesen werden oder gar die Elemente alltagshandlungsleitender Kognitionssystems mit Bezeichnungen wie „naive Konstrukte" oder „naive Konstruktverknüpfung" (129) belegt werden. Den epistemologischen Kernannahmen Treiber & Groebens zufolge dürften wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Kognitionssysteme so nicht gegeneinander auszuspielen sein, denn beide werden von Subjekten getragen und bewähren sich (oder scheitern) an den Problemen, die in ihnen selbst entstehen und nicht an Problemen, die als solche den Kognitionssystemen vorausliegen.

44 Cf. hierzu W. Krohn (1979), der kognitive Entwicklungen in der Wissenschaft an intern und extern verursachten Konstruktionen von Wertmustern festzumachen versucht, sowie die Anmerkungen zur Wissenschaftsdynamik in Kap. I, 2.2.

45 Durch diese und ähnliche vorangegangene Bemerkungen soll keinesfalls der Eindruck erweckt werden, daß sich Wissenschaft auf die Erreichung praktischer Ziele mittels geeigneter Zweck-Mittel-Verbindungen reduziere. Mit H. Putnam (1981) gehe auch ich davon aus, daß wissenschaftliche Rationalität hilfreich ist, verschiedenste praktische Ziele zu erreichen (359), und daß für viele nicht die intellektuellen Erfolge der Wissenschaften, sondern ihre praktischen bzw. technologischen Erfolge überzeugend sind – wenn letztere auch häufig unser Leben bedrohen (360). Der Wert wissenschaftlicher Rationalität geht deshalb aber nicht in praktischer Anwendbarkeit auf: „And even if science were valued solely for the sake of applications, why should *rationality* be valuable solely for the sake of applications? To be sure it is of value to have an instrument that helps us select efficient means for the attainment of our various ends; but it is also valuable to know what ends we should choose. It is not surprising that the truth of value judgments cannot be „rationally demonstrated" if „rational verification"

is by definition limited to the establishment of means-ends connections. But why should we have such a narrow conception of rationality in the first place?" (362). Ein verabsolutierter Instrumentalismus, wenn hier auch des öfteren von Theorien als Instrumenten die Rede ist, führt denn Putnam zufolge nicht zu einer haltbaren Rationalitätskonzeption. Vor zu engen Rationalitäts- bzw. Wissenschaftskonzeptionen sei daher gewarnt. Eine befriedigende Antwort auf Putnams Frage, warum es gut sei, rational zu sein, bleibt allerdings abzuwarten.

46 Die anderenorts diskutierten Konzeptionen unterscheiden sich kaum von der dargestellten; cf. etwa K. Acham, 1984: 49–52, bzw. C. S. Cohen, 1980: 531 ff.

47 H. A. Simon (1976: 130) bestimmt substantielle Rationalität wie folgt: „Behavior is substantively rational when it is appropriate to the achievement of given goals within the limits imposed by given conditions and constraints. Notice that, by this definition, the rationality of behavior depends upon the actor in only a single way – his goals." (zit. nach K. Acham, 1984: 61).

48 Die Habermassche Vorstellung einer herrschaftsfreien Dialogsituation gilt hier natürlich nur als ideales Zielregulativ (cf. Treiber & Groeben, 1981: 123).

49 Aus dieser Position heraus wird in dieser Arbeit gerade (noch) nicht der Versuch unternommen, eine Angewandte Literaturwissenschaft systematisch aufzubauen. Denn hier scheint mir die Gefahr zu groß, über die Systematik eine technologische Vernunft zu verankern, die soziales Handeln allein nach ihren eigenen Bedingungen zu verändern vermag und dabei übersieht, daß sie selbst Produkt gesellschaftlicher Prozesse ist. Das mit dem erkenntnistheoretischen Konstruktivismus mögliche Argument, man könne eine angewandte Wissenschaft ohnehin nicht nach den Bedingungen ihres Gegenstandsbereiches (hier also gesellschaftlicher Handlungsbereiche) konzipieren, nutzt hier wenig, wenn es als Entpflichtung von der Reflektion auf den „Zusammenhang zwischen der logischen Struktur einer Wissenschaft und der pragmatischen Struktur möglicher Verwendungen der in ihrem Rahmen erzeugbaren Informationen" (Habermas, 1982: 15 f.) gemeint ist. Eine Reflektion auf diesen Zusammenhang bereitet zwar Mühe, vornehmlich dann, wenn man sich darüber im klaren ist, daß Überlegungen zu einer angewandten Wissenschaft von Subjekten getragen werden, die als Wissenschaftler wissenschaftliche Denkweisen auf vorwissenschaftliche Ansichten von gesellschaftlicher Wirklichkeit und vorgezogenen Wirklichkeiten applizieren und damit schon vorgreifend Partei nehmen (müssen?) für eine wissenschaftliche Gesellschaft. Eine Reflektion auf den Zusammenhang von Wissenschaft und Praxis läßt sich natürlich nicht unabhängig von wissenschaftlichen oder nicht-wissenschaftlichen Konzepten von Wissenschaft und Praxis führen; nur müssen die der Reflektion zugrundeliegenden Konzepte nicht mit den Konzepten identisch sein, die man vertritt, wenn man Wissenschaft oder Praxis betreibt. Vielleicht schärft daher der Versuch, das Theorie-Praxis-Verhältnis einmal aus hermeneutisch-Habermasscher Sicht zu sehen, den Blick dafür, daß eine Angewandte Literaturwissenschaft nicht einfach nur gemäß vorhandener disziplinärer Reife „gemacht" werden sollte.

50 Die „akonstruktivistische" Redeweise verdankt sich hier Abkürzungsbemühungen. Natürlich ließe sich hinter die apostrophierten Begriffe ein „wie wir es beschreiben" setzen, nur wäre dies von geringem Nutzen, gäbe man nicht zugleich an, von welcher Perspektive aus welche Ebene welcher im Rahmen welcher allgemeiner Theorien konstruierten Phänomene gemeint ist.

51 Ein weiteres Paradigma außerhalb des sozialwissenschaftlichen Methodenkanons, das für Überlegungen zur direkten Vermittlung von Theorie und Praxis interessant werden könnte, diskutiert B. Badura (1980). Wissenschaftliche Expertisen

und Gegenexpertisen sind sein Thema – und dies könnte auch für Literaturwissenschaft fruchtbar gemacht werden.

52 Cf. hierzu H. Albert (1982: 14f.), der schon in der Diktion dogmatisch gegen die von W. Stegmüller u. a. vertretene Wissenschaftsphilosophie ankämpft: „Sie [die neuen Wissenschaftsphilosophen; der Verf.] machen sich anheischig, den Realismus des gesunden Menschenverstandes ad absurdum zu führen, und verbinden das nicht selten mit einer Interpretation der wissenschaftlichen Erkenntnis, die diese als Gebäude praktisch brauchbarer Fiktionen, Konventionen oder Konstruktionen ohne Darstellungswert erscheinen läßt."

Literaturverzeichnis

Acham, K. 1984. „Über einige Rationalitätskonzeptionen in den Sozialwissenschaften." in: H. Schnädelbach, Hrsg., 1984. Rationalität. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 32–69.

Agassi, J. 1984. „The Confusion between Science and Technology in the Standard Philosophies of Science." in: F. Rapp, Hrsg., 1974. Contributions to a Philosophy of Technology. Dordrecht – Boston: Reidel, 40–59.

Albert, H. 1975a. Plädoyer für kritischen Rationalismus. München: Piper (4. Aufl.).

Albert, H. 1975b. Traktat über kritische Vernunft. Tübingen: Mohr (3. Aufl.).

Albert, H. 1977. Kritische Vernunft und menschliche Praxis. Stuttgart: Reclam.

Albert, H. 1982. Die Wissenschaft und die Fehlbarkeit der Vernunft. Tübingen: Mohr.

Badura, B., Hrsg., 1976. Seminar: Angewandte Sozialforschung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Badura, B. 1976a. „Prolegomena zu einer Soziologie der angewandten Sozialforschung." in: ders., Hrsg., 1976: 7–27.

Badura, B. 1976b. „Umsetzung von Prognosen als kommunikations- und organisationssoziologisches Problem." in: ders., Hrsg., 1976: 302–313.

Badura, B. 1980. „Gegenexpertise als wissenschaftssoziologisches Problem." in: Soziale Welt 31, 1980, H. 4, 459–473.

Balzer, W. & Sneed, J. D. 1977/78. „Generalized Net-Structures of Empirical Theories I/II." in: Studia Logica XXXVI, 1977, H. 3, 195–211 und XXXVII, 1978, H. 2, 167–194.

Barsch, A. 1984. „Literatur vor dem Richter oder Juristen und die „literarische Wahrheit"." in: SPIEL 3, 1984, H. 2, 227–251.

Blumenberg, H. 1973. Der Prozeß der theoretischen Neugierde. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bodemann, M. Y. 1976. „Überlegungen zu praxisbezogener Soziologie am Beispiel der teilnehmenden Beobachtung." in: B. Badura, Hrsg., 1976: 135–150.

Böhme, G., van den Daele, W. & Krohn, W. 1977. Experimentelle Philosophie. Ursprünge autonomer Wissenschaftsentwicklung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bollenbeck, G. & Knobloch, C. 1983. „Faktengewinn als Geschichtsverlust." in: SPIEL 2, 1983, H. 2, 375–388.

Brocke, B. 1978. Technologische Prognosen. Elemente einer Methodologie der angewandten Sozialwissenschaften. Freiburg – München: Alber.

Brocke, B. 1979. „Aspekte einer Methodologie der angewandten Sozial- und Verhaltenswissenschaften." in: Zs. f. Sozialpsychologie 10, 1979, 2–29.

Bubner, R. 1984. „Rationalität, Lebensform und Geschichte." in: H. Schnädelbach, Hrsg., 1984. Rationalität. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 198–217.

Bunge, M. 1974. „Technology as applied science." in: F. Rapp, Hrsg., 1974. Contributions to a Philosophy of Technology. Dordrecht – Boston: Reidel, 19–39.

Bunge, M. 1967/76. Scientific Research. Berlin etc.: Springer (2. Bde.).

Bunge, M. 1983. Epistemologie. Aktuelle Fragen der Wissenschaftstheorie. Mannheim etc.: Bibliographisches Institut.

Burrichter, C. 1979. „Aufgaben und Funktionen einer kritischen Wissenschaftsforschung." in: ders., Hrsg., 1979. Grundlegung der historischen Wissenschaftsforschung. Basel – Stuttgart: Schwabe, 7–21.

Capra, F. 1980. Der kosmische Reigen. Bern – Münster: Barth (3. Aufl.).

Capra, F. 1983. Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild. Bern: Scherz.

Carnap, R. 1956. „The methodological character of theoretical concepts." in: H. Feigl & M. Scriven, Hrsg., 1956. Minnesota Studies in the Philosophy of Science, vol. I. Minneapolis: University of Minnesota Press, 38–76.

Carnap, R. 1975. „Observation Language and Theoretical Language." in: J. Hintikka, Hrsg., 1975. Rudolf Carnap. Logical Empiricist. Dordrecht – Boston: Reidel, 75–85.

Cohen, P. S. 1980. „Rationalität." in: J. Speck, Hrsg., 1980. Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe. 3 Bde. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, Bd. 3, 531–537.

Daele, W. van den, Krohn, W. & Weingart, P. 1979. „Die geplante Steuerung der wissenschaftlichen Entwicklung." in: dies., Hrsg., 1979. Geplante Forschung. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 11–63.

Diederich, W. 1981. Strukturalistische Rekonstruktionen. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg.

Dreitzel, H. P. 1972. „Social Science and the Problem of Rationality: Notes on the Sociology of Technocrats." in: Politics and Society 2, 1972, 165–182.

Eberlein, G. & Dietrich, N. 1983. Die Finalisierung der Wissenschaften: Analyse und Kritik einer forschungspolitischen Theorie. Freiburg – München: Alber.

Escarpit, R. (1958) 1961. Das Buch und der Leser. (Erweiterte deutsche Auflage) Köln: Westdeutscher Verlag.

Feyerabend, P. 1975. Against Method. Outline of an anarchistic theory of knowledge. London: New Left Books. (Deutsche Ausgabe 1976. Wider den Methodenzwang. Frankfurt/M.: Suhrkamp).

Feyerabend, P. 1978. Der Wissenschaftstheoretische Realismus und die Autorität der Wissenschaften. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg.

Feyerabend, P. 1980. Erkenntnis für freie Menschen. Frankfurt/M.: Suhrkamp (Veränderte Ausgabe).

Feyerabend, P. 1981. „Rückblick" in: H. P. Duerr, Hrsg., 1981. Versuchungen. Aufsätze zur Philosophie Paul Feyerabends. Bd. 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 320–372.

Feyerabend, P. 1982. „Die Aufklärung hat noch nicht begonnen." in: P. Good, Hrsg., 1982. Die Verantwortung des Wissens. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 24–40.

Finke, P. 1982. Konstruktiver Funktionalismus. Die wissenschaftstheoretische Basis einer empirischen Theorie der Literatur. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft Bd. II, hrsg. von der Arbeitsgruppe NIKOL).

Foerster, H. von 1981. „Das Konstruieren einer Wirklichkeit." in: P. Watzlawick, Hrsg., 1981. Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? München – Zürich: Piper, 39–60.

Foerster, H. von 1984. „Erkenntnistheorien und Selbstorganisation." in: Delfin IV, 1984, 6–19.

Friedrichs, J. 1973. Methoden empirischer Sozialforschung. Reinbek: Rowohlt.

Fuchs, W. 1970. „Empirische Sozialforschung als politische Aktion." in: Soziale Welt 21/22, 1970/71, H. 1, 1–17.

Gadamer, H. G. 1982. „Hermeneutische Probleme der praktischen Vernunft." in: P. Good, Hrsg., 1982. Die Verantwortung des Wissens. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 41–57.

Galtung, J. 1978. Methodologie und Ideologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Glasersfeld, E. von 1978. „Radical Constructivism and Piaget's Concept of Knowledge." in: F. B. Murray, Hrsg., 1978. Input of Piagetian Theory. Baltimore: University Pask Press, 109–122.

Glasersfeld, E. von 1981. „Einführung in den radikalen Konstruktivismus." in: P. Watzlawick, Hrsg., 1981. Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? München – Zürich: Piper, 16–38.

Glasersfeld, E. von 1982. „An interpretation of Piaget's constructivism." in: Revue Internationale de Philosophie 36, 1982, H. 4, 612–635.

Groben, N. 1977 (^{2}1980). Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft. Kronberg/Ts.. Athenäum (2., überarb. Aufl.: Tübingen: Narr).

Groeben, N. 1981. „Zielideen einer utopisch-moralischen Psychologie." in: Zs. f. Sozialpsychologie 1981, 12, 104–133.

Groeben, N. 1982a. „Methodologischer Aufriß der empirischen Literaturwissenschaft." in: SPIEL 1, 1982, H. 1, 26–89.

Groeben, N. 1982b. Leserpsychologie: Textverständnis – Textverständlichkeit. Münster: Aschendorff.

Groeben, N. 1983. „The function of interpretation in an empirical science of literature." in: POETICS 12, 1983, H. 2/3, 219–238.

Groeben, N. & Scheele, B. 1977. Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt: Steinkopff.

Habermas, J. 1973. Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Habermas, J. 1977. Zur Logik der Sozialwissenschaften. Materialien. Frankfurt/M.: Suhrkamp (4. Aufl.).

Habermas, H. 1982. Theorie und Praxis. Frankfurt/M.: Suhrkamp (3. Aufl.).

Hauptmeier, H. 1981. „Paradigm Lost – Paradigm Regained: The Persistence of Hermeneutical Conceptions in the Empiricized Study of Literature." in: POETICS 10, 1981, H. 6, 561–582.

Hauptmeier, H. 1983. „Toward an empirical science of literature." in: Empirical Studies of the Arts 1, 1983, H. 2, 173–191.

Hauptmeier, H. & Rusch, G. 1984. „Erfahrung und Wissenschaft. Überlegungen zu einer konstruktivistischen Theorie der Erfahrung." LUMIS Schriften zur empirischen Literatur- und Medienforschung 4, 1984. Universität Siegen.

Hauptmeier, H. & Schmidt, S. J. 1985. Einführung in die Empirische Literaturwissenschaft. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg.

Hauptmeier, H. & Viehoff, R. 1983. „Empirical Research on the Basis of Bio-Epistemology. A New Paradigm for the Study of Literature?" in: Poetics Today 4, 1983, H. 1, 153–171.

Hauptmeier, H. & Viehoff, R. 1985. „Zur Geschichte des empirischen Forschens in der Literaturwissenschaft." (erscheint in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 1985).

Herkommer, S. 1968. „Gesellschaftsbild und politisches Bewußtsein." in: Das Argument 50, 1968, 210–231.

Herrmann, Th. 1979. Psychologie als Problem. Stuttgart: Klett.

Heuermann, H., Hühn, P. & Röttger, B. 1982. Werkstruktur und Rezeptionsverhalten. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Hintzenberg, D., Schmidt, S. J. & Zobel, R. 1980. Zum Literaturbegriff in der Bundesrepublik Deutschland. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft Bd. III/IV, hrsg. von der Arbeitsgruppe NIKOL).

Höffe, O. 1984. „Sittlichkeit als Rationalität des Handelns?" in: H. Schnädelbach, Hrsg., 1984. Rationalität. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 141–174.

Iseler, A. & Perrez, M., Hrsg., 1976. Relevanz in der Psychologie. München – Basel: Reinhardt.

Jantsch, E. 1979. Die Selbstorganisation des Universums. München: Hanser.

Kemper, H. G. 1974. Angewandte Germanistik. München: Fink.

Krohn, W. 1979. „‚Intern-extern', ‚sozial-kognitiv'. Zur Solidität einiger Grundbegriffe der Wissenschaftsforschung." in: C. Burrichter, Hrsg., 1979. Grundlegung der historischen Wissenschaftsforschung. Basel – Stuttgart: Schwabe, 123–148.

Kuhn, Th. S. 1978. Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M.: Suhrkamp. (3. Aufl.).

Laudan, L. 1978. Progress and its Problems. Towards a Theory of Scientific Growth. Berkeley: University of California Press.

Lazarsfeld, P. F. & Reitz, J. G. 1975. An Introduction to Applied Sociology. New York etc.: Elsèvier.

Lenk, H. & Moser, S., Hrsg., 1973. Techne – Technik – Technologie. Philosophische Perspektiven. Pullach: Verlag Dokumentation.

Lindholm, Ch. E. & Cohen, D. K. 1979. Usable Knowledge. Social Science and Social Problem Solving. New Haven – London: Yale University Press.

Link, J. 1983. Elementare Literatur und Diskursanalyse. München: Fink.

Lorenzen, P. 1974. Konstruktive Wissenschaftstheorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Mackensen, R. 1982. „Wirkungschancen praktischer Techniksoziologie." in: R. Jokisch, Hrsg., 1982. Techniksoziologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 500–524.

MacRae, D. 1976. The social function of social science. New Haven – London: Yale University Press.

Mattesich, R. 1978. Instrumental Reasoning and Systems Methodology. Dordrecht – Boston: Reidel.

Maturana, H. R. 1982. Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg.

Meutsch, D. & Schmidt, S. J. 1985 „Über die Rolle von Konventionen beim Verstehen literarischer Texte." in: SPIEL 4 (1985), H. 2, 381–408.

Meyer, F. & Orth, M. 1984. „Literatur als soziales Interaktionsmedium. Zum Verhältnis von strukturaler Literaturwissenschaft und funktionalistisch-systemtheoretischen Ansätzen in der Soziologie." in: SPIEL 3, 1984, H. 1, 67–97.

Nierlich, E. 1983. „Das Literarische." in: SPIEL 2, 1983, H. 1, 183–207.

Nierlich, E. 1984. „Wissenschaftstheoretische Überlegungen zu einer praxisentfaltenden empirischen Literaturwissenschaft." in: P. Finke & S. J. Schmidt, Hrsg., 1984. Analytische Literaturwissenschaft. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg, 203–239.

Patry, J. L., Hrsg., 1982. Feldforschung. Methoden und Probleme sozialwissenschaftlicher Forschung unter natürlichen Bedingungen. Stuttgart etc.: Huber.

Patry, J. L. 1982. „Laborforschung – Feldforschung." in: ders., Hrsg., 1982, 17–42.

Patry, J. L. & Perrez, M. 1982. „Entstehungs-, Erklärungs- und Anwendungszusammenhänge technologischer Regeln." in: J. L. Patry, Hrsg., 1982, 389–412.

Perrez, M. & Patry, J. L. 1982. „Nomologisches Wissen, technologisches Wissen, Tatsachenwissen – drei Ziele sozialwissenschaftlicher Forschung." in: J. L. Patry, Hrsg., 1982, 45–66.

Pleines, J. E. 1983. Praxis und Vernunft. Zum Begriff praktischer Urteilskraft. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Popper, K. R. 1974. Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf. Hamburg: Hoffmann & Campe (2. Aufl.).

Prigogine, I. 1980. Vom Sein zum Werden. München: Piper (2. Aufl.).

Putnam, H. 1981. „The impact of science on modern conceptions of rationality." in: Synthese 46, 1981, 359–382.

Rapp, F., Hrsg., 1974. Contributions to a Philosophy of Technology. Dordrecht – Boston: Reidel.

Richards, J. & Glasersfeld, E. von 1981. „The control of perception and the construction of reality." in: Dialectica 33, 1981, H. 1, 37–58. (Deutsch in: Delfin III, 1984, 4–25.)

Rorty, R. 1984. Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Rumpf, H. 1973. „Gedanken zur Wissenschaftstheorie der Technikwissenschaften." in: H. Lenk & S. Moser, Hrsg., 1973, 82–107.

Rusch, G. 1983/84. „Autopoiesis, Literatur, Wissenschaft – Was die Kognitionstheorie für die Literaturwissenschaft besagt." in: Siegener Studien 35, 1983/84, 28–44.

Rusch, G. 1984. Von einem konstruktivistischen Standpunkt – Erkenntnistheorie, Literaturhistoriographie und Diachronie in der Empirischen Literaturwissenschaft. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg (in Vorb.).

Rusch, G. & Schmidt, S. J. 1983. Das Voraussetzungssystem Georg Trakls. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg. (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft Bd. VI, hrsg. von der Arbeitsgruppe NIKOL).

Schmidt, P. 1977. „Sozialtechnologie und Handlungsforschung als experimentelle Handlungs- und Forschungsstrategien: Anwendungsprobleme." in: U. Hameyer & H. Haft, Hrsg., 1977. Handlungsorientierte Schulforschungsprojekte. Weinheim – Basel: Beltz, 223–253.

Schmidt, S. J. 1980. Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft. Bd. 1: Der gesellschaftliche Handlungsbereich Literatur. (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft Bd. I/1, hrsg. von der Arbeitsgruppe NIKOL) Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg.

Schmidt, S. J. 1982a. Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft, Bd. 2: Zur Rekonstruktion literaturwissenschaftlicher Fragestellungen in einer Empirischen Theorie der Literatur. (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft Bd. I/2, hrsg. von der Arbeitsgruppe NIKOL) Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg.

Schmidt, S. J. 1982b. „Unsere Welt – und das ist alles." in: Merkur 36, April 1982, H. 4, 356–366.

Schmidt, S. J. 1982c. „Angewandte Literaturwissenschaft: Ein Lokalisierungsvorschlag." NIKOL-Arbeitspapier. Univ. Siegen.

Schmidt, S. J. 1983a. „Text, Subjekt und Gesellschaft. Aspekte einer konstruktivistischen Semantik." in: M. Faust, Hrsg., 1983. Allgemeine Sprachwissenschaft, Sprachtypologie und Textlinguistik. Festschrift für P. Hartmann. Tübingen: Narr, 55–72.

Schmidt, S. J. 1983b. „Interpretation: Sacred Cow or Necessity?" in: POETICS 12, 1983, H. 2/3, 239–258.

Schmidt, S. J. 1984. „Empirische Literaturwissenschaft in der Kritik." in: SPIEL 3 (1984), H. 2, 291–332.

Schmidt, S. J. & Zobel, R. 1983. Empirische Untersuchungen zu Persönlichkeitsvariablen von Literaturproduzenten. (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft Bd. V, hrsg. von der Arbeitsgruppe NIKOL) Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg.

Schneider, H. J. 1976. „Die Bedeutung von Grundlagenfragen für die Wissenschaftssoziologie. Zu Georg Henrik von Wrights ‚Erklären und Verstehen'." in: B. Badura, Hrsg., 1976, 456–465.

Seel, H. J. 1981. Wissenschaft und soziale Praxis. Weinheim – Basel: Beltz.

Shotter, J. 1975. Images of Man in Psychological Research. London: Routledge & Kegan Paul.

Simon, H. A. 1976. „From Substantive to Procedural Rationality." in: S. J. Latsis, Hrsg., 1976. Method and Appraisal in Economics. Cambridge: Cambridge University Press, 129–148.

Spengler, J. J. 1976. „Wie anwendungsfähig sind die Sozialwissenschaften?" in: B. Badura, Hrsg., 1976, 347–378.

Spinner, H. 1974. Pluralismus als Erkenntnismodell. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Stegmüller, W. 1973. Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie. Bd. 2: Theorie und Erfahrung. Berlin etc.: Springer.

Stegmüller, W. 1974. „Theoriendynamik und logisches Verständnis." in: W. Diederich, Hrsg., 1974. Theorien der Wissenschaftsgeschichte. Beiträge zur diachronischen Wissenschaftstheorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 167–209.

Stegmüller, W. 1980. Neue Wege der Wissenschaftsphilosophie. Berlin etc.: Springer.

Steinmetz, H. 1983. „On neglecting the social function of interpretation in the study of literature." in: POETICS 12, 1983, H. 2/3, 151–164.

Strasser, J. & Traube, K. 1982. „Technik und Herrschaft." in: R. Jokisch, Hrsg., 1982. Techniksoziologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 242–334.

Traube, K. 1979. Wachstum oder Askese. Kritik der Industrialisierung von Bedürfnissen. Reinbek: Rowohlt.

Treiber, B. & Groeben, N. 1981. „Handlungsforschung und epistemologisches Subjektmodell." in: Zs. f. Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1, 1981, H. 1, 177–138.

Viehoff, R. 1983. „Empirische Literaturwissenschaft – ein neues Paradigma?" in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 8, 1983, 240–252.

Viehoff, R., Hrsg., 1986. Empirische Literaturwissenschaft. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Wege der Forschung). (Im Druck)

Wahl, K., Honig, M. S. & Gravenhorst, L. 1982. Wissenschaftlichkeit und Interessen. Zur Herstellung subjektivitätsorientierter Sozialforschung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Weber, M. 1973. Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: Niemeyer. (4. Aufl.)

Westmeyer, H. 1976. „Zum Problem der Prüfung von Relevanzbehauptungen." in: A. Iseler & M. Perrez, Hrsg., 1976, 157–188.

Wirrer, J. 1984. Textverarbeitung und Interpretation. Zur Verarbeitung literarischer Texte in Institutionen unter besonderer Berücksichtigung der Schule. Frankfurt/M. etc.: P. Lang.

Zilsel, E. 1976. Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Literaturwissenschaft, wozu?

Strategien zur Therapie ihrer Relevanzneurose[1]

Peter Finke

1. Literaturwissenschaft, wozu?

Wenn es neurotische Wissenschaften gibt, dann ist die Literaturwissenschaft eine Kandidatin. Die ausdauernde Beschäftigung mit den eigenen Problemen, wenn es denn existentielle Probleme sind, kann einen Menschen zum Psychotherapeuten führen; eine Wissenschaft muß ihre eigenen Probleme schon selber lösen. Wenn aber die Diagnose stimmt: Was ist die Ursache der literaturwissenschaftlichen Neurose?
Eine Zeitlang schien es so, als sei es ihre mangelnde Exaktheit; ich habe dies auch geglaubt[2]. Mittlerweile glaube ich, daß diejenigen, die allein dies kurieren wollen, an Symptomen kurieren. Die Härte einer wissenschaftlichen Aussage, ihre Einbettung in die intersubjektive Gewißheit logischer und methodologischer Kriterien, ist kein Selbstzweck. Gute Beispiele hierfür sind der Donaldismus und die moderne Atomphysik. Die Erforscher des Lebens und der Verwandtschaft von Donald Duck setzen beinahe schon mehr als den Ehrgeiz eines Hobbys in die Demonstration der Möglichkeit, den ganzen ehrwürdigen Apparat wissenschaftlicher Methodologie zum Zwecke der wissenschaftlich unbestechlichen Erforschung des Uninteressanten und des Unwichtigen einzusetzen. An empirischer Qualität mangelt es dem Donaldismus nicht. Das Ergebnis ist ein heiterer Quatsch im wissenschaftlichen Gewande, der niemanden zu erregen braucht, weil er niemanden verletzt.
Die Physik hingegen hat lange Zeit mit dem Ernst des Überzeugungstäters die Rolle der unschuldigen Naturwissenschaft gespielt; erst heute erkennt sie (und dies auch mühevoll), daß die konsequente Befolgung einer Methodologie nicht von der Verantwortung entbindet, unabhängig davon und frei zu entscheiden und zu begründen, warum und wozu ein mögliches Forschungsvorhaben auch tatsächlich ins Werk gesetzt werden soll. Ja mehr noch: sie erkennt, daß nicht nur das Bewußtsein vom Zweck notwendig ist, der verfolgt werden soll, sondern auch hiervon unabhängig ein Bewußtsein von der Dimension möglichen Schadens oder Nutzens, die mit größeren Forschungsvorhaben verbunden zu sein pflegt.[3]
Der wahre Grund für die unbestreitbare und zwangsläufige Neurose der Literaturwissenschaft ist die Tatsache, daß den Literaturwissenschaftlern in ihrer großen Mehrzahl ein solches Bewußtsein ebenfalls abgeht. Im Unterschied aber zu den Donaldisten, die sich in der Gewißheit wiegen dürfen, daß sie mit ihrem heiteren Nonsens prinzipiell keinen Schaden anrichten können, und im Unterschied zu Naturwissenschaftlern, die die Schadenserfahrung machen mußten und dennoch bislang das Nachdenken über Relevanz und Konsequenzen ihres Tuns meist

nicht für ein genuines Thema ihrer Disziplin selbst gehalten haben, sind Literaturwissenschaftler entweder der Meinung, ihre Disziplin könne überhaupt nur Nutzen stiften, oder, sie sei von einer Art, daß die Nutzen-Schaden-Dimension sie überhaupt nicht erreiche. Beides ist, nach meiner Überzeugung, falsch.

Worin besteht denn der angebliche Nutzen der Literaturwissenschaft? Er besteht – wenn dies denn gelingt – in einer Mehrung unseres Wissens, sei es über Literatur, sei es durch Literatur über uns und die Welt, in der wir leben. Wissen, so wertvoll es im einzelnen auch sein mag, ist für sich selbst genommen aber noch nicht ausreichend, bestimmte Wissenschaften vor anderen auszuzeichnen; seiner Mehrung dienen alle Disziplinen. Zweifellos kann nun auch Literaturwissen wertvoll sein; doch hieße es, die Augen vor der Realität zu verschließen, wenn man hier nur eine Nutzen-, aber keine Schaden-Perspektive gelten lassen würde[4]. Die Geringschätzung nichtkultureller Wissensinhalte, die Ausbildung eines einseitigen Bildungsbegriffs, die Überschätzung des Wertes sprachlicher Form oder aber ganz im Gegenteil seine Unterschätzung, sind nur einige Beispiele für fragwürdige Beeinflussungen oder Wertsetzungen, die in literaturwissenschaftlicher Verbrämung auftreten können. Dies zeigt zugleich, daß die zweite zitierte Ansicht, die Literaturwissenschaft verfahre grundsätzlich neben oder außerhalb jeder Nutzen-Schaden-Dimension, falsch ist. Beide Ansichten sind Ausdruck des in der Literaturwissenschaft verbreiteten wissenschaftstheoretischen Reflexionsmangels, der letzten Endes dazu geführt hat, daß die Dimension wissenschaftlicher Relevanz aus dieser Disziplin praktisch vollständig ausgeblendet worden ist. Die bewußte und konsequente Hineinnahme dieser Dimension verändert sie mehr, als alle Bemühungen zur Steigerung ihrer wissenschaftlichen Exaktheit es allein vermöchten.

Das Arbeitsfeld der Literaturwissenschaft – so wie empirische Literaturwissenschaftler es sehen – ist der Bereich der verschiedenen Literatursysteme, ihrer Voraussetzungen, Bestandteile, Gesetzmäßigkeiten, Entwicklungen, Chancen und Gefährdungen. Für dieses Arbeitsfeld aber muß die Literaturwissenschaft auch ein gewisses Maß an Mitverantwortung übernehmen, ähnlich wie ein Sprachwissenschaftler die Entwicklung unseres faktischen Sprachgebrauchs zwar empirisch, aber durchaus nicht unter Abschaltung seines kritischen Sprachbewußtseins verfolgen muß, oder ein wissenschaftlicher Ökologe die anhaltende Ausbeutung und Verarmung der Ökosysteme nicht als etwas bezeichnen kann, das ihn nicht selbst ebenfalls zum Handeln zwänge[5]. Ein Literaturwissenschaftler, der sich mit der Ermittlung von Tatsachen der Literatursysteme begnügte, würde sich um einen wesentlichen Teil dessen drücken, wofür niemand außer ihm die Kompetenz hat: das ernsthafte Bemühen darum, das von ihm erworbene Spezialwissen in den Dienst der besonderen Chancen und Potentiale des Literatursystems zu stellen; letztlich in den Dienst der Gesellschaft, die ihm seine Forschungen ermöglicht. Diese Gesellschaft hat ein Recht darauf, daß die von ihr ermöglichten Wissenschaften nicht nur der Befriedigung letztlich immer

subjektiver Erkenntnisinteressen dienen, sondern sich um die Definition von Möglichkeiten überindividueller Nutzanwendungen ihrer Forschungen bemühen; es ist kein Ruhmesblatt der Disziplin, daß die Literaturwissenschaft sich dieser Anstrengung bislang weitestgehend entzogen hat. Eine Ursache hierfür ist sicher die Geringschätzung, die das Konzept empirischen Wissens bisher in der Literaturwissenschaft erfahren hat; denn es ist natürlich verständlich, ja konsequent und sogar verantwortungsbewußt, wenn weniger dem Bemühen um Objektivierung verhaftete Wissenschaftsformen ihre zum Teil ganz bewußt als subjektiv verstandenen Auffassungen nicht auch noch zur Grundlage von möglicherweise weitreichenden praktischen Konsequenzen machen. Andererseits aber erfordert die Notwendigkeit, eben dieses zu tun, nicht gerade geringe vorgängige Konsequenzen. Nur mit einem erheblich über das übliche Niveau hinausgreifenden theoretischen und empirischen Aufwand ist es möglich, das literaturwissenschaftliche Wissen hinreichend hart zu machen, um es als Basis für verantwortliches praktisches Handeln nutzen zu können; wo diese Basis fehlt, muß alles Relevanzgerede leer bleiben[6].
Der Zustand einer Wissenschaft ist kein Schicksal, das ihr ein für allemal anhinge oder das von einer nichtpersonalen „Entwicklung“ gesteuert würde; wohin die Reise einer Wissenschaft geht, das bestimmen zumeist noch immer die Wissenschaftler selbst[7]. Daß auch für unabänderlich gehaltene wissenschaftsphilosophische Grundlagenhypothesen, die beispielsweise die Entwicklung einer Konzeption von Literaturwissenschaft als einer empirischen Sozialwissenschaft für unmöglich oder auch nur für unfruchtbar erklärt haben, tatsächlich nicht unabänderlich sind, sondern nur Grundlage einer Überzeugungstradition und weiter nichts, zeigt die jüngste Geschichte der Literaturwissenschaft sehr deutlich. Niemand enthebt uns der Frage, wohin die Reise der Literaturwissenschaft gehen soll[8].
Der wahre Grund für die literaturwissenschaftliche Neurose ist nicht ihre mangelnde Exaktheit, sondern die Tatsache, daß diese Disziplin mit der Relevanzfrage bisher eher kokettiert als sie ernstgenommen hat. Ebenso wie Menschen zu recht von Selbstzweifeln geplagt werden können, wenn sie nicht mehr verstehen, wozu sie eigentlich da sind, treibt die Literaturwissenschaft die eigene Nutzlosigkeit um. Die empirische Literaturwissenschaft muß die Chance nützen, die ihr die noch immer offene Relevanzlücke dieser Disziplin läßt; andernfalls dürfte sie im Meer der literaturwissenschaftlichen Konzeptionen und Moden genauso untergehen wie die übrigen Mitbewerber auch. Ich habe in meiner Theorie des Konstruktiven Funktionalismus zu zeigen versucht, daß und wie der Weg in eine von mehr Praxisnähe bestimmte Zukunft dieser Disziplin möglich ist; es ist dies meines Wissens der erste Versuch gewesen, dieses Problem dezidiert über die Konstruktion einer sog. Angewandten Literaturwissenschaft zu lösen. Der Ansatz ist inzwischen verschiedentlich kritisiert, aufgenommen und weiterentwickelt worden. Ich möchte im Folgenden seine Grundzüge skizzieren und dabei auch einige Aspekte dieser Diskussion aufnehmen.

2. Die Dimension der Praxis

Die besondere Chance, welche die Entwicklung der Empirischen Literaturwissenschaft hinsichtlich der Relevanzdimension dieser Disziplin bietet, hängt eng mit der Tatsache zusammen, daß die Entwicklung jener Konzeption eine konstruktive Aufgabe ist. Der hierbei verwendete Konstruktivitätsbegriff ist ein wissenschaftstheoretischer, kein erkenntnistheoretischer Begriff. Das bedeutet: die Herstellung und Ausgestaltung einer wissenschaftlichen Konzeption durch eine Gruppe von Wissenschaftlern ist eine durch forschungsleitende Rahmenbedingungen angeleitete und gesteuerte Tätigkeit; die Theorie dieser Anleitung und Steuerung ist eine konstruktive Wissenschaftstheorie. Diese ist mit einer konstruktivistischen Erkenntnistheorie verträglich, setzt sie aber nicht notwendigerweise voraus. Insonderheit setzt sie die Erkenntistheorie des sog. Radikalen Konstruktivismus mitnichten voraus (ein Streitfall innerhalb der NIKOL-Gruppe). Der wissenschaftstheoretische Konstruktivitätsbegriff ist ein Begriff schwacher Konstruktivität, wohingegen der erkenntnistheoretische ein starker Konstruktivitätsbegriff ist; ein solcher ist aus vielen Gründen (cf. Finke 1985) ebenso fragwürdig wie literaturwissenschaftlich irrelevant. Ebenso, wie es Spielarten Empirischer Literaturwissenschaft gibt, die anders als die hier beschriebene nicht an eine konstruktive Wissenschaftstheorie gebunden sind, gibt es Spielarten konstruktiver Wissenschaftstheorie (und damit auch empirischer Literaturwissenschaft), die nicht an eine konstruktivistische Erkenntnistheorie gebunden sind. Die im gegenwärtigen Kontext interessierenden Überlegungen sind relativ allgemein orientiert und betreffen bestimmte Defizite vorparadigmatischer Disziplinen ohne Beschränkung auf ihre erkenntnistheoretische Typisierung; sie betreffen eine typische Aufgabe konstruktiver Wissenschaft. Als eine konstruktive Wissenschaft bezeichne ich dabei eine solche, deren Forschung von den Rahmenbedingungen einer konstruktiven Metatheorie angeleitet wird. Mir scheint, daß dieser Forschungstyp ebenso häufig vonnöten wäre, wie er vergleichsweise selten de facto praktiziert wird; dies gilt nicht nur, aber auch für die empirische Literaturwissenschaft.

Empirische Literaturwissenschaft wird dann konstruktiv betrieben, wenn sie eine Methode anwendet, die ich in anderem Zusammenhang als die Methode der „kreativen empirischen Theoretisierung" bezeichnet habe[9]. Bei der Erfindung oder Innovation einer Theorie T formulieren wir eine gewisse – meist kleine – Anzahl von Begriffen, die die spezifische Leistung von T ermöglichen, ihre Individualität herstellen, indem sie unsere nicht- oder vor-T-theoretischen Konzepte um neue, eben T-theoretische ergänzen. Handelt es sich um die Notwendigkeit einer neuen Theorie, so bedarf es zu ihrer Formulierung entsprechender neuer theoretischer Begriffe; handelt es sich um die substantielle Erweiterung einer bereits bestehenden Theorie, wird dies ebenfalls nötig sein. Beide Prozesse sind, im Grundsätzlichen, identisch; der zweite ist die Fortsetzung des ersten, über die dort gezogenen Theoriegrenzen hinaus,

unter Benutzung des gleichen Mittels der sog. Theoretisierung (interne vs. externe Theoretisierung). In empirischen Disziplinen kommen hier nur empirische Theoretisierungen infrage; d.h. Strukturen, die eine intendiert empirische Interpretation besitzen. In innovativen Forschungskontexten müssen sie darüber hinaus kreativ sein, d.h. eine Veränderung der Problemsicht intendieren. Der Sinn wissenschaftlicher Konstruktivität, auch in der Literaturwissenschaft, ist nichts anderes als dasjenige, was durch eben diese Operation der Theoretisierung einer nicht-T-theoretischen Basis durch T-theoretische Konzepte ermöglicht wird.

Das bestehende Selbstverständnis der Literaturwissenschaft ist nun zwar durch durchaus unterschiedliche Problemsichten gekennzeichnet, kaum jedoch durch die Einsicht, daß eine auf die Befriedigung von Erkenntnisinteressen restringierte Wissenschaft kaum eine Chance auf wirkliche Nutzanwendung besitzt. Jede Wissenschaft aber, die in Erklärungen ihr alleiniges Ziel sieht, ist in dieser Weise restringiert; sie beschränkt sich auf das, was man mit Kant die „theoretische Vernunft" wissenschaftlichen Handelns nennen könnte. Eine kreative empirische Theoretisierung auch des literaturwissenschaftlichen Handelns trägt erst dann etwas für die Aufarbeitung der Relevanzlücke dieser Disziplin aus, wenn nicht nur die Ermöglichung von Erklärungen, sondern auch von Veränderungen als ein legitimes Forschungsziel erkannt wird. Wissenschaftlich legitimiert wird dieses Ziel durch die Bindung an die Erklärungen, zu denen die Konzeption fähig ist. Die praktische Vernunft wissenschaftlichen Handelns kann nicht außerhalb seiner theoretischen Vernunft gesucht werden; aber auf deren Basis wird sie im Prinzip überall dort erreichbar, wo das erklärende Tatsachenwissen zur Grundlage von Handlungswissen wird, und dies ist kein erklärendes, sondern ein der Intention nach veränderndes Wissen.

Um den Vergleich vom Beginn noch einmal aufzunehmen: Die Neurose der Literaturwissenschaft ist im wesentlichen nicht eine Neurose mangelnder Erklärung von Literatur (dieser Mangel ist freilich oft ebenfalls gegeben), sondern ein Mangel an Bewußtsein, für ihr weiteres Schicksal faktisch eine Mitverantwortung zu tragen – also eine Neurose der eigenen Praxisfähigkeit. Die Vertiefung der theoretischen Vernunft der Literaturwissenschaft kann nur Mittel, aber nicht Zweck der Entwicklung der empirischen Konzeption sein: dieser muß darin bestehen, ihr eine respektable Dimension praktischer Vernunft zu erwerben, derer sie bislang ohne Zweifel ermangelt. Mitgestaltung von und Einflußnahme auf Literatursysteme: dies ist ein neuer literaturwissenschaftlicher Handlungsmodus, der neben den Modus der Erklärung treten muß, wenn Literaturwissenschaftlern ihre Mitverantwortung für den Verlauf der Literaturprozesse bewußt wird. Nur eine Literaturwissenschaft, die ihr empirisches Tatsachenwissen nicht als Selbstzweck betrachtet, sondern als Handlungsbasis für die Entwicklung von Strategien zur Veränderung von Literatur, hat eine Chance, die Relevanzlücke zu schließen und damit die Neurose der Disziplin zu überwinden[10].

Es ist wichtig zu sehen, daß dies alles andere ist als der Versuch, neuerlich eine normative Poetik zu installieren. Eine normative Poetik errichtet Beschränkungen für die als zu frei empfundene literarische Kreativität; ihre Normen haben die Funktion von Geboten und Verboten, die die Freiheit aller Typen von Literaturprozessen, nicht nur der Produktionsprozesse, mehr oder weniger willkürlich beschneiden. Wir besitzen bislang keine empirische Theorie der spezifischen Kreativität dieser Prozesse (ein Defizit auch der NIKOL-Konzeption), doch ist es geradezu eine Banalität des hier bereits verfügbaren Wissens, daß der Spielraum potentiellen Handelns nicht nur aus der Sicht der Literaturproduzenten, sondern auch der Träger anderer Handlungsrollen im Literatursystem von essentieller Bedeutung für die Funktion des Systems ist; Freiheitsbeschränkungen richten hier einen mehr als beiläufigen Schaden an: sie beschädigen mit einer Grundlage des Systems auch prinzipiell seinen Sinn. Die Mitverantwortung der Literaturwissenschaft für die Literaturprozesse, die sich im Modus der Einflußnahme auf sie äußert, muß sich im Gegensatz zum Reservats- und Sanktionsdenken normativer Poetik gerade den Versuch zur Aufgabe machen, die vielfältigen faktischen Behinderungen und interessegesteuerten Einschränkungen literarischer Freiheit zu konterkarieren. Auf diesem Felde ist die Veränderung von Literatur nicht nur legitimierbar, sondern sinnvoll und notwendig; denn die Zwangsjacken, Gefährdungen und Saktionen, mit denen Literatur insbesondere von außerhalb des Systems bedrängt und verfälscht wird, sind eine aus spezifischen, aber literaturfernen Interessenlagen genährte Realität; die Ausbeutung von Literatur durch politische, ökonomische, normativ-poetische und andere parasitäre Interessen ist nichts, was Literaturwissenschaftler gleichgültig lassen könnte. Die Entwicklung von Strategien zur Befreiung des Literatursystems vom Einfluß solcher parasitärer Interessen, die die empirische Erforschung dieser Interessen voraussetzt, ist die eigentliche Chance, die sich der empirischen Literaturwissenschaft bietet. Wenn sie sie nutzt, könnte sie den häufig mit weniger guten Argumenten geforderten Anschluß ihrer Problemstellungen an die Problemstellungen anderer Konzeptionen – für den im Grundsatz keine Notwendigkeit besteht – gerade auf einem Felde finden, auf dem die meisten nichts zu bieten haben, gleichwohl aber – wie das Beispiel von Formen ideologiekritischer Literaturwissenschaft zeigt – bisweilen eine bezeichnende emotionale Sensibilität entwickelt haben. Die Schwäche solcher Literaturwissenschaft (etwa der Leo-Löwenthalschen Prägung) ist weniger mangelnde theoretische Härte[11], als vielmehr die Nichtunterscheidung der beiden wissenschaftlichen modi der Erklärung und der Veränderung. Es ist aber vollständig unnötig, dies zur Propagierung eines andersartigen Wissenschaftstypus auszudeuten und diesem den Popanz des angeblichen Positivismus gegenüberzustellen. Die Empirische Literaturwissenschaft hat jedenfalls die Chance, sich mit diesem Popanz nicht zu identifizieren (freilich besteht auch durchaus das Risiko, daß dies passiert). Sie sollte aber und

kann eine Stärke Löwenthalscher Literaturwissenschaft nutzen: das kritische Bewußtsein gegenüber den Realitäten der Literatursysteme.

3. Konstruktiver Funktionalismus

Die NIKOL-Konzeption empirischer Literaturwissenschaft ist der bislang wohl am weitesten (wenn auch noch keineswegs abgeschlossen) bearbeitete Versuch, nicht nur die eigentlich empirische Arbeit über Literatursysteme auf eine konsequent reflektierte theoretische Grundlage zu stellen, sondern hierbei zugleich auch die praktische Vernunft der Disziplin erheblich zu vertiefen und auszuweiten. Zu dieser Basis theoretischer Literaturwissenschaft gehört in der NIKOL-Konzeption ein integraler Bestandteil an Wissenschaftstheorie, nämlich Literaturwissenschaftstheorie, der sog. Konstruktive Funktionalismus (KF).
Die Grundideen des KF sind seit ihrer Veröffentlichung (1982) verschiedentlich in der wissenschaftlichen Literatur diskutiert und fortentwickelt worden, wobei dies – wie vielleicht zu erwarten war – weniger innerhalb der Literaturwissenschaft, als vielmehr außerhalb ihrer geschehen ist. Der Linguist A. Kertesz beispielsweise hat in einigen Arbeiten zu zeigen versucht, daß der KF auch für die weitere Entwicklung der Sprachwissenschaft fruchtbar gemacht werden kann, der Ethnologe P. Drechsel überträgt den Ansatz auf eine Neubegründung der anthropologischen Kulturtheorie. Die Literaturwissenschaftler M. Beetz und G. Antos, sowie in anderer Weise E. Nierlich, haben Teile des Ansatzes zur Legitimierung eigener Überlegungen herangezogen. Für die Interlinguistik hat A. Sakaguchi, für die Psycholinguistik haben (in einem mittelbaren Argumentationszusammenhang) G. Rickheit und H. Strohner ähnliches versucht. Ich selbst habe auf der Basis des KF Grundzüge einer in einigen Aspekten neuen Sprachtheorie entwickelt, die ihrerseits wiederum teilweise von Strohner und Sakaguchi aufgenommen worden ist. (Die NIKOL-interne Diskussion klammere ich in diesem Zusammenhang aus).
Verglichen mit üblichen wissenschaftstheoretischen Ansätzen in der Literaturwissenschaft sind es vor allem drei Aspekte des KF, die im gegenwärtigen Kontext interessieren und auch von den meisten der genannten Autoren hervorgehoben werden:

1. die zentrale Funktion des Konzeptes einer empirischen Theoretizität,
2. der wissenschaftstheoretische Konstruktivismus und
3. die Existenz und Rolle einer Theorie wissenschaftlichen Anwendungshandelns.

Vor allem letzteres muß hier im Mittelpunkt stehen.

Wer der Literaturwissenschaft eine ihr bislang weitgehend verschlossene Dimension praktischer Nutzbarkeit ihrer Fragestellungen und Ergebnisse erschließen möchte, wird nicht umhin können, mit ihren Traditio-

nen, mögen sie auch ehrwürdig und seit langem vertraut sein, ziemlich radikal zu brechen. Diese Traditionen, also vor allem die der Geisteswissenschaft, der Hermeneutik und der Interpretation, haben das Praxisdefizit der Disziplin nicht etwa nur erklärt, sondern entscheidend mitverursacht. Im Gegensatz etwa zu H. Fricke[12] vermag ich in der Wahrung der historischen Kontinuität der Disziplin keinen Wert an sich zu erkennen, geschweige denn im Festhalten an sog. literaturwissenschaftlichen Standardfragen. Alle solche Fragen sind Bestandteil und Ausdruck bestimmter literaturwissenschaftlicher Konzeptionen und von daher noch nicht einmal sämtlich untereinander verträglich. Auch das wissenschaftstheoretische Argument N. Groebens[13], neue Paradigmata sollten stets die Leistungen der alten einschließen, ist unbegründet: Wichtiger ist, daß neue Paradigmata neue Leistungen erbringen, zu denen die alten nicht fähig waren. Das Konzept von Theoretizität, das bisherigen Formen der Literaturwissenschaft zugrundelag, ließ jedenfalls keinen Raum für die Entwicklung einer Angewandten Literaturwissenschaft, die den Wissenschaftsmodus der Erklärung grundsätzlich übersteigen müßte. Im Nachhinein ist dies wissenschaftstheoretisch leicht verständlich: Anwendungen lassen sich, sowohl logisch, wie insbesondere moralisch, nur rechtfertigen, wenn sie ein Tatsachenwissen betreffen. Solches Tatsachenwissen aber ist nur auf der Basis empirischer Theorien erwerbbar. Erst die Verfügbarkeit einer empirischen Theorie der Literatur macht der Disziplin im Prinzip die Dimension zugänglich, die an das Selbstverständnis des Typus Empirische Wissenschaft gebunden ist: Die Dimension einer verantwortbaren Anwendung des erworbenen Wissens.

Während es sich hierbei also um einen im Bereich der Wissenschaften eher konservativen Aspekt handelt, mit Ausnahme freilich der Literaturwissenschaft, handelt es sich bei den beiden anderen genannten Aspekten des KF um Aspekte, die auch wissenschaftstheoretisch kontrovers sind und gängigen Auffassungen entgegenstehen. So weist etwa Kertesz zu recht darauf hin, daß „die Gültigkeit der allgemein akzeptierten Auffassung, die Entwicklung der Wissenschaften sei weder planbar noch in irgendeinem Sinne beeinflußbar oder voraussagbar"[14] zu einem Dogma geworden ist; gleichwohl sei es fragwürdig. Kertesz weist zu Recht auf Hintikkas interrogatives Modell der wissenschaftlichen Erkenntnis hin, das eine gewisse Steuerbarkeit des Wissenschaftsprozesses auf objekttheoretischer Ebene konstatiert; und er weist zu Recht auf die Theorie des KF hin, die besage, „daß die objektwissenschaftlichen Vorgänge sich auch metawissenschaftlich beeinflussen lassen"[15]. Im weiteren Gang seiner Argumentation (die der Grammatikalitätstheorie gewidmet ist), macht er plausibel, daß nicht nur die schwächere, Hintikkasche, These trifft, sondern durchaus gute Gründe für die Konstruktivitätsthese des KF sprechen[16]. In ähnlicher Weise zeigt auch Drechsel durch die faktische Übertragung und Anwendung der Ideen des KF, daß auf diese Weise die Konstruktion des Umrisses einer Kulturtheorie möglich ist, die einige dringend benötigte innovative Aspekte

in die theoretische Ethnologie hineinträgt[17]. Eines scheint jedenfalls unbestreitbar: Die Situation der Linguistik, wie sie Kertesz, die der Ethnologie, wie sie Drechsel, und die der Literaturwissenschaft, wie sie Schmidt und die NIKOL-Gruppe vorgefunden haben, sind insofern vom gleichen Typ, als jeweils eine vorparadigmatische Disziplin mit erheblichen Beständen ungelöster (theoretischer) Fragen einer substantiellen Innovation bedarf, die nur um den Preis der Irrationalität oder der Dogmatisierung von ex-juvantibus-Methoden auf vorgängige und begleitende wissenschaftstheoretische Reflexion verzichten könnte. Hierin liegt übrigens eine gewisse Ähnlichkeit des KF mit den Ideen von Lakatos, doch gibt es auch einen entscheidenden Unterschied: eine konstruktive Wissenschaftstheorie enthält zwar gewisse normative Komponenten, aber sie ist kein „normatives Forschungsprogramm"; Konstruktivität und Normativität sind nicht dasselbe.
Der dritte von mir genannte Aspekt des KF, die Behandlung des Relevanzproblems, hat bisher die meisten Diskussionen ausgelöst. Ich werde mich daher im nächsten Abschnitt hiermit genauer befassen. Zunächst sei aber darauf hingewiesen, daß die Lösung, die ich hierfür vorgeschlagen habe, von den beiden zuvor genannten Aspekten nicht abgetrennt werden kann, wie es traditionellen Wissenschaftstheoretikern einerseits und ideologiekritisch arbeitenden Literaturwissenschaftlern andererseits gelegen käme. Letztere opfern, ohne den Preis zu ermessen, das Konzept empirischer Theoretizität auf dem Altar einer zumeist hermeneutischen Tradition; faktisch geben sie damit die Basis auf, die allein Anwendungshandeln zu legitimieren erlaubt: Tatsachenwissen. Auf die verdrehte Positivismusideologie, die in diesem Zusammenhang herrscht, hatte ich bereits hingewiesen. Die traditionellen Wissenschaftstheoretiker hingegen opfern die Möglichkeiten konstruktiven wissenschaftstheoretischen Handelns einer nicht minder fragwürdigen Rekonstruktivismusideologie, gehen damit aber erheblich hinter die Möglichkeiten und Chancen wissenschaftstheoretischen Handelns zurück; Kertesz hat hierauf zu Recht hingewiesen. Wer die Literaturwissenschaft besser, als sie das bisher kann, instand setzen möchte, mit den Ergebnissen ihrer Forschungen auch praktisch etwas anfangen zu können, muß ihr zuvor substantielle theoretische Innovationen ermöglichen; dies aber geht nicht ohne die Formulierung forschungsleitender Rahmenbedingungen ab. Dieser Begriff, der im Zusammenhang der Theorien Kuhns vielen glatt von der Zunge geht, impliziert gerade jene Idee von Konstruktivität, ohne die wissenschaftliche Innovationen unmöglich sind; dies wird für gewöhnlich nicht bemerkt: Rahmenbedingungen, die die Forschung leiten, können jedenfalls kaum solche sein, die erst nach Abschluß der Forschungsprozesse Wirksamkeit erlangen. Mithin ist es auch nicht ausgeschlossen, daß sie bereits vorher als solche thematisiert, konzipiert und bewußt akzeptiert oder abgelehnt werden. Im Gegenteil: sollen etwa Rationalität, Klarheit oder Ökonomie selbst solche Bedingungen sein, so ist es notwendig, sich von den infrage kommenden forschungs-

leitenden Rahmenbedingungen ein rechtzeitiges Bewußtsein zu verschaffen, sprich: ihre leitende Funktion vor ihrer Anwendung zu kennen. Wer auf der Suche nach Relevanz ist, diese Kenntnis aber geringschätzt oder gar für unnötig hält, wird sein Ziel allenfalls mit der „Methode" des Fremden erreichen, der es zufällig findet.
Der Zusammenhang zwischen empirischer Theoretizität, Konstruktivität und Relevanz ist jedenfalls enger, als dies häufig erkannt wird.

4. Die K-Matrix

Für gewöhnlich beschränkt sich die Angabe forschungsleitender Rahmenbedingungen (und damit die Charakterisierung der Metatheorie einer wissenschaftlichen Konzeption) vollständig auf deren theoretische Vernunft. Kuhn z.B. tritt an keiner Stelle seiner Paradigmatheorie, auch nicht in deren revidierter Version, dem Eindruck entgegen, daß er stets nur an diese Ebene denkt. Jede Wissenschaftstheorie aber, die sich auf Systematisierungen des Wie einer Disziplin beschränkt und das Wozu ausklammert, ist im Grundsätzlichen defizitär. Doch es ist nicht ausreichend, die Reflexion der theoretischen Vernunft um die der praktischen Vernunft nur zu ergänzen; notwendig ist vor allem eine Theorie ihres Verhältnisses zueinander. Diese Argumentation soll hier nicht im einzelnen geführt werden; ich beschränke mich auf die Darstellung der Position des KF und damit der NIKOL-Konzeption[18].
Wesentlich ist hierfür das Konzept eines umfassenden Systems von forschungsleitenden Rahmenbedingungen: eine sog. K-Matrix. Eine K-Matrix definiert den theoretischen Rahmen der gesamten Forschungsaktivitäten einer wissenschaftlichen Konzeption, also nicht nur ihrer erklärenden Komponenten. Dies ist eine notwendige wissenschaftstheoretische Konsequenz aus der Tatsache, daß unser gesamtes wissenschaftliches Handeln in einer Disziplin von konzeptionell spezifischen Voraussetzungen abhängig und damit relativ ist in Bezug auf eine charakteristische Auswahl an Beschränkungen, die von denen gemeinsam akzeptiert und in der Regel nicht beständig infrage gestellt werden, welche sich auf dieser Basis als eine innerhalb der Disziplin mehr oder weniger gut abgrenzbare Überzeugungsgemeinschaft verstehen. Zu dieser Tatsache, die für die Literaturwissenschaft ebenso gilt wie für andere Disziplinen, gehört, daß von solchen systematischen Beschränkungen nicht nur die Prozesse der Theoriebildung betroffen sind, sondern ebenso alle anderen wissenschaftlichen Aktivitäten, etwa Experimente, Didaktisierungen, Popularisierungen, Tests, statistische Erhebungen, Auswertungen und alle sog. Anwendungen. Die hier bestehenden Abhängigkeiten dürften nicht gerade selten dem Bewußtsein des handelnden Forschers entgehen, ihm selbst seine Arbeit zusammenhangloser erscheinen lassen als sie es tatsächlich ist; doch ändert dies nichts an der faktischen Wirksamkeit forschungsleitender Rahmenbedingungen auch dort, wo sie die

Wissenschaftsprozesse mehr unbewußt und indirekt steuern. Dies gilt in besonderem Maße für den Bereich möglicher Anwendungen. Dieser Bereich kann keineswegs, wie manche zu glauben scheinen, beliebig und unabhängig von allgemeinen forschungsleitenden Vorgaben definiert und Konzeptionen einer Disziplin frei angefügt werden; das Anwendungsfeld, das eine Konzeption erschließen kann, ist Teil dieser Konzeption und in seiner Struktur abhängig von anderen, noch grundlegenderen Teilen von ihr. Dies berechtigt uns, die K-Matrix einer Disziplin als das einheitsstiftende System einer Konzeption der Disziplinen zu verstehen; diese Konzeption ist angegeben, wenn ihre K-Matrix angegeben ist.

Wesentlich für die K-Matrizen des KF ist die Forderung, daß sie eine konstruktive Funktion besitzen sollen. Daß heißt nichts anderes, als daß sie die Absichten und Zielsetzungen einer Forschergruppe wiedergeben, welche diese mit ihrer Arbeit verbinden, also deren Überzeugungen, daß die Disziplin in dieser und in keiner anderen Richtung entwickelt werden solle; sie bekommen insofern die Funktion von Erzeugungssystemen für wissenschaftliche Konzeptionen.

An dieser Stelle sollen die technischen Details des Aufbaus solcher Erzeugungssysteme nicht ausgebreitet werden; hier muß der Hinweis ausreichen, daß konstruktive Wissenschaft regelgeleitete Wissenschaft ist und im Typus dieser Regeln der Erzeugungsmodus der Wissenschaftsprozesse begründet liegt. Die Basis, auf der diese Erzeugungsregeln operieren, nenne ich die „Koordinaten der K-Matrix". Die Menge dieser Koordinaten umfaßt zwei Untermengen W und Y. W ist die Menge solcher forschungsleitender Rahmenbedingungen, deren konstruktive Funktion in einer Bewertung liegt; Y ist die Menge der Rahmenbedingungen, die als zu bewertende Größen infrage kommen. Die Konstruktion der Bewertung selbst kann als operative Bewertungsfunktion φ verstanden werden, derart daß $\varphi = Y \rightarrow W$. Jedes der durch solche operativen Prozesse konstruierten Paare $<Y, \varphi>$ nenne ich eine „bewertete Koordinate", die Paare $<Y, W>$ „K-Matrixelemente". Die K-Matrix selbst kann als das komplexe System dieser Elemente begriffen werden.

Was hat man sich darunter nun konkret vorzustellen, insbesondere hinsichtlich der konstruktiven empirischen Literaturwissenschaft und ihrer Relevanzproblematik? Zunächst dürfte nicht zu bestreiten sein, daß konstruktive Wissenschaft ohne den Ausgang von Werten unmöglich ist. Wertsetzungen determinieren dabei keineswegs nur das mögliche Anwendungshandeln, sondern durchaus bereits empirische und sogar theoretische Entscheidungen. Ob ich beispielsweise Rezeptionsuntersuchungen vermittels sog. harter oder sog. weicher Methoden durchführe, hängt letztlich von einer Bewertung ihrer Adäquatheit in bezug auf die jeweilige Fragestellung ab, auch von Bewertungen des Status der durch sie erreichbaren Ergebnisse. Ebenso ist es bewertungsabhängig, welche Untersuchung ich überhaupt vornehmen will oder welche Reihenfolge von Untersuchungen in Frage kommt. Und genauso ist es von

sehr tiefliegenden und im faktischen Forschungsvollzug zumeist nicht reflektierten Bewertungen abhängig, welche konzeptuellen Elemente Eingang in meine Arbeit finden, welchen Konstrukten ich einen substantiellen Beitrag zur Lösung der mich interessierenden Probleme zutraue. In kreativer Konstruktiver Wissenschaft wird es darüber hinaus darum gehen müssen, diese Konstrukte allererst zu entwickeln, eine Aufgabe, die ohne Begründung eines wissenschaftstheoretischen Wertesystems nicht zu lösen ist.
Nun sind solche Wertesysteme intern zweifellos wiederum von erheblicher Komplexität, doch macht es das konstruktive Verfahren des KF möglich, sog. Basiswerte auszuzeichnen, die gleichsam jeweils einen ganzen Wertekomplex in sich zusammenfassen. Der fundamentale Basiswert, der auch der NIKOLschen Empirischen Literaturwissenschaft zugrundeliegt, ist der der Konzeptionalität, der nichts anderes besagt, als was ich in diesem Paragraphen bislang erläutere: die keineswegs selbstverständliche, aber für das Selbstverständnis einer empirischen Wissenschaft notwendige Basisentscheidung dafür, daß die ins Werk zu setzenden Wissenschaftsprozesse den systematisch organisierten Beschränkungen einer Konzeption unterliegen sollen. Konzeptionalität ist also der Basiswert in der Wertekomponente von K-Matrizen. Der im Lager der empirischen Literaturwissenschaftler wohl am wenigsten kontroverse Wert, dem ebenfalls die Funktion eines Basiswertes, allerdings auf einer nachrangigen Ebene, zukommt, ist der der Empirizität. Auch wenn die Bedeutung dieses Wertes im einzelnen durchaus umstritten ist, so ist doch wohl unbestreitbar, daß die Einführung der brauchbaren Methoden empirischer Sozialforschung in die Literaturwissenschaft dieser einen erheblichen Gewinn an Verläßlichkeit der so gewonnenen Untersuchungsergebnisse verspricht.
Erheblich umstrittener als dieser Wert ist ein anderer, der in der NIKOL-Konzeption eine Basiswertrolle spielt: der der Theoretizität. NIKOL hat ebenso zur Herausstellung des Rangs dieses Wertes, wie zu seiner Umstrittenheit beigetragen. Sie liegt darin begründet, daß die Rigorosität, mit der vor allem Schmidt der traditionellen Literaturwissenschaft den Spiegel theoretischer Fahrlässigkeiten vorgehalten hat, polarisiert und sogar im Lager der empirischen Literaturwissenschaftler Abwehrreaktionen hervorgerufen hat. Dabei ist die Position Schmidts in der Sache vollständig richtig und konsequent. Die steuernde, erkenntnis- und innovationsermöglichende Rolle des Theoretischen für die gesamte Bandbreite wissenschaftlichen Handelns, insonderheit auch solchen, das in der Konzeption und Durchführung empirischer Untersuchungen seine wesentliche Aufgabe erblickt, ist in einer bemerkenswerten Konvergenz wissenschaftsphilosophischer Positionen heute unbestreitbar geworden. NIKOL hatte deshalb keine andere Wahl, als sich dem Mißverständnis auszusetzen, die theoretische Reflexion nehme in seiner Konzeption einen unangemessen großen Anteil ein. In Wahrheit findet hier vielmehr der Versuch einer Korrektur statt: der Korrektur der traditionellen Ge-

ringschätzung des vergleichsweise harten Konzeptes einer empirischen wissenschaftlichen Theorie als eines für die Literaturwissenschaft angeblich unbrauchbaren Konzeptes, aber auch der Korrektur der unter Empirikern nicht selten anzutreffenden Vertrauensseligkeit gegenüber vorläufigen und weichen Konzeptualisierungen. Die tieferliegenden Gründe hierfür, die leider nur selten klar gesehen und noch seltener klar diskutiert werden, lassen sich letztlich auf eine kontroverse Einstellung gegenüber der sog. induktiven Methode zurückführen. Die Kontroverse kann und soll hier nicht ausgetragen werden; festzuhalten ist nur, daß empirische Forschung keineswegs untrennbar an induktive Methoden gebunden ist, sondern deduktive ebenso zuläßt. Die NIKOL-Konzeption jedenfalls ist, schon ihrer Rolle als konstruktiver Literaturwissenschaft wegen, als deduktive Theorie konzipiert. Hieraus folgt, daß Theoretizität als einer ihrer Basiswerte in sie eingehen muß und damit dem konstruktiven Prozeß entscheidende Strukturbeschränkungen auferlegt.
Wenig kontrovers ist nun der dritte Basiswert der Konzeption – zugleich der im Kontext dieser Abhandlung entscheidende: der der Applikabilität. Dies aber liegt nicht an seiner allgemeinen Gebräuchlichkeit, sondern in der bedauerlichen Tatsache begründet, daß die Reflexion auf die Anwendbarkeit literaturwissenschaftlichen Wissens nicht nur in der traditionellen Literaturwissenschaft kaum üblich oder doch auf eng umgrenzte Standardanwendungen (Interpretationen, Lesebücher, Editionen und Materialsammlungen) beschränkt ist, sondern ähnliches auch für andere Konzeptionen empirischer Literaturwissenschaft gilt. Daß das Getto der Erklärung beide Lager großenteils einschließt, hat unterschiedliche wissenschaftsphilosophische Gründe, von denen das Stichwort Hermeneutik nur einige andeutet. Wissenschaftshistorisch gesehen ist dies auch in einem gewissen Maße verständlich: die Neuorientierung der Literaturwissenschaft als einer empirischen Sozialwissenschaft ist ein Unternehmen erheblichen Umfangs, das schon als solches eine erhebliche Änderungsbereitschaft in bezug auf die vertraut gewordenen Überzeugungen erfordert. Ebenso ist das Ziel, in der Literaturwissenschaft empirische Forschung so selbstverständlich zu machen wie anderswo, schon für sich genommen von ziemlicher Attraktivität; verspricht es doch den Erwerb vieler Kenntnisse, Einblick in Zusammenhänge, Aufhellung und Erklärungen in Bereichen, die den traditionellen Arbeitsweisen der Literaturwissenschaftler schon deshalb weitgehend verschlossen bleiben mußten, weil ihre Konzeptionen oft noch nicht einmal die entsprechenden Fragen zu stellen erlaubten oder diese doch sogleich als „nachrangig" oder „vom Text ablenkend" abqualifizierten. Gleichwohl aber löst eine bloße Empirisierung der Literaturwissenschaft ihr Hauptdilemma nicht. Dies ist eben nicht ihre mangelnde Härte und auch nicht die hiermit teilweise zusammenhängende ungerechtfertigte Überbewertung der literarischen Texte, sondern ihr Relevanzproblem. Solange literaturwissenschaftliches Wissen, mag es theoretisch und auch empirisch noch so fundiert sein, nur der Behebung eines Erkenntnis-

defizits dient und weiter nichts leistet, wird die Relevanzlücke weiter übersehen oder sogar in Kauf genommen. Die eigentliche Chance der NIKOL-Konzeption liegt weniger in dem, was sie aus Werten wie Theoretizität oder Empirizität macht, sondern in dem, was sie aus dem Wert der Applikabilität macht. Die steigende Akademikerarbeitslosigkeit beispielsweise, die gerade unter Literaturwissenschaftlern besonders ausgeprägt ist, ist aus dieser Perspektive von der Literaturwissenschaft durchaus mitverschuldet worden. Die NIKOL-Konzeption wird freilich ihre Applikabilität großenteils erst noch unter Beweis stellen müssen[19].

Kehren wir zur internen Struktur der K-Matrix zurück und fragen noch, wie der KF das Verhältnis der einzelnen Basiswerte in dieser Matrix konstruiert. Dies ist auf verschiedene Weise möglich, je nachdem, welche konkrete Forschungsstrategie verfolgt werden soll. Die in Finke (1982) beschriebene Reduktionskette von Submatrizen bis hin zur K-Matrix soll für den gegenwärtigen Belang in modifizierter und vereinfachter Form dargestellt werden, die insbesondere der Schlüsselrolle Rechnung trägt, welche empirische Untersuchungen in der Konzeption spielen. Daß ich den Bereich dieser Untersuchungen damals nicht durch Angabe einer spezifischen, eigenen Matrix beschrieben habe, sondern in eine der anderen Submatrizen integriert habe[20], ist ebenso möglich, wie es freilich zu Mißverständnissen Anlaß geben konnte; deshalb ist es naheliegend, das Konzept der sog. T-Matrix im folgenden auf die eigentlichen theoretischen Konstruktionsprozesse zu beschränken und durch eine neue Matrix für die im engen Sinne empirische Forschungskomponente, die E-Matrix, zu ergänzen. Unsere Überlegungen zu den Basiswerten haben jedenfalls plausibel gemacht, daß eine K-Matrix von erheblicher Komplexität ist. Wenn wir die verschiedenen modi wissenschaftlichen Handelns, die sie umfassen soll – nämlich den der Erklärung und den der Veränderung – auf die genannten Basiswerte abzubilden versuchen, so zeigt sich, daß die Theoretizität und die Empirizität einer Konzeption Werte sind, die die forschungsleitenden Rahmenbedingungen der Konzeption hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit in der Dimension erklärenden wissenschaftlichen Handelns strukturieren müssen; Applikabilität nun spielt eine entsprechende Rolle für das gewünschte Veränderungshandeln. In einem deduktiv konzipierten Ansatz setzt erklärendes Handeln konstruktive theoretische Prozesse voraus; erst auf ihrer Basis sind empirische Wissenschaftsprozesse möglich. Veränderungsprozesse wiederum setzen abgeschlossene empirische Prozesse voraus; denn es bedarf empirischen Wissens, um entscheiden zu können, wo ein Veränderungsbedarf besteht und wo nicht. Es dürfte auch deutlich sein, daß das empirische Wissen selbst über das Vorliegen oder Nichtvorliegen eines Veränderungsbedarfs noch gar nichts auszusagen vermag: dies erfordert eine anschließende Bewertung der Untersuchungsergebnisse vermittelns neuer, im empirischen Prozeß selbst nicht gewinnbarer Kriterien.

Es ist daher konstruktiv sinnvoll, eine K-Matrix, die die Gesamtheit dieser Rahmenbedingungen systematisieren soll, in drei Submatrizen zu gliedern, die ihrerseits nach dem gleichen Schema, das für die komplexe K-Matrix selbst gilt, als elementare Matrizen konstruiert werden: eine T-Matrix, eine E-Matrix und eine A-Matrix[21]. Die K-Matrix selbst ist dann nichts anderes als das System dieser Elementarmatrizen, das über diese hinaus eine Angabe darüber enthalten muß, wie die Relation der Elementarmatrizen untereinander vorgestellt werden soll. Aus dem bisher Gesagten dürfte unschwer einleuchten, daß eine deduktiv organisierte konstruktive empirische Literaturwissenschaft nur als eine Reduktionskette mit der Abfolge T-E-A entwickelt werden kann. Die T- (oder Theorie-) Matrix mit Theoretizität als Basiswert reduziert auf die E- (oder Empirie-) Matrix mit Empirizität als Basiswert. Dies bedeutet, daß jeder empirischen Literaturwissenschaft eine theoretische Literaturwissenschaft vorausgehen und die theoretischen Konzepte bereitstellen muß, auf deren Basis die empirische Forschung erfolgt; Empirie operiert stets auf vorgängiger Theorie. Die Vorstellung, eine Theorie könne gleichsam aus dem Ergebnis empirischer Untersuchungen „erwachsen", ist hiermit unvereinbar[22]. Die E-Matrix reduziert ihrerseits auf die A-Matrix (oder Anwendungs-Matrix) mit Applikabilität als Basiswert. Hierin liegt die eigentliche Besonderheit der Konzeption. Sie ist nicht so sehr in der Tatsache zu sehen, daß theoretische, aber auch empirische Forschung und damit das Vorliegen empirischen Tatsachenwissens zur Voraussetzung jeglichen Anwendungshandelns wird; dies ist in jeglicher verantwortungsbewußter Anwendungsforschung nicht anders. Die Besonderheit besteht vielmehr darin, daß auf diese Weise erst die Erschließung eines Feldes potentiellen und tatsächlichen Anwendungshandelns den Wissenschaftsprozeß vollständig macht und somit auch abschließt. Anders ausgedrückt: Eine Wissenschaft wird nicht vollständig betrieben und zieht in diesem Punkte eine berechtigte Kritik auf sich, wenn sie lediglich – und geschähe dies auch noch so perfekt – erklärt; solange sie kein Konzept für die Nutzung des so gewonnenen Wissens entwickelt hat, bleibt sie auch in ihrer wissenschaftlichen Qualität unvollkommen. Letztlich entscheidet erst das von einer Konzeption erschließbare Anwendungsfeld über den wissenschaftlichen Wert der Konzeption[23]. Eine Konzeption, die hohe theoretische und empirische Qualitäten hat, aber kaum eine Nutzenperspektive eröffnet, also eine Wissenschaft mit erheblichen Relevanzlücken, muß in diesem Lichte gesehen auch wissenschaftstheoretisch als unbefriedigend gelten.

Dabei darf die Schwierigkeit, die mit der Erschließung von (neuen) Anwendungsfeldern verbunden sein kann und in aller Regel auch verbunden ist, nicht als Alibi für Untätigkeit auf diesem Gebiet mißbraucht werden. Es gibt a priori überhaupt keinen Grund, warum Disziplinen wie die Literaturwissenschaft, die traditionell mit solchen Lücken leben und diese vielleicht sogar vermittels einer speziellen Wissenschaftsideologie als philosophisch notwendig oder unvermeidlich hochstilisieren, die

Dimension der Applikabilität grundsätzlich verschlossen bleiben müßte. Dies ist nur in dem Maße der Fall, wie eine unzureichende Wissenschaftsphilosophie dies tatsächlich erzwingen mag. Die empirische Literaturwissenschaft ist hier mit der Rehabilitierung des Begriffs empirischen Literaturwissens einen entscheidenden ersten Schritt zur Auswechslung dieses hinderlichen Ideologierahmens gegangen; sie muß nun auch den zweiten Schritt tun. Erst dieser rechtfertigt den ersten.

5. Anmerkungen zur Kreativität

Wenn wir versuchen, die abstrakten Überlegungen des KF auf konkrete Problemsituationen anzuwenden, können wir durchaus bei der Wissenschaftstheorie selbst anfangen. Dort, wo sie den Wissenschaftsprozeß nur erklärt, nicht aber Strategien zu seiner Veränderung bereitstellt, bleibt sie unvollständig und unbefriedigend. Dies deshalb, weil der Wissenschaftsprozeß keineswegs immer nur den Regeln folgt, die das System Wissenschaft charakterisieren und es von anderen Systemen unterscheiden, sondern weil allzu häufig egoistische, merkantile, politische, ideologische und viele anderen Interessen seine Ausbeutung immer wieder versuchen[24]. Dies gilt durchaus auch für die Literaturwissenschaft. Wir brauchen hierbei nicht gleich an die Rolle der Germanistik im Dritten Reich oder an die bereitwilligen Interpreten anderer totalitärer Systeme zu denken; auch und gerade in demokratischen Gesellschaften sind viele Literaturwissenschaftler gegenüber vielfältigen Versuchungen anfällig, die eigentlichen Qualitäten und Leistungspotentiale von Literatur an solche Interessenten auszuliefern, die Umsatz, Rechtfertigung ihrer Meinung, bloße ästhetische Dekoration oder ein fragwürdiges Bildungsbewußtsein auf ihre Fahnen geschrieben oder auch nur unbewußt in die sie handlungsleitenden Interessen aufgenommen haben. Wo die Verkaufbarkeit eines Buches über seinen Druck, die Eloquenz des Interpreten über den Text, die Statussymbole des Literaturbetriebes über die Interessen der Literaturproduzenten und -rezipienten oder die Überheblichkeit eines auf eine künstlerisch-literarische Bildung beschränkten Bildungsbegriffes über die Notwendigkeit allgemeiner Aufgeschlossenheit und Orientierung triumphieren, werden wesentliche Merkmale des Systems verraten und durch parasitäre Interessen geschwächt. Eine Literaturwissenschaft, die sich nur zum Interpreten, nicht aber auch zum Verteidiger von Literatur im Kontext ihrer gesellschaftlichen Einzwängung in vielfältigste Interessen macht, handelt genauso leichtfertig und verantwortungslos wie z.B. eine Biologie, die die allenthalben feststellbare Gefährdung und aktive Verarmung der Pflanzen- und Tierwelt stets nur registriert und systematisiert, aber von ihrem Schwinden selbst nicht betroffen zu sein meint. Und ebensowenig, wie sich Biologen eine solche Haltung heute noch leisten können, können sich Literaturwissenschaftler die Haltung bloßer Beobachter eines Spektakels leisten, das Literaten, Leser und andere unter sich ausmachen.

Bevor ich versuche, einen zentralen gemeinsamen Zug der Beeinträchtigungen von Wissenschaft und Literatur zu charakterisieren, möchte ich noch einen dritten Bereich ansprechen, der hiervon in ähnlicher Weise betroffen ist. die Sprache[25]. Sprache ist ein wichtiges verbindendes Element zwischen Wissenschaft und Literatur, und es steht zu vermuten, daß die Aspekte, die sowohl Wissenschaftstheoretiker als auch Literaturwissenschaftler vom erklärenden zum verändernden Handeln zu führen vermögen, in ähnlicher Weise auch für Sprachwissenschaftler gelten, mehr noch: daß in den Gefährdungen unserer Sprachen und Sprachgebrauchsweisen wesentliche Ursachen für die kritisierten Entwicklungen im Bereich von Wissenschaft und Literatur liegen.
Auch für die Linguistik gilt, daß sie – wenn auch nicht in gleicher Einseitigkeit – den Modus des Erklärens weithin absolut setzt. Sprachpflege und Sprachkritik sind, wo sie überhaupt geübt werden, aus der Sprachwissenschaft verbannt und zu didaktisch-kulturkritischen Aktivitäten mit oftmals zweifelhaften Zielsetzungen geworden. Wo beispielsweise unter dem Vorwand einer Pflege der Sprache Reglementierungen des Sprachgebrauchs versucht werden, die auf Kosten eines innovativen Sprachwandels Sprachzustände konservieren wollen, deren Auszeichnung lediglich auf private Vorlieben und nicht auf kommunikative Notwendigkeiten zurückgeht, wird im Effekt das Gegenteil erreicht: die Gefährdung der Sprache. Lebendige Sprache ist ein kreatives System, dessen Kreativität genutzt werden muß, wenn sie nicht in festgefahrenen Floskeln, Stereotypen, Jargons und anderen Versatzstücken toter Sprachen ersticken soll. Alles, was unter dem Deckmantel einer angeblichen Sprachpflege und Sprachkritik tatsächlich zur Verarmung von Sprachen und Sprachgebrauchsweisen beiträgt, dient nicht der Erhaltung dieser Kreativität, sondern schwächt sie. Dies gilt auch für manche Spielarten der Sprachplanung, die die intra- und interlinguale Vielfalt der natürlichen Sprachen beschneiden, statt sich für ihre Erhaltung einzusetzen. Hiermit ist durchaus eine kritische Position gegenüber ausdrucksinadäquaten Sprachen bzw. Sprachgebrauchsweisen verträglich: wer aus Angst vor dem falsch verstandenen konservativen Sprachenschutz auf jede Kritik dieser Art verzichtet, entmündigt die Linguistik auf dem Felde ihrer praktischen Relevanz ebenso wie die traditionellen Literaturwissenschaftler ihre eigene Disziplin. Die semantische Umweltverschmutzung, die mit Worten wie ‚Entsorgung', ‚Endlösung' oder ‚Sympathisant' verursacht werden kann, macht eine an der Erhaltung der sprachlichen Kreativität orientierte Sprachkritik nicht nur notwendig, sondern auch möglich: überall dort, wo ein Wort eine Lüge oder eine Tatsachenverdrehung enthält, ist ein elementares Gleichgewicht zwischen Ausdrucksmitteln und Ausdruckserfordernissen verletzt, das letzten Endes die komplexe Gleichgewichtslage eines ganzen Sprache-Welt-Systems belastet und damit eine der Voraussetzungen jeder sprachlichen Kreativität. In ihrer Schonung, Erhaltung und womöglich Erweiterung liegt ein reiches Anwendungsfeld für eine kritische Linguistik.

Im jetzigen Zusammenhang muß daran nur soviel interessieren: ein sachangemessener Sprachgebrauch ist in sehr vielen Situationen zugleich ein kreativer Sprachgebrauch. Wissenschaft und Literatur sind zwei Systeme, die dies unschwer belegen. In beiden Systemen ist die Förderung innovativer Handlungen von besonderer Bedeutung, zugleich aber ihre Behinderung und Abwertung eine tägliche Erfahrung. Die wichtigkeit innovativer Wissenschafts- und Literaturprozesse weist auf die herausragende Bedeutung hin, die kreatives Handeln auch in diesen beiden Bereichen besitzt. Ebenso, wie die Theorie der sprachlichen Kreativität ein Zentralstück der linguistischen Sprachtheorie sein muß, fehlt jeder Wissenschaftstheorie, für die die Erklärung der wissenschaftlichen Kreativität kein Thema ist, das Bewußtsein für ein zentrales Problem. Gleiches aber gilt auch für die Literaturtheorie, die die literarische Kreativität erklären muß, wenn sie adäquat sein soll. (In diesem Punkte haben – wenn ich es recht sehe – bislang alle empirischen Literaturwissenschaftskonzeptionen ihr gravierendstes Erklärungsdefizit. Auch für die NIKOL-Konzeption dürfte ein substantieller Fortschritt hinsichtlich der Verteidigungsstrategien für die literarische Kreativität an einen vorgängigen Fortschritt hinsichtlich ihrer Erklärung gebunden sein.)
Im Zusammenhang meiner gegenwärtigen Überlegungen geht es aber nicht um diese Erklärungen. Deshalb muß hier der Hinweis genügen, daß die Bedeutung der Rolle der Sprache in Wissenschaft und Literatur eine Lösung der entsprechenden Probleme außerhalb oder jenseits der Theorie sprachlicher Kreativität unmöglich machen dürfte. Zugleich aber ersetzt diese jene nicht, denn die sprachliche Kreativität ist, nach allem was wir über sie bislang wissen, im Wesentlichen eine ganz bestimmte formale Kreativität, während innovative Wissenschafts- und Literaturprozesse zusätzlich bestimmte inhaltliche schöpferische Leistungen erfordern, theoretische im einen, künstlerische im anderen Falle[26].
Ebenso aber, wie die vielfältigen Beschneidungen und Beeinträchtigungen der spezifischen Formen von Kreativität in Sprach- und Wissenschaftsprozessen von rein deskriptiv arbeitenden Wissenschaftlern gern übersehen und im andern Falle ganz an die Akteure dieser Prozesse delegiert werden, die keinen über Erklärungen hinausgehenden Handlungsbedarf in den betroffenen Wissenschaften erzeugen sollen, entgeht einer Literaturwissenschaft, die sich mit ihren Relevanzlücken häuslich eingerichtet und auf die Dimension der Literaturerklärung beschränkt hat, die durchaus vergleichbare Realität der Literatursysteme. Hier ergibt sich zunächst ein breites und lohnendes Feld für empirische Forschung, das zweifellos befriedigender und wichtiger sein dürfte als manche ziemlich uninteressanten Exekutionen empirischer Methodologie an Problemen, deren Lösung eher durch den Selbstzweck empirischen Wissenserwerbs, als durch weitergehend begründete Zwecke nahegelegt scheint. Die Konsequenz der K-Matrix des KF macht jedenfalls stets eine Bewertung der potentiellen Applikabilität einer Problemlösung notwendig, und dies schon aus forschungsökonomischen Gründen.

Darüber hinaus aber fordert die A-Matrixkomponente eine kritische Analyse solcher Sachverhalte, bei der empirische Untersuchungen begründete und konkrete Beeinträchtigungen kreativer Literaturprozesse durch literaturfremde Systeme und deren Interessen ergeben können. So werden beispielsweise immer wieder einmal juristische Mittel bemüht, um unbequeme Literatur zu behindern; gleiches gilt für die Rolle sog. Autoritäten oder wirtschaftlichen Druck. Die Behinderung von Literatur durch parasitäre Texte der Wertung, Kommentierung oder Interpretation, die insbesondere die notwendige Kreativität der Rezeption beeinträchtigen können und dies zu einem gewissen Grade auch dort tun, wo sie in erster Linie eine gewisse verständniseröffnende Funktion haben, das Ausmaß, zu dem nichtkreative Literatur Einfluß auf das System gewinnen kann, die Geringschätzung von Versuchen des Lernens eigener Textproduktion ebenso wie die überzogene Vergangenheitsorientierung der Literaturwissenschaft und vieles andere mehr: dies sind Beispiele für die Notwendigkeit, als empirischer Literaturwissenschaftler literarische Kreativität nicht nur zu erkennen, sondern auch zu ihrer Pflege und Erhaltung beizutragen. Das hieraus resultierende Konzept für Literaturpflege wird freilich ebenso nichtkonservativ sein, wie es das Sprachpflegekonzept einer kritischen Linguistik sein muß. Letzten Endes bedeutet die Pflege von Literatur in diesem Sinne ein Eintreten für ihre Freiheit, um deren Einschränkung sich zu sorgen ebenso überflüssig ist, wie es der Mithilfe der Literaturwissenschaftler bedarf, sie gegen ihre Zerstörer zu verteidigen.
Wie aber soll dies geschehen? Ebenso, wie die T-Matrix die Entwicklung spezieller Strategien erforderlich macht, um die konzeptuellen Grundlagen möglicher Literaturerklärung zu legen: die sog. Theorien, und ebenso, wie die E-Matrix ihrerseits Strategien erfordert, die auf der Basis der Theorien empirisches Wissen über Literatur zu erwerben gestatten: die sog. empirischen Methoden, gilt ähnliches auch für die A-Matrix; die von ihr bereitgestellten Rahmenbedingungen ermöglichen die Konstruktion wiederum spezieller Strategien, mittels derer jenes empirische Wissen Ausgangspunkt für Prozesse werden kann, die das Literatursystem gezielt zu verändern erlauben sollen: Anwendungsstrategien. Die Gesamtheit dieser Strategien kann man verstehen als eine nichtkonservative Literaturkritik, deren Ausgestaltung im Einzelfalle stets dem Prinzip folgt, Freiheitsbeschränkungen von Literatur und damit die Behinderung der spezifischen und über dieses System hinaus wichtigen Kreativität abzubauen. Eine kritische Literaturdidaktik etwa wäre eine solche Strategie, die die Einführung in das System nicht an Äußerlichkeiten von Tradition oder verbreiteter Wertschätzung orientiert, ebensowenig an historischen Textkanons oder bloßem Epochenwissen, sondern an den Strukturprinzipien literarischer Prozesse und der Information über sowohl die Vielfalt ihrer Verwirklichung, als auch die steten Versuche, die literaturdynamische Basis dieser Vielfalt im Interesse außerliterarischer Ziele zu beschneiden. Beispiel für eine andere Strate-

gie im Rahmen einer solchen Literaturkritik wäre eine kritische Literaturpolitik, die den Handlungsraum für die verschiedenen Träger literarischer Prozesse, der zur Zeit ganz erheblichen literaturfernen Restriktionen (ökonomischen, soziologischen, ideologischen etc.) unterliegt, substantiell auszuweiten sich bemühte. Es ist dies ein besonders trauriges Kapitel der Wirksamkeit oder besser Unwirksamkeit gegenwärtiger Literaturwissenschaft; denn es betrifft unmittelbar die Handlungsmöglichkeiten von Literaturwissenschaftlern in unserer Gesellschaft. Ich möchte abschließend erläutern, in welchem Sinne eine konstruktive empirische Literaturwissenschaft des NIKOL-Typs, die über die ihr inhärente A-Matrix auch eine Anwendungskomponente kritischer Literaturwissenschaft enthält, auch in diesem Bereich eine Chance eröffnen kann, die anderen Konzeptionen schon aufgrund ihrer unzureichenden forschungsleitenden Rahmenbedingungen nahezu verschlossen bleiben muß.

6. Arbeitslosigkeit

Zur bedrückenden Realität der Gegenwart gehört Arbeitslosigkeit[27]. In wachsendem Maße zählt hierzu auch die Arbeitslosigkeit voll ausgebildeter, hoch qualifizierter und spezialisierter Akademiker. Unter diesen wiederum machen die Absolventen der Studiengänge solcher Disziplinen, die im sog. sozial- und geisteswissenschaftlichen Bereich forschen, einen besonders hohen Anteil aus. Und unter ihnen wiederum finden wir in steigendem Maße Literaturwissenschaftler[28]. Wie ist dies zu erklären? Vor allem aber: Wie ist dies zu ändern?
Die gewöhnliche Erklärung, die dies Problem als Lehrerarbeitslosigkeit abtut, ist ebenso vordergründig wie die gewöhnliche Schuldzuschreibung an falsch gesetzte politische Prioritäten oder gar eine Rezession der Volkswirtschaft. Zwar ist beides teilweise zutreffend, die Tatsache der Rezession als Auslöser jener Einschränkungen ebenso wie die fatale Geringschätzung kultureller und pädagogischer Tätigkeiten und Erfordernisse in Relation zu anderen, oft fiktiven politischen Prioritäten. Und natürlich ist es zunächst auch oberflächlich richtig, von Lehrerarbeitslosigkeit zu sprechen. In der Tat sind diejenigen, die nun nach Abschluß ihrer Ausbildung arbeitslos werden, bislang noch überwiegend zum Lehrerberuf ausgebildet worden. Doch hier muß die deutliche Tendenz bereits zu denken geben, die erkennen läßt, daß in Anbetracht der Situation immer mehr Studenten der Germanistik oder anderer Fachzuschnitte der Literaturwissenschaft gar nicht mehr den Abschluß des Staatsexamens, sondern andere Abschlüsse ihres Studiums anstreben, insonderheit die von vielen Fakultäten angebotenen Magisterabschlüsse. Der Run auf die Magisterabschlüsse, der mit der Hoffnung verbunden ist, außerhalb des Schulbereiches eine berufliche Stellung im allgemeinen Literatur- oder Kulturbetrieb zu finden, endet aber für die allermei-

sten ebenso in der Arbeitslosigkeit, wie dies für die meisten Lehrerstudenten gilt. Dies ist ein wichtiges Indiz dafür, daß die gewöhnliche Ursachenanalyse zu kurz greift, die – so können wir sie wohl knapp zusammenfassen – die Ursachen dieser Misere fast komplett außerhalb des Literatur- und des Literaturwissenschaftssystems sucht. „Die Politiker sind schuld", heißt die verbreitete Devise.
Nun fällt es angesichts der Dimension von Erstarrung und Ermangelung politischer Innovationsbereitschaft tatsächlich schwer, Politiker von dieser Schuld freizusprechen, doch darum geht es auch gar nicht. Ich werde nachher noch andeuten, daß bei der Bewältigung des Problems in der Tat mutiges und ideenreiches politisches Handeln vonnöten ist; ohne dies wird sich keine Lösungsidee in die Tat umsetzen lassen. Doch dies eben ist die wahre, erheblich tiefer liegende Ursache des Problems: der Mangel an interessanten, neuartigen und unkonventionellen Lösungsideen. Es ist ein Mangel, der zuvörderst denen angelastet werden muß, die zum größten Teil bis heute nicht zu bemerken scheinen, in welch erheblichem Maße sie selbst an der Schaffung dieses Problems der Arbeitslosigkeit der Literaturstudenten mitgewirkt haben und weiter mitwirken: den Literaturwissenschaftlern. Wie ist dies zu verstehen?
Die sichere Gewißheit, daß die von ihnen Ausgebildeten von den Schulen aufgenommen werden, hat Generationen von Literaturwissenschaftlern an den Universitäten das Nachdenken darüber erspart, wozu eigentlich das nütze ist, was sie in ihren Vorlesungen und Seminaren vermitteln. Sie konnten buchstäblich anbieten und behandeln, was sie wollten: die Schulen hatten allemal Stellen für diejenigen frei, die selbiges studiert hatten, was es auch immer war. Tradition und wissenschaftsphilosophische Ideologie setzten ohnehin der durch subjektive und persönlich begründete Interessen ausgefüllten Themenskala ziemlich enge Grenzen, die allenfalls von literarischen oder wissenschaftlichen Moden kurzfristig aufgebrochen wurden. Kaum eine dieser Moden stellte aber infrage, was in Wahrheit in höchstem Maße fragwürdig war: die Anwendbarkeit des vermittelten Wissens in der Schule, geschweige denn in Praxisfeldern neben ihr. Die Dimension der Veränderung von Literatursystemen war ohnehin tabu, dies schon aus wissenschaftstheoretischen Gründen. Neben Erkenntnisgewinn schien es keine weitere legitime Zielsetzung der Literaturwissenschaft zu geben. Erkenntnisgewinn aber, noch dazu aus literarischen Texten, schien ein Wert an sich selbst zu sein, keiner weiteren Begründung bedürftig. Die Situation wurde noch dadurch verschärft, daß der literaturwissenschaftlichen Arbeit fast stets ein mehr oder weniger enger Literaturbegriff zugrundelag, der Texte, ihre Bedeutung und Ausdeutung nicht nur in den Mittelpunkt rückte, sondern oft zum alleinigen legitimen Untersuchungsgegenstand der Literaturwissenschaft erklärte. Damit ging zumeist die Einschätzung einher, daß es der individuelle Erkenntnisgewinn sei, nicht der verallgemeinerbare, der als spezifische Leistung literaturwissenschaftlicher Bemühungen um das Verständnis von Texten gelten müsse.

Diese Kurzbeschreibung einer Literaturwissenschaft, die fast zwangsläufig Menschen ausbildet, welche einer Krise der konventionellen Nutzung ihres Wissens und ihrer Fähigkeiten hilfslos gegenüber stehen müssen, mag ebenso überspitzt sein, wie es falsch ist, sie im Präteritum zu formulieren. Ohne Zweifel zeigt sie in nuce auf, daß weder die Arbeitsgesellschaft, noch die für ihre Fortentwicklung verantwortlichen Sozial- und Kulturpolitiker aus dieser so betriebenen Disziplin sonderliche Hinweise darauf erhalten haben und erhalten können, wozu eigentlich die in ihr Ausgebildeten über die Weitergabe von Erkenntnismöglichkeiten hinaus der Gesellschaft vonnutzen sein könnten. Daß sie mit ihnen dann nichts anderes anzufangen wissen, als höchstens jedem zwanzigsten von ihnen eine alternative berufliche Position im Kultursystem anzubieten, kann und darf nicht wirklich verwundern.
Es ist falsch, daß die Literaturwissenschaft in dies Dilemma zwangsläufig geraten mußte; zwangsläufig ist lediglich die Kopplung der Arbeitslosigkeit von Literaturwissenschaftlern mit der bequemen Ideologie, daß diese Disziplin von einer Art sei, die ihr die Notwendigkeit erspare, über die Erschließung neuer, größerer Anwendungsfelder nachzudenken und in der Konsequenz dieses Nachdenkens auch eine grundsätzliche wissenschaftsphilosophische Neuorientierung nicht auszuschließen. Ebenso zwangsläufig dürfte auch jeder Versuch scheitern, angesichts des eingetretenen Schadens seine Behebung in peripheren Strategien zu suchen. Mehrere solcher Strategien werden heute versucht, deren für die Disziplin (oder besser: ihre betroffenen Konzeptionen) kümmerlichste und entlarvendste in den sich häufenden Empfehlungen an die Studenten des Fachs besteht, sich möglichst viele Nebenqualifikationen auf Feldern außerhalb der Literaturwissenschaft zu erwerben[29]. Diese selbst hat damit aus vermeintlicher Einsicht in eine für unabänderlich gehaltene Konzeption jegliche Veränderungsfähigkeit und damit jedes kreative Potential verloren. Eine andere Strategie, die heute von vielen verfolgt und oft als einzig mögliche begriffen wird, stellt zumindest die Studiengänge der literaturwissenschaftlichen Fächer in einem gewissen Umfange zur Disposition. Studienreformkommissionen etwa[30], die mit der Lösung des Problems in doppelter Hinsicht überfordert sind, aber von zwei Seiten (der Literaturwissenschaft und der Politik) als Retter in der Not mit der Anforderung von Strategievorschlägen bedrängt werden, suchen ihrer Bestimmung gemäß das Heil für gewöhnlich in Studiengangsreformen; es spricht für sie, wenn aus ihren Beratungen zumindest Minderheitsvoten hervorgehen, die solche „neuartigen“ Studiengänge und -abschlüsse für die Inkarnation des „Prinzips Hoffnung“ oder Schlimmeres halten[31]. Tatsächlich darf es niemanden wundern, wenn die milden Revolutionen, zu denen Studienreformkommissionen allenfalls fähig sind, letztlich nur darin wirklichen Nutzen austragen, daß sie einigen Fakultäten als Argumentationsbasis für die Anforderung neuer Stellen dienen können.

Für die Literaturwissenschaft führt wahrscheinlich kein Weg an der Einsicht vorbei, daß sie selbst durch eine ziemlich grundlegende Revision ihres Selbstverständnisses einen Beitrag, den Beitrag der betroffenen Wissenschaft nämlich, zur Lösung des Problems leisten muß und daß ohne diesen Beitrag das Problem nur auf eine Weise zu lösen ist, die nicht im Sinne beider Systeme, des der Literatur und des der Literaturwissenschaft, liegen kann: durch ihre erhebliche Schrumpfung. Denn man mache sich nichts vor: es gibt verschiedene Rahmenbedingungen des Problems der hier diskutierten Arbeitslosigkeit; die von der Disziplin und ihren Konzeptionen selbst gesetzten und von ihr modifizierbaren einerseits und die von der Nachfrage der Gesellschaft nach Literaturwissenschaft gesetzten und ebenso veränderbaren andererseits. Wo erstere sich unbeweglich zeigen, wird schneller, als den Literaturwissenschaftlern lieb sein kann, die Veränderung der letzteren stattfinden: ein drastischer Rückgang der Studentenzahlen in der Literaturwissenschaft. Auch so könnte das Problem gelöst werden – letztlich durch eine Beschränkung des Raumes für literarisches Handeln. Dies wäre eine Konsequenz, die für das Literaturwissenschaftssystem ebenso bedrohlich wäre und seine Handlungsmöglichkeiten neuerlich einschränkte (diesmal aber real, nämlich durch die Beschränkung der Zahl der Aktanten des Systems; dies ist stets auch eine Beschränkung seines kreativen Potentials), wie es das Gegenteil dessen bewirken würde, was eine kritische Literaturpolitik zum Wohle des Systems Literatur bewirken müßte: eine substantielle Ausweitung des für die verschiedenen Träger des Literaturprozesses ausfüllbaren Handlungsraumes, zumindest jedoch die Erhaltung des Umfangs der erreichten Handlungsmöglichkeiten. Wer von der Bedeutung von Literatur überzeugt ist, muß alle Möglichkeiten wahrnehmen, den Einfluß von Literatur zu stärken und alle Gefahren abzuwehren, die ihrer Behinderung durch systemfremde Rahmenbedingungen Vorschub leisten; politische und ökonomische sogenannte „Zwänge" sind unter diesen zweifellos mit einer Ausnahme die gefährlichsten. Die Ausnahme sind selbstproduzierte Wissenschaftsideologien.
Die Gesellschaft ist nicht verpflichtet, mit der Neurose der Literaturwissenschaft zu leben, aber die Literaturwissenschaftler sind verpflichtet, Chancen einer Therapie zu suchen und zu nützen. Wie könnte eine kritische Literaturpolitik aussehen? Ich kann dies in diesem Beitrag nicht mehr im Detail skizzieren, sondern beschränke mich auf einige Anmerkungen zu der Anwendungsstrategie, die im Bielefelder Forschungsprojekt „Berufsfelder Literaturwissenschaft" zur Zeit ausgearbeitet wird[32].

Wesentlich für diese Strategie ist zunächst der Ausgang von empirischen Untersuchungen einschließlich der durch sie gelieferten Bestands- und Tendenzzahlen der Lage auf dem Arbeitsmarkt für Literaturwissenschaftler. Von ganz erheblicher Bedeutung sind freilich darüber hinaus Einschätzungen der Ausbildung, der möglichen Ausbildungsmodifikationen, der Rolle und der Chancen von Literaturwissenschaftlern in

möglichst allen im Prinzip für sie infragekommenden Praxisbereichen der Gesellschaft, ausgeschlossen lediglich fach- bzw. systemfremde Aktivitätsbereiche. Diese Einschätzungen werden im Projekt durch eine Anzahl repräsentativer Interviews mit Repräsentanten tatsächlicher, aber auch potentieller Anwendungsfelder literaturwissenschaftlichen Wissens ermittelt; dabei liegt u.a. ein Augenmerk auf der Ausforschung offensichtlich vorhandener Vorurteile, die im Sinne tradierter Wissenschaftsideologien de facto alle diejenigen benachteiligen, welche nicht in das durch das jeweilige Vorurteil gebildete Schema passen („Goethe muß man können"). Ein weiteres Ziel dieser Interviews ist der Versuch, auf diese Weise Ideen zu sammeln, wo Berufsfelder, die zur Zeit noch nicht bestehen, vom Sachbedarf her erschlossen werden könnten und im Interesse einer Lösung der in diesen Bereichen vorhandenen praktischen Probleme von Personen, die in einer bestimmten Handlungsrolle von Literaturprozessen betroffen sind, auch erschlossen werden müßten[33].
Die eigentliche konzeptionelle Arbeit besteht dann in zweierlei: einer umfassenden Analyse des Zusammenhangs von aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen mit dem Problem der Literaturwissenschaftlerarbeitslosigkeit und in der Skizzierung von Berufsbildern, die auf der Basis eines bereits bestehenden oder im Zuge von Entwicklungstendenzen wahrscheinlich entstehenden, in einem gewissen Umfange wohl auch beeinflußbaren Bedarfs sinnvoll erscheinen. Drei Beispiele:

a) Literaturbüros: In verschiedenen Städten der BRD sind überwiegend privat getragene sog. Literaturbüros entstanden, welche Dienstleistungen der verschiedensten Art von Autorenberatung (etwa Lektorentätigkeit) über Leserberatung (welche Bücher soll ich zum Geburtstag verschenken?) bis zur Organisation von Lesungen und Literaturseminaren gegen Entgelt anbieten;
b) Jugend- und Seniorenarbeit: Es scheint sinnvoll zu sein und einem sachlichen Bedarf zu entsprechen, in jugendfördernden Institutionen, in Altersheimen und ähnlichen Tätigkeitsbereichen Stellen für Personen zu schaffen, die mit interessierten Teilnehmern Literaturgruppen bilden, die bei der Bewältigung der individuellen Lebens- und Problemsituationen hilfreich sein können;
c) Freizeitbereich: Ein wesentliches und durchgängiges Merkmal gesellschaftlicher Entwicklung ist der wachsende Freizeitbereich und seine Anfüllung durch verschiedenste Medienangebote. Die Bewältigung der hiermit verbundenen ganz erheblichen Rezeptions- und Verarbeitungsprobleme wird Formen beratender und helfender Unterstützung immer dringlicher machen. Hier sind sehr verschiedene Institutionalisierungen denkbar und sinnvoll, teils in Zusammenarbeit mit Gewerkschaften, den sog. Trägern öffentlicher Belange, Vereinen und Verbänden, aber auch Kurbädern oder Reiseveranstaltern.

Die Spekulativität, die all diesen Beispielen in unterschiedlichem Ausmaße zu eigen ist, ist dabei eher ein positives, als ein negatives Wertkennzeichen: zwar macht sie deutlich, daß es eine rasche und einfache

Lösung für die Erschließung neuer Anwendungsfelder für literaturwissenschaftliches Wissen nicht geben dürfte, sondern einen ziemlich mühsamen Umstrukturierungs- und Überzeugungsprozeß, der sicherlich vor einer neuen politischen Prioritätensetzung nicht haltmachen kann und hierzu eine erhebliche und unübliche Portion Risikobereitschaft und Mut braucht, doch gilt auch, daß diese Spekulativität ein Indiz dafür sein dürfte, daß das Problem nicht zu simpel angegangen und dabei verharmlost wird. Für die Literaturwissenschaft und die Literatur dürfte eine langfristig vorbereitete Lösung, die die tatsächliche Komplexität des Problems erfaßt, wertvoller und letztlich brauchbarer sein als die Reparaturversuche defizitärer Konzeptionen. Selbst wenn, was wahrscheinlich ist, nach wie vor dem Lehr- und Lernbereich in der Größenordnung auch in Zukunft bei weitem die meisten Anwendungen literaturwissenschaftlichen Wissens vorbehalten bleiben (und übrigens den „klassischen" Alternativen in Verlag, Journalismus, Theater und einigen wenigen mehr, auf die sich die Hoffnungen der heutigen Magisterabsolventen konzentrieren und unerfüllt bleiben müssen, die wenigsten), dürfte eine durch empirische und – inbesondere – anwendungsbezogene Modifikationen ihres Selbstverständnisses von Grund auf neu durchdachte Literaturwissenschaft für die Zukunft des Literatursystems und damit auch für ihre eigene Zukunft eine bessere Relevanzperspektive bieten als Konzeptionen, die auf eine ernsthafte und grundsätzliche Auseinandersetzung mit diesem Problem verzichten.

Die Literaturwissenschaft hat keine wirkliche Alternative zur Therapie ihrer Neurose. Es ist an der Zeit, daß sie sich die Wozu-Frage erstmals ernsthaft stellt[34].

Anmerkungen

1 Ich widme diesen Beitrag Hemmo Müller-Suur, in Erinnerung an die Jahre 1968–70.

2 Cf. meinen Beitrag in Kindt & Schmidt (Hrsg.) 1976, aber auch alle anderen Beiträge dieses Bandes. Ihr Wert in spezielleren Hinsichten muß damit nicht infrage gestellt sein.

3 Ich werde den möglichen Schaden, den auch empirische Literaturwissenschaft durchaus anrichten könnte, im folgenden nicht ausführlich behandeln. Hinweise enthält Finke, 1982: 101; cf. auch Anm. 23.

4 Cf. hierzu auch den letzten Paragraphen dieses Beitrags. Die Misere der Arbeitslosigkeit von Literaturwissenschaftlern hat neben anderen, die von der Literaturwissenschaft nicht selbst zu verantworten sind, auch einige tiefreichende Wurzeln in Mängeln des üblichen literaturwissenschaftlichen Selbstverständnisses.

5 Diese Parallele kann erheblich weiter gezogen werden; cf. hierzu Finke, 1983: 44 ff.

6 „Ihre Funktion ist ihre Funktionslosigkeit" sagen Mecklenburg & Müller, 1974: 50, über die Literaturwissenschaft; das Zitat mag für sich selber sprechen.

7 Die berechtigten Zweifel, inwieweit die Wissenschaftler eigentlich noch den Kurs ihrer Disziplinen selber steuern oder inwieweit sie dabei schon überwiegend fremden Abhängigkeiten erliegen, sind zuerst im naturwissenschaftlichen Bereich aufgetaucht, wo Zweck-, Auftrags- und Industrieforschung an der Tagesordnung sind. Doch es kann kein Zweifel daran bestehen, daß auch in anderen Disziplinen die Bereitschaft zur Befriedigung fremder Interessen wächst. Die Wissenschaftstheorie, mit Ausnahme von Feyerabend, hat die empirischen Lektionen der Wissenschaftssoziologie großenteils noch zu verarbeiten. Meistens wird das Bild von Wissenschaft, das sie zeichnet, geschönt. Im Sinne meiner Ausführungen in Paragraph 5 dieses Beitrags gibt es auch hier noch die Aufgabe, eine konstruktive kritische Wissenschaftstheorie zu entwickeln, ohne in die Widersprüche und Effekthaschereien Feyerabends zu verfallen, die den Wert seiner Überlegungen mindern (Feyerabend, 1980).

8 Cf. hierzu neben Finke, 1982 insbesondere Hinttika, 1980; Kertesz, 1984 stellt beide Ansätze in einen Diskussionszusammenhang.

9 Finke, 1983: 42; Finke & Schmidt (Hrsg.), 1984: 32. Zum folgenden cf. Finke, 1982: 158 ff.

10 Drechsel, 1984, erweitert diesen Ansatz auf das Ziel der Konstruktion einer angewandten Kulturwissenschaft. In der Tat scheint die Ethnologie vor teilweise ähnlichen Problemen zu stehen.

11 Dies könnte mißverstanden werden, denn zweifellos ist es eine entscheidende theoretische Schwäche dieser Konzeption, daß sie das Leistungsvermögen deskriptiver empirischer Wissenschaft falsch einschätzt. Nur: eben dies ist der entscheidende Mangel der Wissenschaftsphilosophie der Frankfurter Schule, nicht eine Mangelhaftigkeit der von ihr erbrachten Erklärungen.

12 Fricke, 1984.

13 Z.B. in Groeben, 1982: 46 f. Groebens Argument, der sog. non-statement-view (Sneed, Stegmüller u.a.) habe gezeigt, daß eine „Unvergleichbarkeitsthese in bezug auf den Erkenntnisfortschritt von zwei aufeinanderfolgenden Paradigmen nicht notwendig und sinnvoll ist“ (op. cit. 46) geht mehrfach an der Sachlage vorbei. Die Kuhnsche Inkommensurabilitätsthese – die aus anderen, hier nicht interessierenden Gründen problematisch ist – ist von Kuhn selbst ausdrücklich und mehrfach so charakterisiert worden, daß sie mit einer Unvergleichbarkeitsthese nicht verwechselt werden darf und soll; sie besagt etwas vollständig anderes. Und sie ist mitnichten durch die Sneed-Konzeption entwertet worden. Zwei beliebige Paradigmata sind eben nicht unbedingt „aufeinanderfolgende Paradigmen“, und selbst wenn sie dies sind, besagt dies noch überhaupt nichts darüber, ob sie wesentliche inhaltliche Gemeinsamkeiten haben oder nicht. Dies ist freilich möglich; und nur für die verschiedenen hier möglichen Relationstypen gibt die Sneed-Konzeption Erklärungen, die es ermöglichen, in ihrer Abfolge einen Erkenntnisfortschritt zu sehen. Doch an keiner Stelle wird die Möglichkeit ausgeschlossen, daß ein neues Paradigma mit den alten radikaler bricht, als das üblicherweise notwendig sein mag. Hauptmeier, 1981 macht den Punkt so klar, daß nichts hinzugefügt werden müßte.

14 Kertesz, 1984: 10.

15 ebenda.

16 Seine vorsichtig formulierte Einschätzung, „daß ein solches Verfahren praktisch doch nicht ganz unmöglich ist“, spiegelt die verständliche und berechtigte Skepsis des empirischen Linguisten, der weitaus mehr Vorgaben zu beachten und bewährte Problemstellungen und sogar Lösungsansätze zu respektieren hat, als der in dieser Hinsicht erheblich freiere Literaturwissenschaftler. Die sehr

subtile und kenntnisreiche Argumentation des Autors, die die Problematik mit einer spezifischen Adaptierung der Thomschen Katastrophentheorie verknüpft (der ich mich nicht anzuschließen vermag, weil sie zwischen Hintikkas und meinem Ansatz einerseits und dem von Thom andererseits einen Gegensatz konstruiert, der m.E. nicht besteht), ist einer der luzidesten Beiträge zur Wissenschaftstheorie der Linguistik, die ich kenne. Seiner Vermutung, daß es wissenschaftstheoretische Modelle geben könne, die ermöglichten, „daß aus einem Explikationsversuch auf der Metastufe auf eine Explikationsmöglichkeit auf der Objektstufe mit Hilfe eines Analogieschlusses gefolgert werden" kann (loc. cit. 25), ist uneingeschränkt zuzustimmen. Im Sinne des KF muß gelten: let's try and see.

17 In Bezug auf diesen sicherlich interessanten Ansatz scheinen mir freilich auch mehrere Fragezeichen angebracht. So ist kaum verständlich, daß eine Kulturtheorie eine „Universal-, Global- oder Totalitätstheorie" (Drechsel, 1984: 50) sein müsse, unter die praktisch alles fällt; hier ließen sich mit Gräsern oder Grasmücken (Sylvia spec.) – und in eingeschränkter Weise auch noch mit ihren Lebensräumen – leicht Gegenbeispiele finden. Auch ist die wissenschaftstheoretische Charakterisierung einer solchen Theorie als einer Metatheorie sicher unhaltbar; Drechsels Definition, eine Metatheorie sei eine Theorie, die andere Theorien „umfasse", ist zu vage; jede allgemeinere Theorie umfaßt speziellere, ohne dadurch zur Metatheorie zu werden. Dagegen scheint mir der Versuch Drechsels, die vom KF gesetzten Rahmenbedingungen in eine Perspektive historischer Genese zu stellen, neben einigen Fragen auch interessante und wichtige neue Aspekte zu beinhalten, deren entscheidender in der spezifischen Adaptierung dessen liegen dürfte, was ich im gegenwärtigen Beitrag „A-Matrix" nenne. In gewisser Weise versucht Drechsel – wiewohl ihm einige Fehleinschätzungen unterlaufen – eine interessante und möglicherweise neue kreative Potentiale erschließende Verallgemeinerung und Dynamisierung einiger Konzepte des KF, die eine Brauchbarkeit der Konzeption auch für andere Sozialwissenschaften neben Linguistik und Literaturwissenschaft erhöhen dürfte.

18 Ausführlich geschieht dies in Finke, 1982; eine Kurzdarstellung der technisch-logischen Aspekte der Theorie enthält Finke, 1981.

19 In diesem Zusammenhang sei auf ein Forschungsprojekt an der Universität Bielefeld verwiesen; cf. Paragraph 6 dieses Beitrags. – Siehe auch Anm. 32.

20 Gemeint sind die sog. T-Matrix und ihre Submatrizen, die S- und die F-Matrix (Finke, 1982: 102 ff.). Ein Nachteil dieser Darstellung hängt mit der Tatsache zusammen, daß der Theoriebegriff in zwei verschiedenen Kontexten, dem Theorie-Praxis-Kontext und dem Theorie-Empirie-Kontext, auftaucht. Ich vermute, daß dies sogar gelegentlich das Miverständnis genährt hat, empirische Forschung sei bereits eo ipso praktisch (wovon natürlich keine Rede sein kann). Die im vorliegenden Beitrag dargestellte revidierte Matrixstruktur soll inbesondere solche Mißverständnisse ausschließen. – Aus Gründen der Vereinfachung und des gegenwärtigen thematischen Zusammenhangs verzichte ich im folgenden auf die Darstellung der Submatrizen der T-Matrix. Die früher als P-Matrix bezeichnete und als solche etwa auch von Drechsel 1984 zitierte und benützte Matrix bezeichne ich hier als A-Matrix; dies ist lediglich eine terminologische Änderung, die aus der Vereinfachung des gesamten Argumentationsganges heraus nahelag.

21 Die Charakterisierung dieser Matrizen als „elementar" bedeutet nicht, daß sie überhaupt keine Teilmatrizen enthalten; solche Teilmatrizen interessieren aber im gegenwärtigen Kontext nicht.

22 In der Einschätzung des hiermit für konstruktive Wissenschaft ausgeschlossenen Induktivismus unterscheide ich mich von der in Rickheit und Strohner, 1984, skizzierten Position diametral, die gleichwohl einige Ergebnisse konstruktiver ökologischer Linguistik, wie sie in Finke, 1983 dargestellt worden sind, übernimmt.

23 Nierlich, 1984 entwickelt eine ähnliche, aber in entscheidenden Punkten andere Konzeption (die einer „praxisentfaltenden empirischen Literaturwissenschaft"); er nimmt dabei seinen Ausgang von Holzkamps Theorien über Praxisrelevanz (cf. z.B. Holzkamp, 1972). Einer der entscheidenden Unterschiede zum KF-Ansatz, von dem er leider nur die Komponenten streift, welche die theoretische Vernunft der Empirischen Literaturwissenschaft betreffen, liegt in der unterschiedlichen Einschätzung der Rolle kritischer Analysen und Bewertungen: während Nierlich sie zwar für notwendig hält, aber aus dem Handlungsbereich empirischer Wissenschaft ausgrenzt (was auch zur Konsequenz haben müßte, daß er die Notwendigkeit wissenschaftstheoretischer Leistungen bestritte, die mit denen meiner A-Matrix äquivalent wären), integriert der KF die Entwicklung von Anwendungsstrategien ausdrücklich und bewußt in ein Konzept kritischer empirischer Wissenschaft. In Nierlichs Darstellung wird nicht klar, wie sich die Praxis empirischer Forschung soll entfalten können, wenn die Dimension verändernden Handelns nur als erhoffte Außenwirkung von Wissenschaft, nicht aber als durch eine detaillierte Reflexion der sie ermöglichenden wissenschaftlichen Strategien begründete Komponente des Wissenschaftshandelns selbst dargestellt wird. – Nierlichs Hinweis (S. 227), daß ich eine Finalisierung „von Wissenschaft" forderte, möchte ich gern um die Bemerkung ergänzen, daß ich im gleichen von ihm zitierten Zusammenhang (Finke, 1982: 101), in dem ich in der Tat die grundsätzliche Finalisierbarkeit (!) auch literaturwissenschaftlicher Forschung positiv bewerte und hierin eine Möglichkeit sehe, den zu kleinen Anwendungsraum der Disziplin zu vergrößern, vor den Gefahren einer vollständigen Finalisierung warne. Ich bin heute geneigt, diese Gefahren eher noch größer einzuschätzen.

24 Cf. den Schluß der vorhergehenden Anmerkung. Eine vollständige Finalisierung der Literaturwissenschaft würde sie zweifellos jenen parasitären Interessen ausliefern und Nutzen in Ausnutzung umschlagen lassen. Auch eine partielle Finalisierung ist in dieser Hinsicht nicht ohne Gefahren; allerdings spricht nichts dafür, daß man ihnen zwangsläufig erliegen müßte.

25 Die folgende linguistische Argumentation ist ausführlich in Finke, 1983, entwickelt. Sakaguchi, 1984, übernimmt daraus die Forderung der Entwicklung und Stärkung einer Ebene praktischer Vernunft (also kritisch – verändernder Linguistik) und exemplifiziert dies durch die Interlinguistik. Sie übt in diesem Zusammenhang an meiner Kritik sog. Plansprachen (op. cit.: 67 f.) ihrerseits Kritik, mißversteht aber meine Kritik als eine Grundsatzkritik der Interlinguistik, als die sie nicht gemeint war. Die Kontroverse ist eine offene empirische Frage. Es spricht für die Position von Sakaguchi, daß meine Befürchtung, Plansprachen könnten die Vielfalt natürlicher Sprachen bedrängen, bisher wenig mehr ist als eine Hypothese, ich möchte aber auch darauf hinweisen, daß ich sie als nichts anderes geäußert habe. Angesichts des Eurozentrismus der „Welt"-sprache Esperanto beispielsweise, ganz zu schweigen von einigen anderen Vorurteilen in der Weltsicht ihres Begründers, die sie nun weitertransportiert, wird man auch nicht sagen können, daß mit der Entwicklung und dem Gebrauch solcher Sprachen Risiken überhaupt nicht verbunden wären. Wahrscheinlich läßt sich unsere Kontroverse auf die Alternative reduzieren: Sakaguchi glaubt,

daß die Risiken kleiner sind als die Chancen (deren Bestehen ich auch nicht geleugnet habe); ich glaube, daß es umgekehrt ist. Eines immerhin ist mir hier wichtig: selbst wenn ich recht haben sollte, würde dies die Bedeutung der Interlinguistik nicht mindern, im Gegenteil: sie würde sie umso notwendiger machen.

26 Der hier kurz thematisierte Zusammenhang ist Gegenstand von Finke (in Vorb.).

27 Aus der reichhaltigen analytischen Literatur zur Thematik nenne ich stellvertretend Bell, 1975; Gershunny, 1978; Hirsch, 1977; Offe et al., (Hrsg.), 1982.

28 Cf. Tessaring, 1981; Haefner, 1983; Gaier, 1980.

29 Cf. Gaier, 1980, und viele ähnliche Untersuchungen.

30 Cf. etwa die Empfehlungen der Studienreformkommission Sprach- und Literaturwissenschaften Nordrhein-Westfalen, 1981.

31 So z.B. das Minderheitenvotum von Huber et al. in op. cit.

32 Mitarbeiter des Projektes, das von J. Wirrer und dem Autor geleitet wird, sind C. Diemann, V. Montessantou, H. Carstensen, M. Wischkowski, K. Nowak, K. Weyer und andere. Der volle Projekttitel lautet: „Erforschung bestehender und möglicher Berufsfelder für Literaturwissenschaftler, insbesondere außerhalb von Schule und Hochschule" Das Projekt wird aus Haushaltsmitteln der Universität Bielefeld gefördert und im Jahre 1986 abgeschlossen. Eine Publikation der Ergebnisse ist nicht vor 1987 zu erwarten.

33 Cf. Projektzwischenbericht, 1984.

34 Für einige sehr wertvolle Hinweise und Informationen im Zusammenhang dieses letzten Paragraphen danke ich M. Wischkowski.

Literaturverzeichnis

Beetz, M. und G. Antos (1984): Die nachgespielte Partie. Vorschläge zu einer Theorie der literarischen Produktion. In: Finke, P. und S.J. Schmidt (Hrsg.) (1984): 90–141.

Bell, D. (1975): Die nachindustrielle Gesellschaft. Frankfurt.

Drechsel, P. (1984): Vorschläge zur Konstruktion einer „Kulturtheorie", und was man unter einer „Kulturinterpretation" verstehen könnte. In: Müller, E.W. et al. (Hrsg.): Ethnologie als Sozialwissenschaft. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie; Sonderheft 26 (1984): 44–84.

Feyerabend, P K. (1980): Wider den Methodenzwang. Frankfurt.

Finke, P. (1981): A sketch of constructive functionalism. In: Poetics 10 (1981): 337–355.

Finke, P. (1982): Konstruktiver Funktionalismus. Die wissenschaftstheoretische Basis einer empirischen Theorie der Literatur. Braunschweig/Wiesbaden.

Finke, P. (1983): Politizität. Zum Verhältnis von theoretischer Härte und praktischer Relevanz in der Sprachwissenschaft. In: Finke, P. (Hrsg.) (1983): 15–75.

Finke, P. (Hrsg.) (1983): Sprache im politischen Kontext. Ergebnisse aus Bielefelder Forschungsprojekten zur Anwendung linguistischer Theorien. Tübingen.

Finke, P. (1985): Empirizität allein genügt nicht. Kritische Überlegungen zu Konzeptionen empirischer Wissenschaft. In: Spiel 4 (1985): 71–98.

Finke, P. (in Vorb.): Konstruktive Linguistik und Konstruktive Literaturwissenschaft. Ms. Bielefeld.

Finke, P. und S.J. Schmidt (Hrsg.) (1984): Analytische Literaturwissenschaft. Braunschweig/Wiesbaden.

Fricke, H. (1984): Analytische Literaturwissenschaft und traditionelle Literaturgeschichte. In: Finke, P. und S.J. Schmidt (Hrsg.) (1984): 41–55.

Gaier, U. (1978): Germanisten ohne Zukunft? Kronberg.

Gershunny, J. (1987): After industrial society. London.

Hoefner, K. (1983): Die neue Bildungskrise. Basel/Boston.

Groeben, N. (1982): Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft. Paradigma – durch Methodendiskussion. Tübingen.

Hauptmeier, H. (1981): Paradigm lost – paradigm regained: the sistence of hermeneutical conceptions in the empiricized study of literature. In: Poetics 10 (1981): 561–582.

Hintikka, J. (1980): On the logic of an interrogative model of scientific enquiry. In: Synthese 47 (1980): 69–83.

Hirsch, F. (1977): Social limits to growth. London.

Holzkamp, K. (1973): Sinnliche Erkenntnis. Frankfurt.

Kertesz, A. (1984): Wissenschaftstheorie, linguistische Erklärungen und das sprachliche Zeichen. Ms. Debrecen.

Kind, W. und S.J. Schmidt (Hrsg.) (1976): Interpretationsanalysen. München.

Kuhn, Th. S. (1980): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt.

Mecklenburg, N. und H. Müller (1974): Erkenntnisinteresse und Literaturwissenschaft. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz.

Nierlich, E. (1984): Wissenschaftstheoretische Überlegungen zu einer praxisentfaltenden empirischen Literaturwissenschaft. In: Finke, P. und S.J. Schmidt (Hrsg.) (1984): 203–239.

Offe, C. et al. (Hrsg.) (1982): Arbeitszeitpolitik. Formen und Folgen einer Neuverteilung der Arbeitszeit. Frankfurt.

Projektgruppe Berufsfelder Literaturwissenschaft (1984): Zwischenbericht 1984. Ms. Bielefeld.

Sakaguchi, A. (1984): Interlinguistik – ein Stiefkind der Sprachwissenschaft? Entwicklung, Objekte, Ziele, Methoden – eine Übersicht. In: Kürschner und R. Vogt (Hrsg.): Akten des 19. Linguistischen Kolloquiums, Bd. 2: 47–56.

Schmidt, S.J. (1982): Grundriß der empirischen Literaturwissenschaft, Bd. 2: Zur Rekonstruktion literaturwissenschaftlicher Fragestellungen in einer empirischen Theorie der Literatur. Braunschweig/Wiesbaden.

Sekretariat der Kultusministerkonferenz (1982): Empfehlungen der Studienreformkommission Sprach- und Literaturwissenschaft. Bonn.

Tessaring, M. (1981): Beschäftigung und Arbeitsmarkt für Hochschulabsolventen in den Ländern der Europäischen Gemeinschaft. In: Beiträge der Bundesanstalt für Arbeit 46 (1981). Nürnberg.

Anwendungsorientierte Literaturwissenschaft

Perspektiven und Probleme eines Innovationsversuchs

Gebhard Rusch

0 Einleitung

Auf den ersten Blick könnte es naiv oder gar abwegig erscheinen, daß sich gerade heute und ausgerechnet Literaturwissenschaftler über so etwas wie Anwendungsorientiertheit ihrer Disziplin Gedanken machen.

In einer Zeit, in der mühsam versucht wird, umweltbewußte und humane Lösungen für die Probleme zu finden, die uns zum Beispiel Technologisierung, Industrialisierung und Hochrüstung beschert haben, angesichts von Entwicklungen also, die mehr oder weniger ausschließlich auf Anwendungen wissenschaftlicher Erkenntnisse beruhen, wird sicher mehr als nur skeptische Zurückhaltung in Sachen Anwendungsforschung und Anwendungsorientierung erwartet, insbesondere von Geistes- und Sozialwissenschaftlern.

Wird nun dennoch und gerade in ‚geisteswissenschaften' Reihen eine Konzeption entwickelt, die sich sozialwissenschaftlich ausgerichtet durch theoretische, empirische und anwendungsorientierte Arbeiten im Bereich der Literatur auszuzeichnen sucht, so stellen sich fast zwangsläufig all jene Vorbehalte ein, die mit Schlagworten wie ‚Sozialtechnologie', ‚Technokratie', ‚Fremdbestimmung', ‚Dirigismus' usw. etikettiert sind. Daß damit auch ernstzunehmende Gefahren bezeichnet sind, steht außer Frage. Daß aber aufgrund der Denkbarkeit entsprechender Risiken und vor allem in Anbetracht ihrer Bekanntheit und Bewußtheit auf Anwendungsforschung völlig verzichtet werden sollte, wird sich nur schwer rechtfertigen lassen. Schließlich sollte bei allen Vorbehalten nicht übersehen werden, daß die Anwendungsorientierung vieler Wissenschaften nicht nur die bekannten negativen Folgen gezeitigt, sondern die Bedingungen des Alltagslebens in vielen Bereichen auch nachhaltig verbessert hat; man denke etwa an die Medizin, an technische Gerätschaften unterschiedlichster Art, an die Entwicklung der Nachrichtentechnik usw.

Im folgenden sollen nun einige Argumente dafür vorgebracht werden, daß es nicht nur in dem eben genannten allgemeinen Sinne, sondern auch im speziellen Fall der Literaturwissenschaft weder abwegig, noch naiv ist, sich intensiv mit den Möglichkeiten, Chancen, Risiken und Problemen anwendungsorientierter Forschung zu befassen. Zu diesem Zweck sollen zunächst ein paar Erläuterungen zum Konzept einer anwendungsorientierten Literaturwissenschaft gegeben und einige Erwartungen, Ziele und Chancen anwendungsorientierter Literaturwissenschaft vorgestellt werden, um im Anschluß daran auf einige konkrete anwendungsbezogene, theoretische und methodologische Probleme eingehen zu können.

1 Prospekt anwendungsorientierter Literaturwissenschaft

Im folgenden soll das Konzept anwendungsorientierter Literaturwissenschaft in kurzer Form erläutert und in den wesentlichen Teilen seiner Anlage dargestellt werden. Nach einer kurzen Einführung in die Voraussetzungen anwendungsorientierter Literaturwissenschaft soll geklärt werden, was anwendungsorientierte Literaturwissenschaft sein, wie sie vorgehen, in wessen Dienst sie sich stellen und zu welchem Ende sie betrieben werden könnte.

1.1 Was heißt Anwendungsorientiertheit?

Der Einsatz des in Grundlagenforschungen gewonnenen Wissens im Zusammenhang der Verfolgung bestimmter, nicht in erster Linie auf den Erwerb weiteren Grundlagenwissens, sondern auf die Lösung praktischer, lebensweltlicher, individueller oder gesellschaftlicher Probleme oder Aufgaben bezogener Ziele wird im allgemeinen dem Bereich angewandter Wissenschaft bzw. der Anwendungsforschung zugerechnet. Während es in der Grundlagenforschung in erster Linie um die Entwicklung, Prüfung und Optimierung neuer theoretischer Ansätze und Modelle geht, sucht die Anwendungsforschung nach Problemfällen und Aufgabenstellungen, für deren Lösung bestimmte Elemente des Grundlagenwissens einer jeweiligen Disziplin als einschlägig und fruchtbar gelten können, um sodann – und zwar unter Einsatz des disziplinenspezifischen Grundlagenwissens – Lösungsvorschläge für die betreffenden Probleme oder Aufgaben zu entwickeln und sie experimentell oder in Projektstudien zu prüfen und zu optimieren. Im Ergebnis soll die Anwendungsforschung dann effiziente, d.h. problemadäquate, individuelle, sozial und ökologisch verträgliche und vertretbare Problemlösungsstrategien zur Verfügung stellen.
In diesem Sinne zielen Anwendungsforschungen auf die direkte Nutzbarmachung der in Grundlagenforschungen gewonnenen Wissensbestände. Anwendungsforschung ist also kein Selbstzweck, sondern eine Dienstleistung, die im weitesten Sinne im Interesse der Verbesserung unserer faktischen Lebensbedingungen unternommen wird. Weil dieser Zusammenhang aber zugleich auch eine besondere Verantwortlichkeit der Anwendungsforschung bedeutet, muß man ihr Zeit und die Gelegenheit zur denkbar besten Prüfung ihrer Vorschläge bieten. Zu oft schon haben eindimensionale ökonomische oder in Legislaturperioden berechnete Interessen an schnellen und vorzeigbaren Ergebnissen die gewissenhafte Untersuchung von Nebeneffekten sowie von mittel- und langfristigen Folgen blockiert, so daß sich die vermeintlichen Verbesserungen im nachhinein oft als Quellen nur noch schwerer wiegender Probleme erweisen konnten. Deshalb sollten die Anwendungsforschung und die in ihrem Zusammenhang unter wissenschaftlicher Kontrolle durchgeführ-

ten Anwendungsversuche ganz deutlich von den konkreten Verwendungen solcher Forschungsergebnisse in individuellen, sozialen usw. Bereichen unterschieden werden; dort nämlich liegt die Verantwortlichkeit für die Entscheidungen über den Einsatz neuer Technologien in erster Linie in Händen von Unternehmern und Politikern.

Nachdem nun einige der wesentlichsten Aspekte im Zusammenhang der Anwendungsforschung angesprochen sind, kann der weiter gefaßte Begriff der Anwendungsorientierung näher bestimmt werden.

Wie P. Finke (1982) gezeigt hat, muß eine wissenschaftliche Disziplin, die für die Gesellschaft, von der sie unterhalten wird, nicht nur von ideelem Nutzen sein soll, konzeptionell in entsprechender Weise angelegt sein. So bedeutet das Streben nach gesellschaftlicher Nützlichkeit wissenschaftlicher Forschung (die Akzeptierung des konzeptionellen Wertes der Politizität), zugleich eine Entscheidung dafür, die Forschungsarbeiten nach Maßgabe der Anwendbarkeit des wissenschaftlich erzeugten Wissens durchzuführen (das ist die Akzeptierung des konzeptionellen Wertes der Applikabilität). Dies aber erfordert eine weitere Entscheidung dafür, die Forschungsarbeiten nun auch nach erfahrungswissenschaftlichen Grundsätzen zu betreiben (das ist die Akzeptierung des konzeptionellen Wertes der Empirizität). Und dies schließlich zieht die Verpflichtung nach sich, bei der Konstruktion von Theorien, bei Beschreibungen und Erklärungen, in methodologischen und methodischen Fragen usw. nach bestimmten wissenschaftlichen Standards zu verfahren (das ist die Akzeptierung der konzeptionellen Werte der Theoretizität, der Funktionalität, der Strukturalität, der Explizitheit, der Intersubjektivierbarkeit, der Lehr- und Lernbarkeit usw.). Macht man sich diese Zusammenhänge einmal klar, so wird deutlich erkennbar, daß und in welchem Maße die primäre Entscheidung für den gesellschaftlichen Nutzen wissenschaftlicher Arbeit die Beschaffenheit einer wissenschaftlichen Disziplin noch über den Bereich der Grundlagenforschung hinaus bis hin zu Darstellungs- und Vermittlungsfragen bestimmt. Genau in diesem Sinne kann nun von der *Anwendungsorientiertheit* einer solchermaßen angelegten wissenschaftlichen Disziplin gesprochen werden.

1.2 Anwendungsorientiertheit in der Literaturwissenschaft: Die empirische Literaturwissenschaft der NIKOL-Konzeption

Die von S. J. Schmidt (1980, 1982) gemeinsam mit der Arbeitsgruppe NIKOL in ihren Grundlagen entwickelte NIKOL-Konzeption empirischer Literaturwissenschaft folgt ihrer Anlage und Ausrichtung nach der von P. Finke (1982) entwickelten Wissenschaftstheorie des konstruktiven Funktionalismus, d. h. sie ist anwendungsorientiert im oben angeführten Sinne und verfolgt die Realisierung der metatheoretischen, konzeptionellen Grundwerte der Applikabilität, Empirizität und Theoretizität.

Wie der gegenwärtige Ausarbeitungsstand der NIKOL-Konzeption erkennen läßt, liegen die Schwerpunkte der bisherigen Forschungsarbeiten ganz eindeutig in den Bereichen der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie[1] sowie der Grundlagenforschung (Entwicklung einer empirischen Theorie der Literatur, Durchführung von Untersuchungen zur empirischen Interpretation von theoretischen Konzepten und einzelnen Theorieelementen[2]. Diese Schwerpunktsetzung war notwendig, um eine wissenschafts- und erkenntnistheoretische Basis einerseits und eine objekttheoretische Basis andererseits verfügbar zu machen, die jeweils differenziert und leistungsfähig genug sein mußten, um zum Beispiel Kriterien, Begründungen und Fundierungen objekttheoretischer sowie anwendungsbezogener Forschungen einerseits und um empirische Grundlagen für die Anwendungsforschung andererseits liefern zu können. Und obwohl diese Arbeiten – insbesondere im objekttheoretischen Bereich – insgesamt noch längst nicht als ausreichend angesehen werden können, sind sie doch in einigen Teilbereichen inzwischen so weit vorangetrieben worden, daß es sinnvoll erscheint, weitere Vertiefungen und Spezialisierungen der Grundlagenforschung durch konkrete Anwendungsperspektiven stimulieren zu lassen und in bezug auf konkrete Anwendungsmöglichkeiten weiterzuentwickeln. Auf diese Weise erhält die Grundlagenforschung der empirischen Literaturwissenschaft über ihre konzeptionell geforderte prinzipielle Ausrichtung auf Anwendbarkeit hinaus noch eine zusätzliche, sozusagen thematische Orientierung auf mögliche konkrete Anwendungsfälle hin. So lassen sich zum Beispiel neben bestimmten objekttheoretischen ‚Lücken', etwa auch unzureichende begriffliche Differenzierungen und dergleichen schneller erkennen. Hinter der Überlegung, der Anwendungsforschung in diesem Sinne eine regulative und korrektive Funktion für die Grundlagenforschung ausdrücklich zuzuweisen, besteht die erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Einsicht, daß es sich bei den Versuchen, die bestimmte konzeptuelle Systeme (z. B. Netzwerke theoretischer Begriffe) im Zusammenhang der Konstruktion von Strategien zur Lösung praktischer, technischer, lebensweltlicher usw. Probleme oder Aufgaben operationalisieren und diese Strategien in anschließenden Tests auf ihre Effizienz hin überprüfen, faktisch um eine Art von Experiment handelt, dessen Verlauf und Resultate unter anderem Auskunft geben über die Brauchbarkeit der betreffenden konzeptuellen Systeme selbst[3]. So ist die Anwendungsforschung schließlich selbst ein eminent wichtiges, wenn nicht überhaupt das wichtigste Instrument zur Prüfung und Validierung der objekttheoretischen Grundlagen.

Damit ergibt sich für die empirische Literaturwissenschaft der NIKOL-Konzeption in ihrem gegenwärtigen Ausarbeitungszustand nun aus ganz systematischen Gründen die Aufgabe, den Bereich der Anwendungsforschung zunächst einmal in einem dem Grundlagenbereich entsprechenden Maße zu entwickeln.

Dabei stellt sich zugleich die Frage, ob es nun auch tatsächlich geeignete Anwendungsperspektiven für die empirische Literaturwissenschaft gibt. Ein paar Beispiele sollen Möglichkeiten, an die hier zu denken wäre, andeuten:

Im Bereich literatischer Produktion (d. h. in erster Linie bezogen auf die Theorie literarischer Produktionshandlungen) könnte zum Beispiel die Entwicklung von Strategien verfolgt werden, durch deren Einsatz Autoren ihre Publikationschancen verbessern können. Hier wäre etwa an künsterlisch-technische Aspekte der Themenwahl, der Bearbeitung und Manuskriptgestaltung, aber auch an bestimmte kaufmännische Strategien für den Umgang mit Verlagen, an vertragsrechtliche Fragen usw. zu denken.

Im Bereich literarischer Vermittlung (d. h. in erster Linie bezogen auf die Theorie literarischer Vermittlungshandlungen) könnte zum Beispiel nach Strategien geforscht werden, die es den Lektoren der Verlage gestatten, über den jeweils erwartbaren künstlerischen und kommerziellen Erfolg eines Manuskriptes sicherer urteilen zu können. Oder man könnte der Frage nachgehen, wie ein Höchstmaß künsterlischer und ästhetischer Innovativität bei einem Höchstmaß kommerziellen Erfolges gesichert werden kann. Andere Forschungsarbeiten könnten sich aber zum Beispiel auch mit den schulischen und universitären Vermittlungsinstitutionen und mit dem Problem befassen, wie zum Beispiel der Literaturunterricht für Lehrer und Schüler interessanter, anregender und motivierender gestaltet werden kann. Und schließlich könnte auch — und gerade angesichts eines sich enorm erweiternden Medienangebots — nach effizienten Strategien literarischer Sozialisation gesucht werden, deren Erfolg sich zum Beispiel an gezieltem und bewußtem Umgang mit den vielfältigen Medienangeboten bemessen ließe[4].

Im Bereich literarischer Rezeption (d. h. in erster Linie bezogen auf die Theorie literarischer Rezeptionshandlungen) könnte zum Beispiel die Entwicklung von Systemen betrieben werden, die es den Mediennutzern, z. B. Buchhandelskunden, besser als bisher gestatten, diejenigen Angebote ausfindig zu machen, die ihren Lektürebedürfnissen bzw. —wünschen am besten entsprechen. Sowohl für die primären als auch für die sekundären Bildungs- und Weiterbildungseinrichtungen könnten Programme zur Ausbildung kreativ und subjektiv befriedigender Mediennutzungsstrategien entwickelt werden.

Betrachtet man schließlich den Gesamtbereich literarischer Handlungen oder, mit anderen Worten, das gesellschaftliche System Literatur, so ergeben sich Aufgabenfelder literaturwissenschaftlicher Anwendungsforschung zum Beispiel dort, wo Konfliktfelder aus der Interaktion verschiedener gesellschaftlicher Subsysteme entstehen. Ein prominentes Beispiel dafür sind die Interaktionen zwischen Literatursystem und Rechtssystem etwa in den Fällen, wo es um die gerichtliche Untersuchung der Literarizität bzw. Ästhetizität bestimmter Werke von Autoren, Künstlern, Filmemachern usw. geht[5]. Ein Aufgabenfeld anderer

Art könnte zum Beispiel auch in der Entwicklung geeigneter Verfahren zur Realisierung literaturbezogener kultur- und bildungspolitischer Programme liegen, wie sie in der Bildungspolitik zum Beispiel auf Landes- und Bundesebene vor dem Hintergrund jeweils spezifischer parteipolitischer Konzepte entwickelt werden[6].

Angesichts dieser Beispielliste kann man sich nun auch die Frage stellen, ob es für die Anwendungsforschung in der empirischen Literaturwissenschaft der NIKOL-Konzeption eine Reihe originärer, gewissermaßen in ihrer literaturwissenschaftlichen Natur liegende Aufgaben gibt, zu deren Erfüllung diese Disziplin aufgrund ihrer Sachkundigkeit legitimiert und sozusagen überparteilich und unabhängig von individuellen Interessen verpflichtet sein könnte. Etwas konkreter stellt sich etwa die Frage, ob die Veränderung des Literatursystems, die „Mitgestaltung von und Einflußnahme auf Literatur"[7], ob „Literaturpflege"[8] zum Beispiel in dem von P. Finke explizierten Sinne als solche originären Aufgaben anwendungsorientierter Literaturwissenschaft angesehen werden könnten. Wenn man hier nach einer Antwort sucht – denn mit einem einfachen „ja" oder „nein" ist es nicht getan – sollte man sich zunächst einmal klarmachen, daß die anwendungsorientierte Literaturwissenschaft der NIKOL-Konzeption – wie oben bereits gesagt – als eine Art wissenschaftliches Dienstleistungsunternehmen, nicht aber als eine kultur- bzw. literaturpolitische Bewegung anzusehen ist. In diesem Verständnis hat sie die Aufgabe, ihre theoretischen und methodischen Instrumente so zu entwickeln, daß sie den Anforderungen, die von seiten der Gesellschaft an sie gestellt werden, entsprechen kann. Dabei hat sie wohlgemerkt keinerlei Votum, diese Gesellschaft zu verändern, wenn nicht (1) bestimmte Veränderungen als gesellschaftspolitische, individuelle oder institutionelle Ziele avisiert sind, (2) nach demokratischen, persönlichen usw. Kritierien über sie entschieden ist und (3) der Sachverstand der betreffenden Fachwissenschaftler nachgefragt wird. In seiner Rolle als Wissenschaftler hat der Fachmann erst dann und erst unter den genannten Voraussetzungen die Möglichkeit und das Recht, mitgestaltenden Einfluß auf Literatur und Kultur zu nehmen. In seiner Rolle als Privatperson und Mitglied einer demokratischen Gesellschaft hat er unabhängig davon – wie jedermann – die Möglichkeit, nach politischem Einfluß zu streben, nach Mehrheiten für seine Ansichten zu suchen, Veränderungen und Umgestaltungen anzuregen oder ins Werk zu setzen. Desweiteren sollte bedacht werden, daß kulturelle und soziale Prozesse unter anderem deshalb so komplizierte Forschungsgegenstände sind, weil Millionen einzelner Menschen mit ihren Persönlichkeitsrechten, mit ihren persönlichen Interessen, Motivationen, Kenntnissen und Lebenszielen diese Prozesse konstituieren. Verfolgt man das eruptive Auftreten kultureller Innovationen in unserer Gesellschaft, die kreative Kraft kultureller, künstlerischer, philosophischer, politischer usw. Auseinandersetzungen, so wird sich wohl kaum in einem absoluten Sinne entscheiden lassen, ob bestimmte Modalitäten dieser Prozesse prinzipiell schäd-

lich oder grundsätzlich förderlich sind, wobei sich sogleich die Frage des Wofür anschließt. Was an diesen Prozessen soll zu ungunsten von was gepflegt werden? Hat nicht zum Beispiel das geschärfte ökologische Bewußtsein uns klargemacht, wie leicht wir schon bei der ‚Pflege' unserer Vorgärten versagen? Und hat nicht diese Einsicht uns gelehrt, auf Unkrautvernichtungsmittel und Astverschnitte möglichst zu verzichten? In mindestens dem Maße, wie die ökologische Diskussion die Sinnlosigkeit etwa des Begriffs ‚Unkraut' erwiesen hat, dürfte eine literatur- und kunstsoziologische Analyse auch die Bedenklichkeit bestimmter Begriffe der Pflegerterminologie, wie z. B. ‚semantische Umweltverschmutzung' oder ‚parasitärer Text' zeigen.

Einige Überlegungen zur Organisation der Anwendungsforschung in der empirischen Literaturwissenschaft der NIKOL-Konzeption sollen diesen Abschnitt beschließen. Mit der Aufnahme von Arbeiten zur Anwendungsforschung tritt ein neuer literaturwissenschaftlicher Tätigkeitsbereich neben die Bereiche der erkenntnistheoretischen, der wissenschaftstheoretischen und der objekttheoretischen Grundlagenforschung. Wie bereits angedeutet, bestehen zwischen diesen Bereichen äußerst enge Beziehungen. So bestimmen erkenntnistheoretische und wissenschaftstheoretische Konzepte sowohl die Ausrichtung und Anlage als auch die Methodologie der objekttheoretischen Forschungen. Entsprechend gilt dies auch für die Anlage und Durchführung der Anwendungsforschung. Sie ist wie die objekttheoretische Forschung eine Teildisziplin der empirischen Literaturwissenschaft der NIKOL-Konzeption und wird demgemäß nach erfahrungswissenschaftlichen Prinzipien betrieben werden. Für konkrete Projekte zur Anwendungsforschung bedeutet dies die explizite Konstruktion konzeptueller Systeme (hier: von Strategiekonzepten) und deren Prüfung im Rahmen von Projektstudien, experimentellen oder Stimulationsverfahren. Dabei wird der Erfolg literaturwissenschaftlicher Anwendungsforschung insbesondere auch von der Entwicklung geeigneter Prüfungstechniken abhängen. Der Forschungsschwerpunkt sollte hier auf leistungsfähige Verbundsysteme aus Projektstudien, experimentellen Verfahren und Simulationstechniken gelegt werden, um die begrenzte Verallgemeinbarkeit und die möglicherweise begrenzte Durchführbarkeit einzelner Verfahren bis zu einem gewissen Grade zu kompensieren. Bei der Konstruktion von Strategiekonzepten wird der ausschließliche Bezug auf literaturwissenschaftliche Theorien jedoch kaum ausreichen, um auch nur annähernde Erfolge zu sichern. Hier werden je nach thematischer Ausrichtung spezielle Erkenntnisse aus der Soziologie und Sozialpsychologie, aus der Politologie, aus der Wirtschafts- und Rechtswissenschaft, aus der Individualpsychologie, der Linguistik usw. heranzuziehen sein, so daß sich die Anwendungsforschung sinnvollerweise von Anfang an als ein interdisziplinäres Forschungsgebiet zu konstituieren hätte[9]. Auf diese Weise würden die erwünschten Wechselwirkungen zwischen Grundlagen- und Anwendungsforschung nicht nur der literaturwissenschaftlichen Grundlagenfor-

schung, sondern in der einen oder anderen Form auch derjenigen der anderen Disziplinen zugute kommen können. Schließlich ist aber auch auf die Rolle der Anwendungsforschung für die Weiterentwicklung der Wissenschaftstheorie der empirischen Literaturwissenschaft der NIKOL-Konzeption hinzuweisen[10]. So bedarf etwa der Begriff der Anwendung ebenso einer genaueren Klärung wie der wissenschaftstheoretische Status jener konzeptuellen Systeme, in denen zunächst hypothetische Strategiekonzepte ausgedrückt sind[11].

2 Erwartungen und Ziele anwendungsorientierter Literaturwissenschaft

Mit dem wie oben vorgestellten Konzept einer anwendungsorientierten Literaturwissenschaft, die mit den Planungen literaturwissenschaftlicher Anwendungsforschung nun auch tatsächlich Ernst macht, verbinden sich – vor allem natürlich auf Seiten der beteiligten Wissenschaftler – ganz konkrete Erwartungen und Ziele. Zum Teil motivierten diese Erwartungen und Ziele die Entwicklung eines neuen literaturwissenschaftlichen Ansatzes von Beginn an, zum Teil stellten sie sich im Verlaufe des genaueren Nachdenkens über die mögliche Anlage und Organisation anwendungsbezogener Forschungen als vielversprechende Möglichkeiten oder reale Chancen dar.

2.1 Relevanz und gesellschaftlicher Nutzen

Eines der wichtigsten Motive für den Aufbau einer anwendungsorientierten Literaturwissenschaft war und ist die schon mehrfach angesprochene Überlegung, die wissenschaftliche Arbeit so zu betreiben, daß sie Möglichkeiten zum Beispiel für ihre eigene volkswirtschaftliche Nützkeit, für die Förderung der kulturellen Weiterentwicklung sowie für den Erwerb und die Vertiefung operationalisierbaren Wissens in ihren jeweiligen Arbeitsgebieten eröffnet. Für diese Orientierung, die P. Finke (1982) wissenschaftstheoretisch ausformuliert hat, gab es zwei wesentliche Beweggründe, deren Aktualität heute eher gestiegen als gesunken ist: (1) die Relevanz- und Funktionsdiskussion in der Germanistik Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre und (2) die zunehmende Differenzierung und Vermehrung des Medienangebots insbesondere in den letzten zwanzig Jahren. Dieser Entwicklung standen und stehen die klassischen Philologien mehr oder weniger hilflos und – wie es gelegentlich scheint – unbeteiligt gegenüber; mit ihrem reichen textbezogenen und textspezifischen Wissen sind sie in die Lage geraten, Fragen beantworten zu können, die immer seltener gestellt und angesichts der sich differenzierenden Mediensysteme auch als immer weniger einschlägig erachtet werden. So hatten u. a. die sich schnell entwickelnden Sozialwissenschaften, ein komplexeres Verständnis kausaler und funktionaler Zusammen-

hänge sowie ein deutlich gestiegenes Interesse an leistungsfähigen sozialwissenschaftlichen Erklärungsmodellen auch in bezug auf die Literatur einen Bedarf für theoretische und praktisch Problemlösungen formiert, der im Rahmen textorientierter philologischer Paradigmen nicht mehr gedeckt werden konnte. Andere Disziplinen wie z. B. die Linguistik, die Soziologie, die Psychologie und die Wirtschaftswissenschaften nahmen sich der neuen Fragestellungen an, die textorientierte Literaturwissenschaft hielt an ihren traditionellen Problembeständen fest, öffnete sich zwar in methodologischer Hinsicht, programmierte dadurch aber jene Krise vor, als deren scheinbare Lösung dann der sogenannte Methodenpluralismus erkannt wurde, faktisch eine Art wissenschaftlicher Bankrotterklärung, mit der die erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundprobleme der Disziplin nur äußerst mangelhaft kaschiert werden konnten.

In dieser Situation muß der Versuch einer neuen Konzeption der Literaturwissenschaft zumindest als einer der Wege zur Lösung der existenziellen Probleme der Disziplin angesehen werden. Der Ansatz der empirischen Literaturwissenschaft der NIKOL-Konzeption, der von argumentierbaren erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundlagen ausgeht, der sich erfahrungswissenschaftlich organisiert, der einen erweiterten Literaturbegriff einführt, der prinzipiell alle auf Literatur bezogenen Phänomene und Prozesse einschließt, und der sich schließlich explizit in den Dienst aller direkten und indirekten Teilnehmer am Literatursystem stellt und in diesem Sinne anwendungsorientiert forscht, ist ein Versuch in dieser Richtung. Er will die Relevanzfrage für die Literaturwissenschaft positiv entscheiden, indem er die der gesellschaftlichen und mediensystemischen Entwicklung entsprechenden wissenschaftlichen Voraussetzungen für die Lösung literaturbezogener theoretischer und praktischer Probleme erarbeitet.

2.2 Neue Qualifikationen

Die prekäre Lage der Literaturwissenschaft hat sich in den letzten Jahren noch zusätzlich dadurch verschärft, daß die Nachfrage für philologische Qualifikationen insbesondere an Schulen, Hochschulen usw. stark zurückgegangen ist. Absolventen der traditionell ausgerichteten Studiengänge haben daher in zunehmendem Maße Schwierigkeiten, eine ihrer Ausbildung entsprechende Beschäftigung außerhalb der öffentlichen Bildungs- und Weiterbildungsinstitutionen zu finden. Die Gründe dafür sind aber sicherlich nicht allein in den knapper bemessenen Haushaltmitteln der öffentlichen Hände zu suchen; vielmehr düfte auch die geringe Attraktivität philologischer Qualifikationen z. B. in medienwirtschaftlichen, mediensoziologischen, medientechnischen, publizistischen und marketingorientierten Fragen mitverantwortlich sein. Schließlich ist nicht zu übersehen, daß zusätzliche, neben dem Stu-

dium erworbene Qualifikationen in den genannten Bereichen die Einstellungschancen deutlich verbessern.

In diesem Sinne verändert nun die empirische Literaturwissenschaft der NIKOL-Konzeption, die sich durchaus auch als eine literaturwissenschaftliche Komponente einer allgemeinen Medienwissenschaft verstehen könnte, das mögliche Profil literaturwissenschaftlicher Qualifikationen nachhaltig. Die Erweiterung ihres Objektbereiches (die Erweiterung des Literaturbegriffs) integriert ökonomische, soziologische, technische usw. Fragen von den Bereichen der Literaturproduktion und der Vermittlung bis hin zur Rezeption; die erfahrungswissenschaftliche Ausrichtung vermittelt Grundlagen und Techniken der empirischen Sozialforschung; die Anwendungsforschung schließlich stellt die denkbar engsten Beziehungen zu den unterschiedlichen Bereichen der Medienpraxis her und erfordert zugleich eine weitere interdisziplinäre Orientierung und Vertiefung. Die Umsetzung solcher literaturwissenschaftlichen Forschungsinhalte in neue, medientheoretisch und medienpraktisch (mit verschiedenen möglichen Spezialisierungen) geprägte Studiengänge könnte einen Typ von Qualifikation hervorbringen, der sowohl für Bildungsinstitutionen (Stichworte: z. B. Medienkunde, Mediendidaktik) als auch für Unternehmen der Medienbranche (Stichworte: z. B. Planung und Entwicklung, Marktstudien) attraktiv wäre.

2.3 Bedarf für anwendbares literatur- und medienwissenschaftliches Wissen

Verschiedene Indizien weisen eindeutig darauf hin bzw. lassen erwarten, daß gegenwärtig und für noch nicht absehbare Zeit faktisch Bedarf für anwendbares literatur- und medienwissenschaftliches Wissen besteht bzw. bestehen wird.

So verweisen zum Beispiel die umfangreichen Begleitforschungen der zur Zeit laufenden Kabelpilotprojekte in der Bundesrepublik nicht nur auf bestehende informationelle Defizite in der politischen Planung, sondern auch auf einen Mangel an strategischen, Handlungsmöglichkeiten und Handlungsalternativen eröffnenden, wissenschaftlich fundierten medienpolitischen Konzepten. Das Bewußtsein von den möglicherweise tiefgreifenden Veränderungen unserer literalen Kultur durch die massenhafte Verbreitung und intensive Nutzung der verschiedensten älteren und neueren Formen von Bildschirmmedien entwickelt sich gerade erst. Die zukünftige Rolle und Relevanz des Buches vor allem im Unterhaltungssektor ist unsicher; in welchem Maße neue Produktionstechniken und Präsentationsformen von Autoren und Verlagen aufgenommen, vor allem aber vom Publikum angenommen werden, ist unbekannt. Die intensivere interdisziplinäre Erforschung der Bildschirmmedien setzt gerade erst ein[12].

Es sind aber nicht nur medien-, kultur- und bildungspolitische Planungsaufgaben, die Bedarf für anwendbares literatur- und medienwissenschaftliches Wissen erzeugen, sondern auch volks- und betriebswirtschaftliche Gründe. Die ‚Medienindustrie', deren Produkte neben technischem Gerät insbesondere konkrete Medienproduktionen (Fernsehsendungen, Filme, Zeitschriften, Bücher usw.) sind, ist zweifellos ein volkswirtschaftlich wichtiger und in Zukunft wohl noch wichtiger werdender Faktor. Gegenwärtig befindet sie sich in einer Phase kontinuierlicher und zunehmender Internationalisierung (z. B. vermittels Satellitenprogrammen, internationalen Programmübernahmen usw.) einerseits und am Beginn eines auch national noch härter werdenden Verdrängungswettbewerbes (private TV-Programmanbieter treten z. B. neben die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten). Wie aus anderen Produktionsbereichen bekannt, wird es dementsprechend auch im Medienbereich immer mehr darauf ankommen, konkurrenzfähige und im internationalen Wettbewerb erfolgreiche Produktionen anbieten zu können. Nach der elektronischen Revolution des letzten Jahrzehnts dürften hier vor allem konzeptionelle Entwicklungen, Ideen und neue Produkttypen (Stichworte: Medienverbundsysteme, neue TV- und Verlagsprogramme, neue Programmelemente, neue Dienstleistungen usw.) gefragt sein. Eine anwendungsorientierte Literatur- und Medienforschung könnte sich hier als ein wirtschaftlich nicht unbedeutender Faktor in der Erhaltung und Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit der im Medienbereich tätigen Unternehmen erweisen.

2.4 Die Konzeptionalität der empirischen Literaturwissenschaft der NIKOL-Konzeption

Eines der wichtigsten und originären Motive für die Entwicklung der hier skizzierten literaturwissenschaftlichen Anwendungsforschung ist das Ziel, die NIKOL-Konzeption der empirischen Literaturwissenschaft vollständig zu etablieren. So wurden in den letzten Jahren neben der zentralen objekttheoretischen Forschung in erster Linie die wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Arbeiten vorangetrieben, um den Aufbau der Disziplin konzeptionell zu steuern und um die konzeptionellen Vorgaben argumentierbar zu fundieren und abzusichern. Die dadurch, das heißt aus systematischen Gründen und wohlkalkuliert entstandene ‚Kopflastigkeit' des NIKOL-Ansatzes wird gegenwärtig durch die Aufnahme gezielter objekttheoretisch ausgerichteter Projekte[13] und soll zukünftig auch durch Projekte zur Anwendungsforschung schrittweise kompensiert werden. Dabei stellt die Aufnahme der Anwendungsforschung sozusagen den vorerst letzten systematischen Schritt in der Realisierung der durch die Wissenschaftstheorie der empirischen Literaturwissenschaft der NIKOL-Konzeption entwickelten Vorgaben dar. In diesem Sinne kann die NIKOL-Konzeption erst dann als im Ansatz

vollständig entwickelt angesehen werden, wenn auch im Bereich der Anwendungsforschung konkrete Resultate theoretischer und praktischer Arbeiten vorliegen.

So verbindet sich mit der Aufnahme der NIKOL-konzeptionellen Anwendungsforschung, die zugleich ein völlig neues wissenschaftliches Handlungsfeld für die Literaturwissenschaft erschließt und präformiert, die Erwartung, daß es gelingen wird, die NIKOL-Konzeption vollständig darzustellen, um auf diese Weise die Produktivität dieses Ansatzes unter Beweis stellen zu können, und zwar sowohl für die Literaturwissenschaft als auch für die potentiell an anwendbarem Wissen über Literatur Interessierten.

3 Probleme anwendungsorientierter Literaturwissenschaft

Bei allem Optimismus in bezug auf die Möglichkeiten und Chancen literaturwissenschaftlicher Anwendungsforschung sollten aber auch die Schwierigkeiten ihres Aufbaus und ihrer Durchführung nicht unterschätzt werden. Bei genauerer Betrachtung haben wir es nämlich mit einem Bündel von Problemen recht unterschiedlicher Art zu tun: Neben institutionellen, organisatorischen, finanziellen und personellen Problemen spielt z. B. auch der zur Zeit noch beschränkte Umfang literaturspezifischen Wissens und der Mangel an Erfahrung im Bereich der Anwendungs- und Auftragsforschung eine Rolle. Im folgenden sollen jedoch einige Probleme angedeutet werden, deren Lösung verhältnismäßig schwieriger sein dürfte. Neben ethischen, sozialen und politischen Problemen anwendungsbezogener Forschung gilt dies auch für einige im engeren Sinne wissenschaftstheoretische Fragen zum Beispiel im Zusammenhang der Konstruktion und Realisierung von Problemlösungsstrategien.

3.1 Gesetzesannahmen

Die wichtigsten Bausteine in der Konstruktion von Problemlösungsstrategien sind zweifellos solche Konzeptualisierungen, die konditionelle, funktionale usw. Zusammenhänge zwischen Zuständen, Ereignissen, Sachverhalten usw. ausdrücken. In ihrer allgemeingültigen Form werden sie als Naturgesetze, bei eingeschränkter räumlicher und zeitlicher Gültigkeit als gesetzesartige Hypothesen, als Regelmäßigkeitsannahmen (hinter denen z. B. bestimmte Konventionen stehen können) und dergleichen bezeichnet.

Die Regelmäßigkeitsannahmen, mit denen die literaturwissenschaftliche Anwendungsforschung arbeiten und von denen die Konstruktion von Strategien ausgehen könnte, könnten zum Beispiel Zusammenhänge zwischen bestimmten sozialen, psychologischen usw. Persönlichkeits-

merkmalen und einer Disposition zu einer spezifischen Art der Literaturproduktion betreffen, oder Zusammenhänge zwischen sozialem Status und Lesepräferenzen und dergleichen.

Problematisch wird die Anwendung solcher Regelmäßigkeitsannahmen, wenn man sich klarmacht, daß sie (1) im Rahmen spezieller empirischer Untersuchungen gewonnen und daher an spezifische (in der jeweiligen Untersuchung kontrollierbare) Ausgangs- und Randbedingungen gebunden sind, (2) in ihrer Gültigkeit höchstwahrscheinlich kulturell, regional, sozial und temporal beschränkt sind und (3) Ausnahmen zulassen.

Während sich die kulturellen, regionalen und sozialen Beschränkungen systematisch berücksichtigen lassen, ist dies im Falle der Ausgangs- und Randbedingungen schon sehr viel schwieriger und hinsichtlich der zeitlichen Beschränkungen strenggenommen gar nicht mehr möglich, von den Ausnahmen, mit denen man im Falle eines konkreten Anwendungsprojektes zu tun haben könnte, einmal ganz abgesehen. Eine weitere Komplikation ergibt sich mit dem Einsatz von Regelmäßigkeitsannahmen unterschiedlicher theoretischer Provenienz zum Beispiel bei der Berücksichtigung soziologischer, psychologischer, ökonomischer und literatuwissenschaftlicher Faktoren. Hier stellt sich die Frage, wie das Verhältnis solcher ‚Gesetze' zueinander bestimmt werden kann, ob es Dominanzregeln, Integrationsregeln oder ähnliches gibt, wie Cross-Effekte berücksichtigt, multikausale Beziehungen integriert werden können.

3.2 Handlungsstrategien

Für die Konstruktion ebenso wie für die explorative Anwendung von Strategien und schließlich für deren praktische Verwendung spielt die Konstanz der Ausgangs- und Randbedingungen ihrer Realisierungen eine entscheidende Rolle. Tatsächlich wird man aber davon ausgehen müssen, daß die Ausgangs- und Randbedingungen in konkreten Anwendungsprojekten faktisch nicht nur nicht konstant, sondern auch – was vor allem die Anwendung der schon genannten Regelmäßigkeitsannahmen betrifft – diffus sind. Mit der Veränderlichkeit und Diffusität der Ausgangsbedingungen wird aber auch eine beständige Anpassung (Veränderung) der Definition der Problemlage und abhängig davon die Veränderung der zu wählenden Strategie erforderlich.

Vor diesem Hintergrund erschwert sich zugleich die Erfüllung der elementaren Forderung, die Sozialverträglichkeit und die Akzeptanz der Strategien zu sichern. Dieses Problem besteht vor allem auch deshalb, weil – wie zu erwarten ist – auch die Kontextbedingungen der Realisierungen einer Strategie ihrerseits veränderlich und wiederum diffus sind, so daß sich insgesamt – und in gesteigertem Maße – eine zeitliche Beschränkung auch für die Brauchbarkeit der konstruierten Strategien ergibt.

3.3 Grenzen der Wirkungsanalyse

Der vollständigen Erforschung der Nebeneffekte sowie der mittel- und längerfristigen Folgen der Verwendung von Problemlösungsstrategien steht neben den bereits genannten Schwierigkeiten die Tatsache entgegen, daß die in der Wirkungsanalyse eingesetzten Suchstrategien relativ sind auf den Stand der jeweiligen theoretischen und methodischen Entwicklungen.

Daneben spielen rein quantitative und in der Komplexität der möglichen Wirkungen begründete Einschränkungen eine Rolle. So wird es innerhalb vertretbarer zeitlicher und räumlicher Grenzen wohl möglich sein, neben den direkten Auswirkungen auch noch indirekte Folgen zu analysieren; mittel- und längerfristig gesehen schränken aber schon die möglichen finanziellen und personellen Kapazitäten die Wirkungsanalyse nachhaltig ein.

Anmerkungen

1 hier wären vor allem zu nennen: Finke 1982; Hauptmeier, Rusch 1984; Rusch (in Vorb.)

2 dazu gehören neben Schmidt 1980, 1982 vor allem Hintzenber, Schmidt, Zobel 1980; Schmidt, Zobel 1983; Rusch, Schmidt 1983; Meutsch (in Vorb.)

3 cf. dazu Rusch (in Vorb.), Kap. III

4 cf. dazu den Beitrag von R. Viehoff in diesem Band

5 cf. dazu den Beitrag von A. Barsch in diesem Band

6 zu den u.a. hier sich andeutenden Werteproblemen cf. den Beitrag von S. J. Schmidt in diesem Band

7 cf. Finke, in diesem Band

8 ebd.

9 Das 1984 gegründete Literatur- und Medienwissenschaftliche Institut Siegen (LUMIS) ist ein vielversprechender Ansatz in dieser Richtung.

10 cf. dazu auch den Beitrag von H. Hauptmeier in diesem Band

11 Ansätze und Anregungen dazu finden sich in Rusch (in Vorb.)

12 Beispiele dafür sind etwa der mit Beginn des Jahres 1986 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingerichtete Sonderforschungsbereich „Ästhetik, Pragmatik und Geschichte der Bildschirmmedien. Schwerpunkt: Fernsehen in der Bundesrepublik Deutschland' und das von LUMIS begonnene Projekt über ‚Computer-Kids'

13 hier wären z. B. Projekte zum Literarischen Verstehen, zur Literarischen Sozialisation, zum Literatursystem der Bundesrepublik Deutschland anzuführen

Literaturverzeichnis

Finke, P. 1982. Konstruktiver Funktionalismus. Die wissenschaftstheoretische Basis einer empirischen Theorie der Literatur. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg

Hauptmeier, H. & G. Rusch 1984. Erfahrung und Wissenschaft. Überlegungen zu einer konstruktivistischen Theorie der Erfahrung. LUMIS-Schriften 4. Siegen: LUMIS

Hintzenberg, D.; Schmidt, S.J. & R. Zobel 1980. Zum Literaturbegriff in der Bundesrepublik Deutschland. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg

Meutsch, D. (in Vorb.). Literarische und Nicht-Literarische Verstehendsprozesse: Ihre Unterscheidbarkeit in kognitiver Sicht. Siegen: Phil. Diss.

Rusch, G. & S.J. Schmidt 1983. Das Voraussetzungssystem Georg Trakls. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg

Rusch, G. (in Vorb.). Von einem konstruktivistischen Standpunkt. Erkenntnistheorie, Geschichte und Diachronie in der empirischen Literaturwissenschaft. Siegen: Phil. Diss.

Schmidt, S.J. 1980. Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft. Bd. 1. Der gesellschaftliche Handlungsbereich Literatur. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg

Schmidt, S.J. 1982. Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft. Bd. 2. Zur Rekonstruktion literaturwissenschaftlicher Fragestellungen in einer empirischen Theorie der Literatur. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg

Schmidt, S.J. & R. Zobel 1983. Empirische Untersuchungen zu Persönlichkeitsvariablen von Literaturproduzenten. Braunschwei, Wiesbaden: Vieweg

Versuch einer Typologie von Anwendungen Literaturwissenschaftlichen Wissens im Literatursystem

Achim Barsch

0 Vorbemerkung

Zunächst sollen, um vorzeitigen Mißverständnissen aus dem Weg zu gehen, einige Bemerkungen zum Titel dieses Aufsatzes gemacht werden. Von einem Versuch zu sprechen, zeugt hier nicht von falscher Bescheidenheit. Es wird damit vielmehr mitreflektiert, daß die hinter diesem gesamten Band stehende NIKOL-Konzeption einer empirischen Literaturwissenschaft nicht als abgeschlossen betrachtet wird. Einen Beleg dafür liefert ja schon dieser Band mit seinen mehr theoretischen Beiträgen, die zeigen, daß es nicht um einen zu dogmatisierenden Anwendungsbegriff geht. In diesem Sinne muß eine Typologie, die im Rahmen der NIKOL-Konzeption erstellt wird, ein Versuch bleiben, da nicht auszuschließen ist, daß durch weitere Diskussion und theoretische und empirische Ausarbeitung die hier vorgeschlagene Typologie einer Revision unterzogen werden muß[1].

Zum zweiten Begriff ist folgendes zu sagen: Typologien dienen im allgemeinen der Ordnung, Klassifizierung und Abgrenzung wissenschaftlicher Gegenstandsbereiche; so auch im Fall einer Angewandten Literaturwissenschaft. Ein systematischer Zugriff auf ausdifferenzierte Handlungsbereiche soll mit der vorgeschlagenen Typologie vorbereitet und gewährleistet werden. Die Typologie selbst wird in Abschnitt 3. vorgestellt und begründet.

Drittens muß in diesem Zusammenhang der Begriff der Anwendung mit einbezogen werden. In diesem Beitrag wird unter Anwendung ein besonderer Bereich sozialer Tätigkeit verstanden, der eine Brücke von Theorie-Empirie zur (gesellschaftlichen) Praxis herstellt. Die weiteren Ausführungen dazu finden sich in Abschnitt 2.

Nun zum vierten und letzten Punkt. Er zielt ab auf den Begriff des literaturwissenschaftlichen Wissens. Was ist literaturwissenschaftliches Wissen oder literaturwissenschaftliche Erkenntnis? Diese Frage sollte zunächst geklärt sein, bevor man Beispiele für Anwendungsfälle nennt. Weiterhin ist unklar, wie sich literarisches, literarhistorisches und literaturwissenschaftliches Wissen zueinander verhalten. Sicher muß ein Literaturwissenschaftler über Textkenntnisse, über Daten, Fakten und biographisches Wissen verfügen; aber ist diese Art von Wissen allein schon dadurch als literaturwissenschaftlich gekennzeichnet, daß ein Literaturwissenschaftler darüber verfügt?[2] Wird von Helmut Heißenbüttel zu Beginn seines Romans *D'Alemberts Ende* literarisches, literaturhistorisches oder literaturwissenschaftliches Wissen verwendet, wenn er auf Goethes *Wahlverwandtschaften* anspielt? Die gleiche Frage stellt

sich für Passagen aus Arno Schmidts *Tina/oder über die Unsterblichkeit*: „Seit ich IHN gesehen,/glaub ich blind zu sein: wo ich hin nur blicke,/ seh ich IHN allein!"[3]. Diese Zeilen sind wörtlich zitiert aus Chamissos *Frauen-Liebe und Leben*. Weiter läßt sich bei Arno Schmidt finden: „Um ihn los zu werden, erzählte ich ihm von seinen Katholiken: jeden 27. November verehren sie den Buddha Gautama als Kirchenheiligen; denn die Barlaamsgeschichte ist ja weiter nichts als eine Übersetzung der Lalitavistara"[4] und schließlich „... und war angeblich der Christian August Fischer, der 1821 die erste umfassende Cooperausgabe bei Sauerländer in Frankfurt redigiert hatte – die gleiche, aus der Stifter den Hochwald plagiierte"[5]. Das angeschnittene Problem kann hier sicherlich nicht gelöst werden. Um zu einem brauchbaren Schluß zu kommen, werde ich im Zusammenhang von literarischen Zitaten, Daten und Fakten und ihrer Nennung in literarischen Texten nicht von Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens sprechen[6]. Dagegen stellen z. B. empirische Leseruntersuchungen eine Art literaturwissenschaftlichen Wissens dar, das von Verlagen oder anderen Teilnehmern am Literatursystem angewandt werden kann.

1 Einleitung

Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens im Literatursystem tritt als Phänomen wohl nicht erst mit den NIKOL-Überlegungen zu einer Angewandten Literaturwissenschaft auf. Z. B. gab es sicher schon Eingriffe bzw. Einflußnahme der traditionellen Literaturwissenschaft in den Handlungsbereich „Literatur" und in das Gesellschaftssystem allgemein – sei es in Form gezielter Informationen, versuchter Normsetzung oder beabsichtigter Rezipienteneinstellungsveränderung –, bevor sich eine Angewandte Literaturwissenschaft mit solchen Handlungen beschäftigen kann und wird[7]. Unter diesen Gesichtspunkt fallen etwa Editoren literaturwissenschaftlicher Arbeitsbücher für den Schul- und Hochschulbedarf, die natürlich immer schon (auch) auf literaturwissenschaftliche Erkenntnisse rekurriert haben. Ebenso fallen die Verfasser von Literaturgeschichten darunter, die nicht nur Werk- und Lebensdaten zusammenstellen wollen. Verlage, wie oben schon kurz angedeutet, setzen Ergebnisse der empirischen Leser- und Buchmarktforschung für die unterschiedlichsten Zwecke ein. Autoren müssen die Struktur eines Textes – oder die einer Gattung oder einer Gedichtform – kennen, d. h. sie müssen implizit oder explizit über literaturwissenschaftliches Wissen verfügen, wenn sie diesen Text – diese Gattung oder Gedichtform – parodieren wollen. All diese Beispiele sollten schon jetzt zeigen, wie breit das Spektrum von Anwendungen literaturwissenschaftlichen Wissens gestreut ist; und mit den herkömmlichen Mitteln der Literaturwissenschaft sehe ich kaum Möglichkeiten, den gesamten Bereich systematisch anzugehen. Erst mit der Konzeption Empirische Literaturwis-

senschaft können m.E. die Vorbedingungen dafür geschaffen werden, solche Fälle von Anwendungen literaturwissenschaftlichen Wissens im Literatursystem – vielleicht sogar in der Literaturwissenschaft selbst – adäquat beschreiben, ordnen und erklären zu können[8].

Derartige Untersuchungen scheinen mir wichtig zu sein, um dem NIKOL-Anspruch einer nicht-konservativen Literaturwissenschaft gerecht zu werden und ihn auch praktisch zu verwirklichen. Denn es lassen sich ja unter Umständen Mißbräuche literaturwissenschaftlichen Wissens und die Verfolgung antidemokratischer Ziele im Literatursystem aufdecken, die nicht als solche erkannt werden oder als naturwüchsige Prozesse erscheinen. Natürlich sind Anwendungen literaturwissenschaftlichen Wissens im Handlungsbereich Literatur nicht von vornherein als negativ zu bewerten. Man kann z. B. literaturwissenschaftliche Informationen in dieses System einspeisen und dadurch seinen Partizipanten eine größere Palette von Verhaltensmöglichkeiten erschließen, was einen konstruktiven Beitrag zur Demokratisierung und Ausdifferenzierung der Meinungsbildung liefern könnte. Diese Überlegung ist nicht einfach nur als theoretische Spielerei gedacht, sondern muß z. B. auch im Zusammenhang mit einem zukünftigen Literaturunterricht in Betracht gezogen werden.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß mit solchen Untersuchungen alle möglichen Einflußnahmen literaturwissenschaftlichen Charakters auf das Literatursystem, d.h. von Seiten der Literaturwissenschaftler und auch von Seiten der „Abnehmer" im Literatursystem selbst, gezeigt werden können und sollen. Überdies scheint mir auf der Basis vielfältiger Untersuchungen die Möglichkeit zu bestehen, empirisch zu ermitteln, ob sich schon wirksame Strategien der Einflußnahme auf das Literatursystem eingespielt und/oder etabliert haben[9]. Aber dabei handelt es sich um weiterführende Probleme, die uns hier nicht weiter beschäftigen sollen. Bevor wir aber auf die angesprochene Typologie eingehen, soll der hier gebrauchte Begriff von Anwendung etwas näher erörtert werden.

2 Der Wissenstransfer von der Empirischen Literaturwissenschaft ins Literatursystem

In diesem Abschnitt soll auf den Anwendungsbegriff und den damit zusammenhängenden Problemkreis näher eingegangen werden. Dabei wird jedoch kein elaboriertes Konzept von Angewandter Literaturwissenschaft intendiert, sondern es sind diesbezügliche Vorüberlegungen beabsichtigt. Ich greife dabei Überlegungen von Förster (Förster, 1980) auf, die dieser nicht speziell für die Literaturwissenschaft, sondern allgemein zur Überleitung von sozialwissenschaftlichen Forschungsergebnissen in die gesellschaftliche Praxis angestellt hat. Daß Forschungen und deren Ergebnisse nicht als Selbstzweck der Wissenschaften dienen, son-

dern gesellschaftlich relevant werden sollen, ist ein Grundwert für die Konzeption Empirische Literaturwissenschaft und für die damit verbundene wissenschaftstheoretische Konzeption des Konstruktiven Funktionalismus[10].

Die praktische Vernunft von Wissenschaft determiniert ihre theoretische Vernunft. Auf die Literaturwissenschaft angewandt heißt dies: empirische Theorien der Literatur sind nur so vernünftig, wie die sich aus ihrer Anwendung auf das gesellschaftliche System Literatur ergebenden Konsequenzen vernünftig sind. *Die theoretische Härte einer Literaturwissenschaftskonzeption ist nur so viel wert, wie die praktische Relevanz dessen, was durch diese Härte ermöglicht wird.*[11]

Finke verbindet dabei die praktische Vernunft mit praktischen Werten wie „Wissenszuwachs, emanzipatorische Kraft, Demystifizierbarkeit, Kreativität oder ökonomischer Nutzen"[12]. Die theoretische Härte ist jedoch wiederum, wie Finke richtig bemerkt, eine notwendige Vorbedingung für die praktische Relevanz einer Literaturwissenschaft:

die Theorizität ist eine notwendige – sicher keine hinreichende – Bedingung ihrer Politizität, oder anders ausgedrückt: eine Literaturwissenschaft, die keine t h e o r e t i s c h e H ä r t e besitzt, hat überhaupt keine Chance auf eine wirkliche p r a k t i s c h e R e l e v a n z.[13]

Eine mit Finkes Konzeption vergleichbare und in vielen Teilen verträgliche Position findet sich in der marxistisch orientierten Sozialwissenschaft der DDR. Die metatheoretischen Werte der marxistischen Philosophie und Gesellschaftstheorie sind klarerweise andere als die des Konstruktiven Funktionalismus, grundsätzliche Übereinstimmung beider Ansätze herrscht jedoch in bezug auf den Primat der Praxis. Beide Ansätze sehen „praktische gesellschaftliche Veränderungen" vor, die „bewußt herbeigeführt" werden sollen[14]. Für marxistische Sozialwissenschaftler ist daher Forschung als Selbstzweck ebenfalls ausgeschlossen:

Für den Wissenschaftler ergibt sich aus der notwendigen Einheit von Forschung und Umsetzung der Ergebnisse in die Praxis, daß seine gesellschaftliche Verantwortung nicht mit der Formulierung theoretischer Aussagen (z. B. in Form eines Forschungsberichtes oder einer Expertise) endet. Sie schließt die aktive Mitwirkung des Wissenschaftlers bei der praktischen Nutzung der Erkenntnisse ausdrücklich in sich ein[15].

Auch die „theoretische Härte" einer Wissenschaft ist bei Förster entscheidend für deren praktische Relevanz:

Die Forderung nach „Praktikabilität" der Forschungsergebnisse kann nur auf der Grundlage einer tiefgründigen theoretischen Bearbeitung dieser Ergebnisse verwirklicht werden. Der oft zitierte Satz, daß nichts praktischer ist als eine gute Theorie, gilt vollinhaltlich für die sozialwissenschaftliche Forschung. Forschungsergebnisse, Folgerungen und Empfehlungen werden sich in der Praxis vor allem dann als eine solide und wirksame Basis der Leitung und Planung sozialer Prozesse erweisen, wenn sie die ganze Komplexität und Kompliziertheit dieser Prozesse berücksichtigen und die immer bessere Beherrschung der objektiven Gesetzmäßigkeiten sozialer Prozesse ermöglichen[16].

Eine ähnliche Position in bezug auf die Notwendigkeit empirischer Erkenntnisse findet sich auch bei dem sowjetischen Kulturtheoretiker Sokolow:

Die Notwendigkeit der Systembetrachtung ergibt sich auch aus den vor der Gesellschaft stehenden praktischen Problemen. Ein effektives Leitungssystem muß sich auf die Kenntnis der realen Zusammenhänge zwischen den Kulturerscheinungen stützen und muß selber ein organisches Element des Kultursystems sein. Ohne Kenntnis der systembildenden Zusammenhänge in der Kultur läßt sich die Entwicklung der Gesellschaft und ihrer Einrichtungen nicht prognostizieren und planen[17],

wobei für kapitalistische Gesellschaftssysteme ‚Leitungssysteme' noch zu charakterisieren wären bzw. anders zu sehen sind und anders funktionieren als in sozialistischen Gesellschaftsystemen. Der vorgetragene Gedanke zur Kulturplanung ist m. E. aus Gründen der damit verbundenen Selbstorganisation von Systemen zu begrüßen. Marten & Martin spezifizieren die Notwendigkeit empirischer Forschung auch für die Erhebung kultureller Bedürfnisse:

Eine wissenschaftlich fundierte Leitung und Planung der kulturellen Verhältnisse, die sich auf eine immer bessere Befriedigung der wachsenden und sich ständig verändernden Bedürnisse richtet, muß eine möglichst genaue Kenntnis dieser Bedürfnisse und ihrer Befriedigungserfordernisse besitzen.[18]

Ähnlich der hier in diesem Band vertretenen Position einer Angewandten Literaturwissenschaft[19] sieht Förster den Überleitungsprozeß, also das, was wir unter ‚Anwendung' zusammenfassen, als Teil des Forschungsprozesses selbst an:

Aus diesen Überlegungen [praktische gesellschaftliche Veränderungen in möglichst kurzer Zeit bewußt herbeizuführen, A. B.] ist die Forderung abzuleiten, den gesamten Überleitungsprozeß als eine *selbständige Etappe* des Forschungsprozesses zielgerichtet *und in engster Kooperation mit den Vertretern der gesellschaftlichen Praxis* – insbesondere den Auftraggebern und den staatlichen und gesellschaftlichen Leitungen – *zu planen und zu organisieren.*[20]

Man darf dabei natürlich – wie eben schon erwähnt – nicht vergessen, daß die „staatlichen und gesellschaftlichen Leitungen" bzw. die „Leitungssysteme", also in diesem Fall die Kulturplaner und -verantwortlichen im weitesten Sinne, in sozialistischen Gesellschaftssystemen anders aufgebaut sind als in unserem[21].

Kommen wir nun zu den verschiedenen Möglichkeiten der Überführung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse in das Gesellschaftssystem. Die einfachste und wohl auch gängigste Form ist die wissenschaftliche Publikation, die, über die Forschungsergebnisse hinausgehend, unter Anwendungsgesichtspunkten natürlich Schlußfolgerungen ziehen und auch Empfehlungen, vielleicht schon differenziert nach unterschiedlichen Zielsetzungen oder mit unterschiedlichen Varianten, geben kann. Zu diesen Publikationen zählen auch Forschungsberichte und Forschungsübersichten. Weiterhin können Forschungsergebnisse auf Konfe-

renzen, Tagungen, Kolloquien, in Expertisen, sog. Maßnahmeprogrammen, Expertenhearings, Gutachten oder für Wirtschaftsprognosen ausgewertet werden. Für eine Angewandte' Literaturwissenschaft ist Entsprechendes möglich. Darüber hinaus denke ich noch konkret an mögliche Fortbildungsveranstaltungen mit Praktikern wie Literaturkritiker, Literaturlehrer, Lektoren, Juristen oder in den Medien Tätigen, die über den Stand der Literaturwissenschaft informiert werden könnten oder über spezielle Probleme und deren Lösungsmöglichkeiten erfahren und diskutieren könnten. Weiterhin könnten und sollten m. E. auch Curricula, Kurse und Unterrichtseinheiten für den Literaturunterricht entwickelt und erprobt werden, die im Rahmen einer Fachdidaktik stehen und zusammen mit Lehrern abgesprochen sind.

Für meine Zwecke wichtig erscheint mir Försters strikte Trennung zwischen ‚Wissenschaftler' und ‚Anwender' bzw. der Unterscheidung von ‚Leitungsempfehlung' und ‚Leitungsmaßnahme':

> Die Grenzen zwischen den Empfehlungen der Forscher und den Maßnahmen der Leiter dürfen jedoch nicht verwischt werden. Die Entscheidung darüber, ob, in welcher Weise und wann eine Empfehlung die Form einer konkreten Leitungsmaßnahme annimmt, liegt einzig und allein bei der zuständigen Leitung. Sie kann den Wert der gegebenen Empfehlungen (nicht zuletzt auf der Grundlage weiterer Informationen, z. B. der Kenntnis strategischer Zielstellungen und Festlegungen, anderer Einschätzungen und Analysen) am besten einschätzen und eventuell notwendige Korrekturen selbst vornehmen bzw. anregen[22].

Damit ist der Wissenschaftler aber nicht der Mitverantwortung der schließlich getroffenen Maßnahmen enthoben. Wie Genforschung und Nuklearphysik deutlich zeigen, ist der Wissenschaftler auch verantwortlich für die praktische Nutzung der von ihm bereitgestellten Erkenntnisse und kann sich dieser Verantwortlichkeit nicht entziehen.

Die Rolle des Wissenschaftlers und die Rolle des Anwenders sollten auch deshalb auseinandergehalten werden, weil beide unterschiedliche Ziele verfolgen. Der Anwender kann allgemein an Problemlösungsvorschlägen interessiert sein und diese in die Praxis umsetzen, aber auch speziell die Optimierung von Handlungsprozessen betreiben, was für eine Angewandte Literaturwissenschaft Veränderungen im Literatursystem bedeutet. Der Wissenschaftler dagegen ist, falls er Empfehlungen für Anwender gegeben hat, daran interessiert, wie seine Vorschläge realisiert worden sind und wie sie konkret wirken. Durch eine Überprüfung der Wirksamkeit der Empfehlungen und Folgerungen erhält der Anwendungsfall den Charakter eines *sozialwissenschaftlichen Experiments*[22a]. Anwendungsfälle sind auf diese Weise an den sozialwissenschaftlichen Forschungsprozeß rückgebunden und können wieder zur Grundlage von Empfehlungen werden, die möglicherweise revidiert sind:

> Der Forschungsprozeß wird damit gewissermaßen *in der Praxis weitergeführt*; er vollzieht sich zeitweise unmittelbar im Leitungsprozeß, ohne daß beide Prozesse miteinander verschmelzen bzw. ihre spezifischen Zielstellungen verlieren. Diese Feststellung ist wesentlich weil eine Vermischung beider Prozesse nicht zugelassen werden darf[23].

Der Anwender ist also im Normalfall nicht der Wissenschaftler selbst, obwohl es durch Personalunion Ausnahmen gibt, wie wir in Abschnitt 3.2 noch sehen werden. Durch die unterschiedlichen Zielsetzungen läßt sich aber dennoch strikt zwischen Wissenschaftler- und Anwendertätigkeit trennen. Ein Literaturwissenschaftler, der durch Aktivitäten im Literatursystem versucht, dieses zu verändern, handelt nicht in seiner Funktion als Wissenschaftler sondern als „einfacher" Teilnehmer am Literatursystem.

Die Überlegungen Försters verlassend, erscheint es mir am Ende dieses Abschnittes im Hinblick auf die spätere Typologie noch sinnvoll und notwendig, zwischen verschiedenen Anwendungsformen zu differenzieren. Man könnte sich eine Skala von Anwendungen unter dem Aspekt steigender Kooperativität vorstellen, an deren einen Ende der Gebrauch von sozialwissenschaftlichem Wissen aus entsprechenden Publikationen oder anderen Quellen steht, wobei der jeweilige Anwender sozusagen ohne weitere wissenschaftliche Begleitung in Eigenverantwortung tätig wird. Am anderen Ende dieser Skala befindet sich dann die Umsetzung wissenschaftlicher Folgerungen und Empfehlungen in gemeinsam vom Wissenschaftler und Anwender konkretisierte Maßnahmen zur Veränderung bestehender Systemzustände. Zwischen diesen beiden Polen sind dann Umsetzungsprozesse unterschiedlicher Reichweite und mit unterschiedlicher wissenschaftlicher Beteiligung denkbar. Damit sei die Erörterung der Anwendungsproblematik abgeschlossen, und ich gehe über zu der eigentlichen Aufgabe meines Beitrags: einer Typologie von Anwendungen im Literatursystem.

3 Eine Typologie von Anwendungen literaturwissenschaftlichen Wissens

Bevor man eine Typologie vorstellt und durchführt, muß man sich natürlich Gedanken machen, was alles von dieser Typologie erfaßt werden soll und welche möglichen Kriterien zu einer Klassifizierung herangezogen werden können.

Die Aufgabe der Typologie steht fest: Alle möglichen Fälle von Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens im Literatursystem sollen erfaßt werden.

Als Kriterien beim Aufbau dieser Typologie kommen m. E. im Moment zwei Möglichkeiten in Frage[24]: Entweder man orientiert sich an bestehenden Institutionen im Literatursystem – diejenigen Stellen, die das Literatursystem in irgendeiner Weise beeinflußen – und ordnet danach die Anwendungsfälle; oder man übernimmt die in der Empirischen Theorie der Literatur postulierten vier Handlungsrollen – Produktion, Vermittlung, Rezeption und Verarbeitung[25] – als Kategorien für die Typologie.

Als Institutionen, in denen literaturwissenschaftliches Wissen angewandt wird, kommt eine ganze Reihe von Einrichtungen in Betracht. Da sind etwa die öffentlichen Bibliotheken, die Empfehlungen (um nicht Direktiven sagen zu müssen) bekommen, welche Bücher in ihren Bestand aufgenommen werden sollten, wobei auch literaturwissenschaftliche Überlegungen im Hintergrund eine Rolle spielen können – etwa im Sinne einer Kanonbildung[26]. Dieser Punkt gilt sicherlich auch für konfessionelle Leihbüchereien. Wenn wir nun schon beim Stichwort „Kirche" angelangt sind; diese Institution unterhält ja nicht nur Bibliotheken, sondern sie besitzt auch Verlage, die u. a. „Literatur" veröffentlichen. Sicherlich stellt auch die Schule eine Institution dar, die – vor allem in ihrem Deutsch- und Literaturunterricht – literaturwissenschaftliches Wissen verarbeitet. Es gibt Rundfunk, Fernsehen, Zeitung, also quasi die Massenmedien, die literaturwissenschaftliches Wissen in den unterschiedlichsten Bereichen anwenden. ARD und ZDF haben sogar ihre eigene wissenschaftliche Begleitforschung, deren Ergebnisse wieder in die Programmgestaltung einfließen. Schließlich wird im Theater – hier als Institution gesehen – nicht nur auf literarisches und literaturhistorisches, sondern auch auf literaturwissenschaftliches Wissen zurückgegriffen. Diese Reihe von Institutionen ließe sich spielend von den Verlagen aus über die Buchhandlungen, die Deutsche Lesegesellschaft, den Börsenverein bis zu Juries von Literaturpreisen forsetzen.

Diese Art der Typologie hat jedoch entscheidende Mängel. Zunächst liegt sie m. E. völlig quer zu dem, was bisher an theoretischen Überlegungen und Elementen in der Empirischen Theorie der Literatur (ETL) aufgestellt worden ist. Da der vorliegende Band ein Produkt der Arbeitsgruppe NIKOL ist, halte ich es für sinnvoll, an den bisherigen Ergebnissen anzuknüpfen. Das ist natürlich noch kein ausreichender Grund für die Ablehnung dieser Möglichkeit einer Typologie. Entscheidender erscheint mir der Umstand, daß literaturwissenschaftliches Wissen, das in den Bereichen der Produktion und Rezeption angewandt wird, in einer Typologie, die über Institutionen aufgebaut ist, nicht ausreichend erfaßt werden kann. Nicht alle Autoren waren an der Gruppe 47 beteiligt oder sind im Werkkreis „Literatur der Arbeitswelt" tätig, wenn man diese Gruppierungen überhaupt als Institutionen bezeichnen kann. Und die Gruppe der Autoren einer Institution „Verlag" zuzuordnen, ist sicher sehr voreilig.

Ein weiterer Einwand bezieht sich auf die Stabilität von Institutionen und auf mögliche Neueinrichtungen. Eine an Institutionen orientierte Typologie wäre m. E. häufiger zu revidieren als eine an den vier Handlungsrollen orientierte, wobei ich natürlich hier von der Voraussetzung ausgehe, daß in der historischen Entwicklung eines Literatursystems sich die Handlungsrollen als dauerhafter erweisen als die in ihm etablierten Institutionen. Schließlich wird man auch in einer nach Institutionen ausgerichteten Typologie zwischen den einzelnen Handlungsrollen unterscheiden müssen. Falls man dennoch gerne mit Institutionen arbeiten

möchte, könnte man zunächst eine Typologie nach Handlungsrollen aufstellen und danach sehen, wie diese sich auf die unterschiedlichen Institutionen verteilen. In diesem Aufsatz kann das natürlich nicht geleistet werden, und ich beschränke mich deshalb hier auf die vier genannten Handlungsrollen der Produktion, Vermittlung, Rezeption und Verarbeitung.

3.1 Produktion

In meinem Vorwort bin ich davon ausgegangen, daß „literarische" Zitate in „literarischen" Texten nicht als Beispiele für die Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens behandelt werden[27]. Die damit verbundene Überlegung ist folgende: Man braucht als Autor keine Literaturtheorie und keine Kenntnisse aus der Literaturwissenschaft, um aus literarischen Texten zitieren zu können. Man braucht lediglich einen impliziten Literaturbegriff, und man muß nur wissen und akzeptieren, daß man aus literarischen Texten zitiert.
Anders und auch vielschichtiger liegt die Sachlage bei der Herstellung literarischer Parodien. In einer Parodie kann auch mit literarischen Zitaten und Anspielungen gearbeitet werden. Aber darüber hinaus läßt sich eine Parodie dadurch kennzeichnen, daß literaturwissenschaftliches Wissen eingesetzt wird. Denn der Autor einer Parodie muß nicht nur die parodierte Textvorlage kennen[28], sondern er muß auch implizit oder explizit über deren Aufbauprinzipien – Textstrukturen und Gattungsmerkmale etwa – verfügen, also über Wissen, das man als literaturwissenschaftlich bezeichnen muß. Ich denke in diesem Zusammenhang z.B. an Sternes *Tristram Shandy*, der eine Parodie auf die gesamte Gattung Roman darstellt, wie Sklovskij in so überzeugender Weise herausgearbeitet hat[29], an die Parodien von Robert Neumann; aber auch die bekannten Märchenparodien von Fetscher, Waechter, Traxler oder Janosch sind hier zu nennen.

3.1.1 Als weitere Bespiele führe ich noch Gedichte von Gerhard Rühm[30] und von Raymond Queneau an[31], die jedoch nicht Parodien konkreter literarischer Textvorlagen sind, sondern mit literarischen Gattungsformen spielen:

Gerhard Rühm: sonett

erste strophe erste zeile
erste strophe zweite zeile
erste strophe dritte zeile
erste strophe vierte zeile

zweite strophe erste zeile
zweite strophe zweite zeile
zweite strophe dritte zeile
zweite strophe vierte zeile

dritte strophe erste zeile
dritte strophe zweite zeile
dritte strophe dritte zeile

vierte strophe erste zeile
vierte strophe zweite zeile
vierte strophe dritte zeile

Raymond Queneau: Sonett

Mit langem Hals ein jämmerlicher Schemen,
von Hut geflochten und von Schnauze kahl,
bequemte sich zur täglich neuen Qual,
den meistens voll besetzten Bus zu nehmen.

Schon war ein zehn, ein S vielleicht zur Stelle.
Die Plattform, Spielzeug des Vehikels, trug
die Menschenmeng in ihrem winzgen Bug
und rauchend reiche Homosexuelle.

Und das Giräffchen aus der ersten Strophe
vergriff sich fast an einem braven Mann,
als wollte dieser seine Katastrophe.

Sich aus der Tinte helfend schielt verlegen
nach einem Sitzplatz es. Und später dann
prüft seinen Mantel einer eines Knopfes wegen.

Raymond Queneau: Haiku

S und langer Hals
Fußtritt Schrei und Rückzug
Bahnhof Knopf Begegnung

Alle angeführten Gedichte nennen schon in ihren Titeln die bearbeitete Gedichtform. Bei dem von Queneau in seinen *Stilübungen* aufgegriffenen Haiku handelt es sich um eine Form japanischer Dichtung, die auf genau siebzehn Silben basiert.

3.1.2 Ein weiteres Beispiel für die Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens im Bereich literarischer Produktionshandlungen sind Nachdichtungen literarischer Texte. Dabei kann literaturwissen-

schaftliches Wissen so etwas scheinbar Banales wie ein Reimschema sein, das bei der Nachdichtung beibehalten wird, oder das Versmaß des ursprünglichen Textes – Merkmale, die für die oben zitierten Gedichte schon zu berücksichtigen sind. Denn Reim und Metrum lassen sich nur mit literaturtheoretischem Wissen, und sei es noch so rudimentär, erkennen und bei einer Übersetzung oder Nachdichtung wiederverwenden. Jedoch nicht nur auf der phonologischen und metrischen Ebene wird literaturwissenschaftliches Wissen aufgenommen. Nehmen wir etwa Dieter Kühns Arbeit über Neidhart von Reuental[32]. Zwei Zitate sollen Kühns Absichten verdeutlichen:

Er (Neidhart, A. B.) schrieb und sang in der Sprache seiner Zeit, eine für uns weithin schon fremde Sprache: gemeinsames und trennendes Medium. Was er in der Sprache seiner Zeit gedichtet hat, soll in der Sprache unserer Zeit wieder gegenwärtig werden[33].

Lieber Neidhart, ich widme Dir diese Liederblätter, lege sie in zwei Partien vor. Es sind Texte, die meist in der ersten Hälfte Deines Jahrhunderts geschrieben wurden. Keine systematische Auswahl: unter vielen Liedtexten, die ich las, haben sie mir Lust gemacht zu Übersetzen, zum Nachdichten[34].

Bei seiner Beschäftigung mit den Liedern Neidharts geht Kühn implizit und explizit auf die literaturwissenschaftliche Diskussion ein; implizit in Fällen wie:

Neidhart hat einige *Textmuster* entwickelt, die er abwandelte in zahlreichen Liedtexten[35]

oder:

Das Winterlied ist das wohl berühmteste, langlebigste literarische Muster, das Neidhart entwickelte. Fast immer eine dreifach gestaffelte Klage: über den Winteranfang, über Schwierigkeiten mit einer angebeteten Dame, über den Ärger mit den Bauernstutzern[36].

Neben diesen mehr impliziten Rückgriffen auf literaturwissenschaftliches Wissen ist Kühn durch die für ihn notwendige Frage nach einer „gültigen" oder brauchbaren Textvorlage gezwungen, explizit auf literaturwissenschaftliche Diskussionen über die Handschriften und deren kritischen Ausgaben einzugehen[37]. Schließlich greift er auf Transkriptionen der Handschriften R und c zurück:

Beim Vergleich dieser beiden wichtigsten Neidhart-Überlieferungen hatte ich keine Vorliebe, auch keine geheime oder insgeheime; die Entscheidung fiel jeweils nach dem Text. Mal prägnantere Formulierungen in R, mal in c. Mal ein Strophendurcheinander (in unseren Augen!) in R, mal in c. Mal eine (mich) überzeugende Strophenfolge in R, mal in c. Wie man R zur Leithandschrift erheben konnte, ist mir unklar. Wer Augen und Ohren für Texte hat, wird in den Texten allein die Antwort nicht finden. Nur auf dem doppelten ‚Leitstrahl' dieser *beiden* Handschriften kommen wir Neidhart näher.

Aber welchem Neidhart? Es sind keine Gedicht-Autographen von Neidhart überliefert, es gibt keine Ausgabe erster oder letzter Hand, es gibt nur überlieferte Neid-

hart-Texte. Und diese Texte nicht in autorisierten Fassungen, sondern in wechselnden Zustandsformen. Für diese Bearbeitung sind nicht nur Nachfolger verantwortlich, sehr wahrscheinlich hat Neidhart selbst verschiedene Vortragsfassungen geschrieben[38].

Ähnlich wie die Studie über Neidhart ließen sich auch Kühns Nachdichtungen zu Oswald von Wolkenstein analysieren[39]. An dieser Stelle soll natürlich auch Peter Rühmkorfs Arbeit über Walther von der Vogelweide nicht vergessen werden[40+41].

Bei allen genannten Beispielen handelt es sich um die unterste Stufe auf der Skala von Anwendungsformen. Literaturwissenschaftliches Wissen wird für bestimmte Zwecke, hier die Produktion literarischer Texte, verwendet.

3.1.3 Als letztes Beispiel für den Bereich literarischer Produktionshandlungen soll hier Bertolt Brechts Begriff des Verfremdungseffekts diskutiert werden. Ich gehe dabei von der Annahme aus, daß Brecht den Begriff der Verfremdung von den Russischen Formalisten, speziell von Sklovskij, aufgegriffen hat. Auch in der Brecht-Forschung wird diese These u. a. von Reinhold Grimm, Clemens Heselhaus und Gertrud Fankhauser vertreten ebenso wie in anderem Kontext von Jurij Striedter und Jan M. Broekman[42]. Sie ist jedoch nicht unumstritten geblieben[43]. Brecht selbst gibt in seinen persönlichen Aufzeichnungen – wie z. B. in seinem Arbeitsjournal oder in seinen Briefen – keine Hinweise auf die Genese seines Verfremdungsbegriffs. Daß er Sklovskijs Begriff „Ostrannenie", d. h. auf Deutsch so viel wie „wunderlich/seltsam machen", gekannt hat, scheint mir aus mehreren Gründen nahezuliegen. Neben der inhaltlichen Verwandtschaft der Verfremdungsbegriffe Sklovskijs und Brechts sprechen dessen persönliche Kontakte zu russischen Schriftstellern für diese These.

Bert Brecht unterhielt enge Beziehungen zur sowjetischen Gruppe LEF (dt.: Linke Front der Künste), zu der u. a. Vladimir Majakovskij, Boris Arvatov, Osip Brik und Sergej Tretjakov gehörten; jener Osip Brik also, der zu den Hauptvertretern des Russischen Formalismus gehörte, und jener Vladimir Majakovskij, der mit einem anderen Futuristen, nämlich Velemir Chlebnikov, zu den Freunden und Diskussionspartnern der Formalisten zählte. Überdies referierte Brik auf einer kulturpolitischen Debatte in Berlin über die Problematik von revolutionärem Inhalt und revolutionärer Form; an dieser Debatte nahm Walter Benjamin, der ebenfalls engen Kontakt zu Brecht besaß, teil und berichtete über deren Verlauf in der *Literarischen Welt*[44]. Fankhauser stellt folgende Vermutung auf:

Sklovskijs Ostrannenie-Begriff kam wahrscheinlich zu Brechts Kenntnis, als er Redakteur der Moskauer deutschen Zeitschrift DAS WORT war und in dieser Eigenschaft 1936 nach Moskau reiste[45].

Vor allem aber scheinen mir in diesem Zusammenhang Brechts Diskussionen mit Tretjakov von großer Bedeutung zu sein.

Falls Brecht den Verfremdungsbegriff der Formalisten gekannt hat, was ich in diesem Zusammenhang einmal unterstelle, liegt mit Brechts Konzept eines epischen Theaters ein Fall von Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens vor[46]. Auch wenn Brecht den Verfremdungsbegriff nicht wortgetreu übernommen, sondern nur aufgegriffen und weiterentwickelt hat, muß von Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens gesprochen werden. Denn solche Entwicklungen theoretischer Konzepte sollen durch den hier vertretenen Anwendungsbegriff nicht ausgeschlossen werden. Übrigens ist die Frage, ob Brechts V-Effekt tatsächlich auf Überlegungen der Russischen Formalisten rückführbar ist oder nicht, für meine Argumentation nicht entscheidend. Denn sollten sich meine Annahmen als irrig erweisen, handelt es sich in diesem Fall um ein für meine Typologie konstruiertes Beispiel. Weiterhin wird von Brecht nicht nur literaturwissenschaftliches Wissen bei der Konstruktion seines Verfremdungsbegriffes umgesetzt; er wendet sogar literaturwissenschaftliches Wissen an, indem er literarische Texte produziert, die mit dem Verfremdungsbegriff arbeiten. Begründen läßt sich dieser Schritt so: Brechts Vorschläge und Ausführungen zu einem nichtaristotelischen, epischen Theater könnte man als möglichen Teil einer Theorie der Textverarbeitung verstehen. Der Verfremdungsbegriff gehört zu dieser Theorie und muß somit als eine Form literaturwissenschaftlichen Wissens bezeichnet werden. Textvorlagen Brechts, für das epische Theater geschrieben, sind also Anwendungen literaturwissenschaftlichen Wissens, insoweit sie den Verfremdungsbegriff betreffen.

3.2 Vermittlung

Als nächste Kategorie in der vorgeschlagenen Typologie ist die Vermittlung vorgesehen. Mit diesem Handlungsbereich sollen alle Vorgänge abgedeckt werden, die zwischen der Übergabe eines Autorenmanuskripts an einen Verlag und der Rezeption des Lesers des fertigen Buches liegen. Auch auf diesem Gebiet kann literaturwissenschaftliches Wissen in vielfältiger Weise angewandt werden. Man denke etwa an empirische Untersuchungen oder an allgemeine Kenntnisse der großen Buchgemeinschaften und Verlage über den Buchmarkt und speziell über Rezipientenverhalten; denn solches Wissen fließt häufig bei Buchpublikationen mit ein. So wurden die deutschen Rechte für Eric Malpass' *Morgens um 7 ist die Welt noch in Ordnung* vom Rowohlt Verlag gezielt für ein solches Publikum eingekauft, das sonst mit Heimatromanen vorlieb nimmt[47].

Auch Literaturwissenschaftler selbst können an diesem Prozeß teilnehmen. Sie können einem Verlag z. B. die Übersetzung und Publikation eines asiatischen oder afrikanischen Romans vorschlagen. Literaturwissen-

schaftler können weiterhin Einfluß nehmen auf die Zusammenstellung und inhaltliche Darstellung von Schriftstellerlexika und somit zur Kanonisierung eines bestimmten Literaturverständnisses beitragen. D.h., sie sprechen Empfehlungen aus bzw. setzen diese Empfehlungen auch direkt um, wobei dann eine in Abschnitt 2 angesprochene Personalunion von Wissenschaftler und Anwender vorliegt.

Aber auch bei praktischen Problemen der Vermittlung können Literaturwissenschaftler mit ihrer Fachkompetenz gefragt sein. Hofmann (1978) berichtet von dem bisher unbefriedigend gelösten Problem, für öffentliche Bibliotheken ein benutzerfreundliches und übersichtliches Ordnungsprinzip für die Aufstellung künstlerischer Literatur zu finden. Eine Ordnung nach formalen Gesichtspunkten (Gattungen, Formen) erscheint unzureichend, da z. B. die Gruppe Lyrik und Dramatik mit einem Bestandsanteil von nur 2 % gegenüber der Gruppe von Romanen und Erzählungen mit zusammen 79 % verschwindend gering ist und innerhalb der Genre eine stofflich-thematische Differenzierung fehlt.

Seit langem bemühen sich deshalb die Bibliothekare, die formale Erschließung durch eine inhaltliche zu ergänzen. Sie sind dabei weitgehend sich selbst überlassen, da dieser nicht nur für die Bibliotheken, sondern für die Praxis der gesamten Literaturvermittlung wichtige Komplex von der Literaturwissenschaft bisher kaum behandelt wurde, obwohl deren Aufgabe doch u.a. auch darin bestünde, *praktische Lösungen* für die Literaturvermittlung zu *erarbeiten. Die Lösung dieses Problems bedarf der Zusammenarbeit von Bibliothekaren, Literaturwissenschaftlern, Ästhetikern und nicht zuletzt von erfahrenen und weniger erfahrenen Lesern, deren Vorstellungen über Literatur sorgfältig ermittelt werden müssen*[48].

Hier liegt also ein konkretes Problem im Literatursystem vor, das von einer anwendungsorientierten Literaturwissenschaft in Zusammenarbeit mit Praktikern und weiteren Teilnehmern am Literatursystem gelöst werden könnte.

Überdies spielen Literaturwissenschaftler eine wichtige Rolle bei der Herstellung und Publikation sogenannter historisch-kritischer Ausgaben. Es sei hier dahingestellt, ob nicht schon allein die *Herstellung* einer kritischen Textedition ein wissenschaftliches Unterfangen ist. Darauf kommt es mir bei diesem Punkt nicht an. Es reicht aus, wenn man mir zugesteht, daß literaturwissenschaftliche Erkenntnisse, seien sie literarhistorischer oder anderer Art, in diese komplexe Tätigkeit mit einfließen. Die *Publikation* einer kritischen Textausgabe ist sicherlich wichtig für einen Teil literaturwissenschaftlicher Arbeit und wird auch meistens von Literaturwissenschaftlern betreut oder durchgeführt. Sie muß aber primär als eine Handlung im Rahmen des Literatursystems gesehen werden, in ETL-Begriffen als eine Textvermittlungshandlung. Wie nun literaturwissenschaftliches Wissen in die Herstellung historisch-kritischer Ausgaben einfließt, soll an einem Beispiel aus der Mediävistik verdeutlicht werden. Editionen mittelhochdeutscher Verstexte sind z.T. deshalb umstritten, weil sie nicht nur sprachlich, sondern auch metrisch geglättet wurden. D.h., der oder die Herausgeber vereinheitlichen nicht

nur die Schreibweise und bearbeiten lückenhaft überlieferte Stellen, sondern sie verändern vielmehr den Wortlaut der Handschrift in bezug auf ihre eigenen metrischen Vorstellungen und veröffentlichen somit einen entstellten Text. Als Beispiel hier eine Gegenüberstellung einiger Verszeilen aus Wolframs *Titurel*, transkribiert nach der Münchener Handschrift (G)[49], und der entsprechenden Zeilen aus Lachmanns Wolfram Edition[50]:

1
a) G 1 daz ich schaft muoz lâzen. des phlac ich schône unde gerne.
b) L 1 daz ich schaft muoz lâzen: des phlac ich *etwenne* schône und gerne.

2
a) G 11 swenne er den grâl mit sîner hant unde mir ir helfe werte.
b) L 11 swenn_ er den grâl mit sîner hant und mit ir helfe *rîterlîchen* werte.

3
a) G 17 sus nimet diu werlt ein ende: unser aller süeze an dem orte ie muoz sûren.
b) L 17 sus nimet diu werlt ein ende: unser aller süeze *am* orte ie muoz sûren.

4
a) G 21 vil künege unde fürsten dar kâmen ze der lîchlege an allen sîten.
b) L 21 vil künege unde fürsten *kom* dar *zer* lîchlege an allen sîten.

Die Gegenüberstellung zeigt, daß entweder Worte ergänzt – Beispiele 1 und 2 – oder zusammengefaßt worden sind –Beispiele 3 und 4. Erklären lassen sich diese Textveränderungen durch metrische Überlegungen Lachmanns. Traditionell wird die Titurelstrophe als folgendermaßen aufgebaut betrachtet[51]:

4 klingend	–	4 klingend	a
4 kl.	–	6 kl.	a
6 kl.			b
4 kl.	–	6 kl.	b

Die Zahlen in diesem Schema geben die jeweilige Anzahl der Hebungen in An- bzw. Abvers an. Für viele Strophen der Münchener *Titurel*-Handschrift läßt sich diese metrische Analyse auch ohne weiteres durchführen, aber eben nicht für alle. Vor allem im Abvers der 4. Zeile einer Strophe findet man häufig Abweichungen vom obigen Schema, auch bei den vier zitierten Verszeilen handelt es sich jeweils um die vierte Zeile der angegebenen Strophe. Wenn also in einer Verszeile der *Titurel*-Handschrift statt der erwarteten sechs Hebungen nur vier oder fünf oder aber sogar sieben oder acht Hebungen auftraten, sah Lachmann sich gezwungen, über eingefügte Wörter neue Hebungen einzuführen

oder durch Wortumstellung und -kontraktion „überzählige“ Hebungen zu tilgen[52].

In die kritische Textedition gehen also direkt die metrischen Überlegungen Lachmanns ein, wobei ein metrisches Idealschema handlungsleitend ist, das zwar aus der literaturwissenschaftlichen Textanalyse abgeleitet und entwickelt worden ist, jedoch restriktiv auf das Literatursystem einwirkt, indem verändertes Textmaterial dem Leser als „gereinigter“ Originaltext ausgegeben wird. Im Falle Lachmanns liegt wiederum eine Personalunion von Literaturwissenschaftler und Anwender (Herausgeber einer historisch-kritischen Textausgabe) vor, wobei allerdings aus unserer heutigen Sicht gesagt werden muß, daß eine solche Art von Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens zu negativen Veränderungen im Literatursystem führt.

Aber nicht nur aufgrund metrischer Überlegungen werden für textkritische Ausgaben Textbearbeitungen vorgenommen. Veränderungen an literarischen Texten können sicher auch auf den Einfluß literaturgeschichtlicher und literaturpolitischer Überlegungen zurückgehen[53].

3.3 Rezeption

Gehen wir nun über zur dritten Kategorie unserer Typologie, den literarischen Rezeptionshandlungen. Für diesen Handlungsbereich kann ich leider nicht auf konkrete Anwendungsfälle zurückgreifen. Das liegt zum einen an der relativ späten Entdeckung des Lesers als literaturwissenschaftlichem Forschungsobjekt und an der Fragestellung der empirischen Rezeptionsforschung. Denn meines Wissens stehen in empirischen Untersuchungen Lesereinstellungen und Rezipientenkommunikatbildungen im Vordergrund. Dem Phänomen der Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens im Rezeptionsprozeß ist meines Wissens noch nie explizit nachgegangen worden. Aus diesem Grund muß ich auf einige konstruierte, aber deshalb keineswegs abwegige Beispiele zurückgreifen.

Ich kann mir z. B. einen Leser vorstellen, der nach der Lektüre eines Textes äußert: „Bei diesem Roman handelt es sich um eine Parodie“; „Dieser Text kann nur als Satire verstanden werden“; „In diesem Sonett wimmelt es von Metaphern“, oder: „Diese Erzählung ist ein romantisches Märchen“. Nach Äußerungen dieser Art hat man gute Gründe anzunehmen, daß der betreffende Rezipient bei seiner Lektüre von literaturwissenschaftlichem Wissen Gebrauch gemacht hat. Denn er muß literaturwissenschaftliche Kenntnisse – wenn auch nur in Ansätzen – haben, um einen Text als Parodie, Sonett, Märchen oder Roman erkennen zu können. Man kann sich natürlich auch den Fall vorstellen, daß jemand explizites literaturwissenschaftliches Wissen hat, z. B. eine Erzähltheorie oder eine Metriktheorie kennt, und auf dieser Basis einen literarischen Text rezipiert, also bei seiner Rezeption literaturwissenschaftliches Wissen anwendet.

Nun lassen sich auch andere Äußerungen nach einer erfolgten Rezeption vorstellen: „Dieses Buch ist ein Schlüsselroman"; „Der Rezensent dieses Werkes geht auf die Handlungsproblematik überhaupt nicht ein", oder: „Alle Interpretationen, die ich zu diesem Text kenne, überzeugen mich nicht völlig". Wie ist es in solchen Fällen; stellen Kenntnisse über Rezensionen, Interpretationen, Figuren des literarischen, politischen Lebens einen Anwendungsfall im Sinne der vorgeschlagenen Typologie dar? Ich behaupte hier, daß dem nicht so ist. Denn in solchen Fällen wird nicht literaturwissenschaftliches Wissen eingesetzt, sondern der Rezipient greift hier auf Erfahrungen zurück, die er im Literatursystem gemacht hat, ohne dabei eine explizite Literaturtheorie zu verwenden[54]. In den genannten Beispielsätzen wird zwar literaturwissenschaftliches Wissen angeführt; denn der Sprecher muß eine Vorstellung von dem haben, was eine Rezension oder eine Interpretation ist. Meine Argumentation zielt dagegen auf die inhaltliche Kenntnis solcher Verarbeitungsresultate ab.

3.4 Verarbeitung

Schließlich bleibt noch der letzte Handlungsbereich: die literarische Textverarbeitung, die sich auf alle Handlungen nach der literarischen Rezeption bezieht. Die Handlungsrolle des literarischen Textverarbeiters öffnet ein weites Spektrum von Fällen der Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens. Ein banales Beispiel sind Verfilmungen literarischer Vorlagen, bei denen literaturwissenschaftliches Wissen z. B. in das Drehbuch, die Ausstattung usw. eingeht[55]. Unter einem ähnlichen Aspekt lassen sich auch Theateraufführungen sehen, die mit literaturwissenschaftlicher Beratung in bezug etwa auf Bühnenbild, Bühnentechnik, aber auch auf Rezeptionsgeschichte arbeiten. Weiterhin sind hier alle Fälle einschlägig, bei denen Literaturwissenschaftler als Gutachter auftreten, Empfehlungen geben; und zwar als Handlungen, die im Literatursystem stattfinden oder darin relevant sind, d. h. Konsequenzen haben[56]. Ich denke konkret z. B. an die Möglichkeit, daß Literaturwissenschaftler Mitglied einer Jury sind, die unter bestimmten Kriterien über die Vergabe eines Literaturpreises zu entscheiden hat. Ich denke weiter an den Fall, daß Literaturwissenschaftler von einem Gericht um ein Gutachten gebeten werden, bzw. vor einem Gericht ein Gutachten abgeben, wenn es um den Vorwurf der Blasphemie, Pornographie oder Diffamierung gegen einen Autor geht wie z. B. in den Prozessen gegen R. Döhl, H. Miller und K. Mann[57]. Auch und gerade im Bereich der literarischen Sozialisation und speziell des Deutsch- und Literaturunterrichts[58] wird von literaturwissenschaftlichem Wissen Gebrauch gemacht, werden spezielle Didaktiken entwickelt, die auf literaturwissenschaftlichen Erkenntnissen beruhen. Eine Analyse verschiedener Lesefibeln und Schulbücher, zudem noch empirische Untersuchungen im Literaturunterricht, könnten zeigen, daß und wie li-

teraturwissenschaftliches Wissen eingesetzt wird, um z. B. bestimmte Interpretationsmethoden zu favorisieren und/oder bestimmte literarisch-ästhetische Normen durchzusetzen[59].

Einen letzten, in diesem Abschnitt vorgestellten Anwendungsfall bilden Literaturkritik und Interpretation. Beide Tätigkeiten sind im Sinne der NIKOL-Konzeption nicht als Handlungen im Wissenschaftsbereich einzustufen; denn sie gehören zur Teilnahme am Literatursystem und von daher in den Objektbereich der Empirischen Literaturwissenschaft[60]. In beiden Bereichen wird aber häufig auf literaturwissenschaftliches Wissen zurückgegriffen. Im Falle der Interpretation führt das sogar soweit, daß durch die Einbeziehung literaturwissenschaftlicher Kenntnisse der Anschein einer wissenschaftlichen Tätigkeit bzw. Äußerung erweckt wird oder werden soll. Peter Wapnewski ist ein bekanntes Beispiel für einen Literaturwissenschaftler, der sich auch als Literaturkritiker betätigt. Diese Kombination tritt häufiger auf; aber man muß, wie oben in Abschnitt 2 schon erwähnt, immer sauber trennen, in welcher Rolle jemand sich äußert – als Wissenschaftler oder als Kritiker bzw. Interpret. Als Teilnehmer am Literatursystem tritt er für oder gegen bestimmte ästhetische Werte ein und versucht, mittels Lob oder Verriß auf andere Rezipienten (vielleicht sogar auf den Autor) im Sinne seiner ästhetischen Vorstellungen zu wirken. Dies ist klarerweise keine wissenschaftliche Zielsetzung.

Nun eine kleine Passage aus Wapnewskis Rezension von Simmels *Hurra – wir leben noch*, die ich hier ausgewählt habe, weil er auf Aufbauprinzipien des rezensierten Textes eingeht:

> Ein Wort noch zur besonderen Technik der Machart dieses Buchs. Es geht hier zu nach dem bekannten Muster der Springprozession, die Handlung macht ein paar Schritte vorwärts und wird dann plötzlich wieder einen zurückgerissen. ‚Montage', mag man das nennen, und ‚Technik der Rückblende', nach dem Schema: Held Formann sieht plötzlich, trifft plötzlich, hört plötzlich jemanden und etwas, und schon reißt eine Nebelwand auf, und das Gedächtnis gibt eine alte Geschichte frei, die nun in das Gebäude eingefügt wird. Das geschieht nicht ohne Geschick, Simmel geht nach Plan vor, und sein Archiv quillt über von Aus- und Einkünften, das gibt dem Gerüst eine gewisse Statik. Nur die Ausfüllung mit dem, was er unter ‚Leben' verstehen mag oder was er seinen Lesern weismachen will, daß ‚Leben' sei: diese Ausfüllung bleibt ein fades Kunstprodukt. Also das Gegenteil von Kunst[61].

Dieser kleine Ausschnitt verdeutlicht schon, daß literaturwissenschaftliche Begriffe – „Muster der Springprozession", „Montage", „Technik der Rückblende" – neben dezidierten Wertungen – „nicht ohne Geschick", „fades Kunstprodukt" – auftauchen oder mit ihnen verknüpft werden.

Vergleichbares läßt sich auch an Interpretationen literarischer Texte aufzeigen:

> Der Inhalt dieser Verse beschäftigt uns jetzt noch nicht. Indem der Dichter nämlich, bevor er zu sprechen beginnt, das metrische Schema mitteilt, gibt er uns zu verstehen, daß ihm der Takt an sich schon wesentlich sei. Die Striche und Haken wenden

sich gegen das gleichmäßige Auf und Ab, das in der Lyrik der ersten Jahrhunderthälfte von den meisten Dichtern als natürlichste Bewegung der deutschen Sprache angesehen wurde. Wir haben heute die Jamben und Trochäen Goethes und der Romantik im Ohr und begreifen kaum mehr ganz, warum der junge Klopstock fast mit Ekel von diesen Maßen abrückt. Die alternierenden Verse der Klassik und Romantik aber haben die rhythmische Revolution der deutschen Sprache schon hinter sich und tönen geschmeidig und wechselreich beseelt, während in Versen Hagedorns, Gleims oder Gellerts Hebung und Senkung wie zwischen zwei Parallelen eingelegt sind und mit ihrer vollkommenen Präzision an eine tickende Uhr erinnern[62].

Auch hier werden, wie im obigen Fall einer Rezension, literaturwissenschaftliche bzw. literaturhistorische Kenntnisse und Wertungen miteinander verquickt: „von den meisten Dichtern als natürlichste Bewegung der deutschen Sprache angesehen", neben „tönen geschmeidig und wechselreich beseelt" und „vollkommene Präzision".

Schon 1964 zeigte Weitz (1972) in seiner Analyse von Hamletinterpretationen und -kritiken auf, daß darin unterschiedliche Aktivitäten durcheinandergehen: Beschreiben, Erklären, Evaluieren oder Theoretisieren (in bezug auf eine Poetik), und daß eine richtige Deutung ausgeschlossen ist:

There ist no true, best, correct, or right explanation, reading, interpretation, or understanding of *Hamlet*, nor can there be as long as debate and doubt are possible on the categories of explanation and on what is primary in the play[63].

Somit kann die Aufgabe und das Ziel von Kritik und Interpretation auch kein wissenschaftliches sein:

The multiplicity of procedure, doctrine, and disagreement of this criticism incorporates a multiplicity of properties, none of which is necessary and sufficient. Criticism of *Hamlet* includes many things; any claim about what is primary or relevant or necessary or sufficient in criticism, consequently, is not a true (or false) statement about its nature, but an expression of a preference on the part of the particular critic that he converts into an honorific redefinition of „criticism". Criticism has no primary aim, task, or function, except the second-order or general goal of facilitating and enriching the understanding of a work of art[64].

4 Beispielsanalyse: Literatur vor dem Richter

Im zweiten Teil des Aufsatzes soll das Problem der Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens etwas anschaulicher behandelt werden. Als Untersuchungsfeld habe ich Literaturprozesse herausgegriffen[65]. Bei derartigen Verhandlungen spielen literaturwissenschaftliche Gutachten häufig eine große Rolle; diese Gutachten stellen – ganz grob betrachtet – Experteneinschätzungen und -empfehlungen zu kontroversen Positionen dar. Der Richter kann bei seiner Urteilsfindung auf diese Gutachten zurückgreifen oder sich auf seinen eigenen Sachverstand verlassen.

Das ist ein Aspekt des Untersuchungsbereichs; der andere Anwendungsaspekt, der mit dem Objektbereich verbunden ist, liegt in der Vermutung, daß Richter in Literaturprozessen auf einer besseren Basis als bisher Urteile fällen können, wenn ihnen empirisches literaturwissenschaftliches Wissen zur Verfügung gestellt wird[66]. Beide Aspekte sollen bei der Analyse an geeigneten Stellen einfließen.

Die Geschichte der literarischen Zensur ist alt. Fast so alt wie die Literatur selbst[67]. Aus der neueren Literaturgeschichte seien hier nur Flaubert, Wedekind, Schnitzler, Lawrence, Miller, Genet, Joyce und Klaus Mann genannt. Für diesen letzten Teil des Aufsatzes möchte ich zwei unterschiedliche Phänomene aus dem Bereich der Literatur vor dem Richter auswählen. Zunächst soll der vor geraumer Zeit endgültig abgeschlossene Prozeß gegen F.C. Delius und seinen Verleger Klaus Wagenbach diskutiert werden, den der Kaufhausbesitzer H. Horten angestrebt hatte. Danach gehe ich näher ein auf die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften (BPS) und deren Tätigkeit[68].

4.1 Der Fall H. Horten gegen F. C. Delius

Im Sommer 1982 zog der BGH einen Schlußstrich unter ein Verfahren, das der Warenhausbesitzer H. Horten gegen den Schriftsteller F.C. Delius und den Rotbuch-Verlag eingeleitet hatte. Der BGH wies in dritter und letzter Instanz die Klage Hortens zurück, revidierte damit die Entscheidung des Hanseatischen Oberlandesgerichts vom 17. April 1980 und bestätigte die Abweisung der Klage durch das Landgericht Hamburg vom 13. Juli 1979.

Verfahrensgegenstand war Delius' *Moritat auf Helmut Hortens Angst und Ende*[69], das 1971 geschrieben und 1972 in *Tintenfisch 5* erstveröffentlicht wurde. Außerdem erschien das Gedicht in mehreren Anthologien und 1975 in Delius' Gedichtband *Ein Bankier auf der Flucht* (Rotbuch 144). Hortens Klage richtete sich gegen zwei Textstellen des Gedichts:

a) die Angst vor Konkurrenz, vor seinesgleichen, vorm Schuft
b) schwitzen die von ihm bezahlten Politiker über Gesetzen,
   die ihm genehm sind und seine Gegner zerfetzen

In seinem Gutachten konnte Wolfgang Klein überzeugend nachweisen, daß der Kläger die Textstelle (a) grammatikalisch völlig mißversteht. Die Klageschrift geht von folgender Interpretation aus:

> Daß sich ‚Schuft' auf den Kläger bezieht, ergibt das davorstehende, für sich allein bedeutungsarme Wort ‚seinesgleichen'. Dieses Wort wird durch ‚Schuft' erläutert. Der Kläger habe Angst vor dem, der ihm gleich sei, nämlich dem Schuft, verkürzt: der Kläger sei ein Schuft. Dies ist nicht nur die mit Abstand naheliegendste, rein grammatikalische Interpretation der Äußerung. Dieser Sinn ergibt sich darüber hinaus aus dem Gesamtzusammenhang des Gedichtes, welches an vielen Stellen dem Haß des Autors auf den Kläger unverhohlen Ausdruck gibt[70].

Klein zeigt in seiner Analyse der grammatischen Struktur, daß es sich bei der betreffenden Gedichtszeile um ein Glied einer Reihung handelt, deren Besonderheit darin liegt, daß diese Zeile selbst wieder eine Reihung enthält. Dabei werden drei präpositionale Attribute gereiht; das letzte Glied der Reihung, „vorm Schuft", stellt also keine Apposition dar, denn dann müßte es grammatikalisch richtig heißen „die Angst vor Konkurrenz, vor seinesgleichen, dem Schuft". Und nur als Apposition könnte das in der Klageschrift unterstellte explikative Verhältnis zwischen „vor seinesgleichen" und „vorm Schuft" angenommen werden, wobei immer noch streitig bliebe, ob eine Apposition oder eine Präpositionalbildung mit getilgter Präposition vorliegt.

Klein kommt in seinem Gutachten zu dem Fazit:

> Wenn es daher in der Klageschrift heißt: „Dies ist nicht nur die mit Abstand naheliegendste (besser: nächstliegende), rein grammatikalische Interpretation der Äußerung", so ist dies offensichtlich falsch. Es handelt sich um eine asyndetische Reihung präpositionaler Attribute, in denen aufgezählt wird, wovor Helmut Horten (vorgeblich) Angst hat: er hat Angst vor der Konkurrenz und vor seinesgleichen und vor dem Schuft; wer immer mit „der Schuft" gemeint sein mag, es bezieht sich, der grammatischen Struktur zufolge, nicht auf denjenigen, der die Angst (vorgeblich) hat. Niemand käme auf die Idee, einen Ausdruck wie „Helmut Hortens Angst vor dem Schuft" so zu interpretieren, als sei „der Schuft" Helmut Horten selbst, und eine solche Interpretation wird nicht im geringsten plausibler durch den Umstand, daß außer „dem Schuft" noch zahlreiche andere vorgebliche Gegenstände der Angst (Konkurrenz, seinesgleichen, schlechte Luft, usw.) reihend aufgezählt werden[71].

Auf den Anwendungsaspekt bezogen, nimmt Klein als linguistischer Gutachter zu einem Verstehensproblem Stellung und widerlegt dezidiert die Auffassung der Klägerseite unter Anwendung linguistischen Wissens.

Das Oberlandesgericht Hamburg hat sich die Position Kleins insoweit zu eigen gemacht, daß es der Unterlassungsklage nur in bezug auf die zweite Textstelle stattgegeben hat, und nur um diese Textstelle ging es in diesem Berufungsverfahren.

Das Berufungsgericht sah durch die Textstelle (b) das Persönlichkeitsrecht des Klägers verletzt, dem zu seinem Persönlichkeitsschutz die §§ 823, 824, 1004 BGB und § 186 STGB zur Verfügung stehen. Das Oberlandesgericht Hamburg kam dabei zu folgendem Schluß:

> Nach dem Verständnis des Durchschnittslesers sage die Textstelle aus, daß der Kläger Politiker durch personenbezogene finanzielle Zuwendungen bestochen habe, um sie zu einem interessengesteuerten Verhalten zu bewegen. Dieses Verständnis entspreche dem Wortsinn und der mit dem Gedicht gegen den Kläger erhobenen sozialen Anklage; dazu komme, daß die Massenmedien dem Kläger 1972 „Abgeordnetenbestechung" vorgeworfen hätten. Durch die Kunstform der Moritat werde der Textstelle nicht der Charakter einer auf den Kläger bezogenen Tatsachenbehauptung genommen. In dieser Bedeutung sei die Behauptung unwahr und verletze die Ehre des Klägers schwer. Er müsse sie auch nicht um der Freiheit der Kunst willen hinnehmen. Durch die kunstspezifische Verfremdung werde der Vorwurf für ihn kaum gemildert[72].

Dem Oberlandesgericht Hamburg unterläuft in seinem Revisionsurteil ein schwerwiegender Fehler, indem es der genannten Textstelle (b) der Moritat eine einfache Tatsachenbehauptung zuspricht, ungeachtet ihres literarischen Charakters[73] und ihres Kontextes. Die logische Konsequenz aus dieser Haltung ist, daß sich das Persönlichkeitsrecht und das Recht auf freie Meinungsäußerung nach Art. 5 Absatz 1 GG als Rechtsgut gegenüberstehen statt das Persönlichkeitsrecht und das Recht auf künstlerische Freiheit nach Art. 5 Absatz 3 GG. Der sich daraus ergebende Unterschied weist eine besondere Tragweite auf. Denn die Meinungsfreiheit in Art. 5, 1 GG wird in Art. 5, 2 GG durch die Vorschriften der allgemeinen Gesetze, durch die Jugendschutzgesetze und das Persönlichkeitsrecht beschränkt. Art. 5, 3 GG besagt dagegen:

Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei. Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Treue zur Verfassung.

Die Freiheit der Kunst ist nach diesem Absatz vorbehaltlos garantiert[74]. Mit dem Argument, ein literarischer Text stelle eine private Meinungsäußerung eines Autors dar, versuchte das Oberlandesgericht Hamburg nun, den Kunstvorbehalt zu unterlaufen und Kunst damit justitiabel zu machen. Das ist auch genau der Punkt, den der BGH in seinem Revisionsurteil moniert:

Die Würdigung der beanstandeten Textstelle durch das Berufungsgericht wird dem hier betroffenen Wertekonflikt zwischen dem Persönlichkeitsrecht des Klägers und dem mit der „Moritat" unstreitig verbundenen künstlerischen Anliegen der Beklagten nicht hinreichend gerecht. Auf diesem Rechtsfehler beruht die angefochtene Entscheidung[75].

Der BGH stützte sich bei seiner Urteilsfindung auf die semantische Feststellung, daß „bezahlte Politiker" im Sinne von „Parteienfinanzierung" ausgelegt werden kann und nicht als „Abgeordnetenbestechung" aufzufassen ist. Dem Prinzip der Abwägbarkeit folgend, kommt es zu dem Schluß:

Nach Auffassung des Senats übersteigen bei der gebotenen Abwägung der im Streitfall widerstreitenden Interessen die nachteiligen Auswirkungen der hier beanstandeten Textstelle für den Kläger nicht die Belastungen, die von einer Gesellschaft, die sich zu einer freien Kunst bekennt, hingenommen werden müssen[76 + 77].

In diesem Prozeß hat der Literaturwissenschaftler Karl Riha zu dem Gedicht von F. C. Delius ein Gutachten erstellt[78], in dem er aufzeigt, daß Delius nicht eine bestimmte Gattung als Schutzmantel für Beleidigungen benutzt, sondern sein Gedicht dieser Gattung zuzurechnen ist. Unter dem zentralen Aspekt der Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens im Literatursystem möchte ich auf einige Stellen dieses Gutachtens eingehen.

Das Gutachten beginnt mit der Feststellung, daß Delius sein Gedicht als „Moritat" bezeichnet und sich auf eine literarische Tradition bezieht, die am Bänkelsang anknüpft. Zunächst gibt Riha eine Beschreibung der Gattung Moritat:

Der Bänkel- und Moritatensänger will erschrecken und bewegen, unterhalten und belehren. Er bedient sich dazu krasser Veranschaulichungsmittel und verschmäht die Effekte des Schaurig-Schönen nicht. Er führt in seinen Stücken die Gefährdung und Wiederherstellung der Ordnung vor. In der Schlußmoral – die ein poetologisches Aushängeschild dieser literarischen Gattung darstellt – bindet er den Zuhörer an ein Konventionsschema; gelegentlich findet man auch ironische Brechungen dieser Schlußsentenz. Trotz der öffentlichen Vortragssituation ist bereits im trivialen Bänkelsang eine Art Entwirklichung und deshalb Verfremdung der Sprechsituation zu beobachten[79].

Danach führt Riha den Nachweis, daß das zur Diskussion stehende Gedicht in diese Gattung gehört:

Delius entspricht den Konditionen der so fixierten „Moritaten"-Literatur nicht nur durch Titelmarkierung, sondern gerade auch im moritatenhaften Sprachgestus des Gesamttextes, der dem Gesetz der Bilderreihung folgt, und mit der „Moral" am Schluß, die „lehrhaft" andeutet, daß das „Ende des Kapitalismus" anders vorzustellen sei, als dies im Text – am Beispiel der bildhaft entwickelten Moritaten-Fabel von „Helmut Hortens Angst und Ende" – entworfen wird. Der Autor gibt auf diese Weise zu erkennen, daß sich die Fabel für ihn und den angesprochenen Leser („Ihr wißt schon") in spezifischer Weise relativiert[80].

Im weiteren kommt Riha in bezug auf die Klageschrift zu drei Folgerungen, von denen ich hier die letzte zitieren möchte:

Der Vorwurf, F.C. Delius gebe in seiner *Moritat auf Helmut Hortens Angst und Ende* seinem „Haß auf den Kläger unverhohlen Ausdruck" und treffe Angaben, die dem „Ansehen und Ruf" des Klägers schwer abträglich seien, wird durch die herausgestellten Verszitate nicht gestützt. Die Interpretation der inkriminierten Verszeile in der zweiten Strophe ist schlicht falsch, läßt den Kontext unberücksichtigt und verkennt den Reihungscharakter der Äußerung bzw. alternative Lesarten. Die Interpretation der beiden Verszeilen aus der dritten Strophe verkennt den satirisch-zugespitzten Charakter, der durch den Kontext gestützt wird und sich in der spezifischen Bildwahl erhärtet. Im übrigen bleibt der Vorwurf der Politikerbestechung klischeehaft-allgemein und redensartlich, so daß sich aus ihm keine rechte Vorstellung eines greifbaren Tatbestandes entwickeln läßt, der im Sinne des Klägers kriminalisierbar wäre[81].

Unter der Anwendungsproblematik ist diese Folgerung so zu verstehen, daß Riha aufgrund seiner vorangehenden literaturwissenschaftlichen Analyse in den beanstandeten Textstellen keine justitiablen Tatbestand sieht. Dem Gericht wird dadurch implizit eine Abweisung der Klage empfohlen. Literaturwissenschaftler können in ihrer gleichzeitigen Funktion als Teilnehmer am Literatursystem natürlich das ihre versuchen, ein Verbot oder eine Indizierung eines Textes zu verhindern oder aber auch mit allen rhetorischen Mitteln durchzusetzen[82]. Dabei ist die Zielsetzung anders als bei der wissenschaftlichen Tätigkeit: Es geht um die Verfestigung bzw. Durchsetzung eines bestimmten Literaturbegriffs. Deshalb muß bei der Einschätzung literaturwissenschaftlicher Gutachten diese Rollenverteilung genau berücksichtigt werden[83].

Aus der Sicht der Empirischen Literaturwissenschaft sollten jedoch vernünftige Gutachten möglich sein, die ohne einen – immer umstrittenen – normativen Kunstbegriff auskommen. Die Aufgabe eines solchen literaturwissenschaftlichen Gutachters müßte dann unter Berücksichtigung des Art. 5, 3 GG eigentlich darin liegen, Empfehlungen darüber auszusprechen, ob ein fraglicher Text als literarisch oder als nicht-literarisch bezeichnet werden kann, und nicht bestimmte Interpretationen – sprich einzelne Lesarten – vorzuführen, denen immer jeweils konträre Positionen gegenübergestellt werden können je nach Gusto des Interpreten. Zur Lösung dieser Aufgabe gehört es, nicht nur Sprache, Stil und andere Textmerkmale eines umstrittenen Textes zu analysieren – sich also nur auf den Text selbst zu beschränken –, sondern dieser Text muß samt seinem sprachlichen und nicht-sprachlichen Kontext betrachtet werden: die Art und Weise der Publikation, das literarische Renommee des Autors, seine weiteren Publikationen, die Aufnahme des Textes beim Lesepublikum und dessen Rezeptionsvoraussetzungen (welche Leserschicht mit welchem Literaturbegriff liest wie?), und auch die mögliche Reaktion der Literaturkritik. All diese Faktoren müßten berücksichtigt werden und keiner kann für sich genommen Ausschließlichkeit beanspruchen. Deshalb reicht selbst eine empirische Untersuchung zur Rezeption eines Textes bei sogenannten Durchschnittslesern nicht aus, weil die Befragten in ihrem Verständnis von Literatur den fraglichen Text für nicht-literarisch (vielleicht für obszön, pornographisch oder Ähnliches) halten können, während er dagegen in der Literaturkritik, wie es z. B. mit der *Geschichte der O* der Fall war, als literarischer Text – sei es nun positiv oder negativ – besprochen wird.

4.2 Die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften

In dem oben geschilderten Fall handelt es sich mit F. C. Delius um einen engagierten Autor, dessen Texte als literarisch anerkannt gelten[84]. Insofern liegt eine andere Ausgangssituation vor als in den Fällen, in denen der Kunstwerkcharakter eines Textes angezweifelt wird oder der Text mit anderem Rechtsgut – z. B. dem Jugendschutz[85] oder der Staatssicherheit[86] – kollidiert. Aus diesem Grund soll außer dem obigen zivilrechtlichen Beispiel hier noch aus einem anderen juristischen Bereich berichtet werden: dem Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften (GjS) und die sich daraus ergebende Tätigkeit der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften (BPS).

Die Bundesprüfstelle ist eine selbständige Bundesoberbehörde, die dem Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit (BMJFG) nachgeordnet ist und juristisch auf dem GjS basiert. In ihren Entscheidungen ist die BPS nicht an Weisungen gebunden; ihre Verfahren und Entscheidungen sind vergleichbar mit denen ordentlicher Gerichte. Zuständig für Revisionsanträge sind Verwaltungsgerichte, da es sich bei der BPS ja um eine Bundesbehörde handelt.

Die BPS besteht aus einem Vorsitzenden und seinen Mitarbeitern, weiterhin aus 36 Gruppenbeisitzern und 29 Länderbeisitzern. Die Gruppenbeisitzer werden auf Vorschlag ihrer Verbände vom BMJFG aus den Bereichen Kunst, Literatur, Buchhandel, Verleger, Jugendverbände, Jugendwohlfahrt, Lehrerschaft und Kirchen berufen[87]. Die Länderbeisitzer werden von den Landesregierungen ernannt. Die BPS wird erst nach einem entsprechenden Antrag tätig[88]. Antragsberechtigt waren seit Erlaß des Gesetzes das BMJFG und die obersten Jugendbehörden der Länder; ab 5. Mai 1978 ist diese Gruppe auf die Jugend- und Landesjugendämter erweitert worden. Die BPS entscheidet bei einem Antrag normalerweise[89] durch ein 12er Gremium, das sich aus dem Vorsitzenden, 8 Gruppenbeisitzern und 3 Länderbeisitzern zusammensetzt. Nach mündlichen Verhandlungen entscheidet das Gremium in geheimer Beratung und Abstimmung, ob eine Schrift zu indizieren ist. Für eine Listenaufnahme ist die qualifizierte Mehrheit des Gremiums erforderlich. Zum besseren Verständnis der diskutierten Entscheidungen folgt hier der Wortlaut des § 1 GjS:

(1) Schriften, die geeignet sind, Kinder oder Jugendliche sittlich zu gefährden, sind in eine Liste aufzunehmen. Dazu zählen vor allem unsittliche, verrohend wirkende, zu Gewalttätigkeit, Verbrechen oder Rassenhaß anreizende sowie den Krieg verherrlichende Schriften. Die Aufnahme ist bekanntzumachen.

(2) Eine Schrift darf nicht in die Liste aufgenommen werden

1. allein wegen ihres politischen, sozialen, religiösen oder weltanschaulichen Inhalts;
2. wenn sie der Kunst oder der Wissenschaft, der Forschung oder der Lehre dient;
3. wenn sie im öffentlichen Interesse liegt, es sei denn, daß die Art der Darstellung zu beanstanden ist.

(3) Den Schriften stehen Ton- und Bildträger, Abbildungen und andere Darstellungen gleich.

(4) Kind im Sinne des Gesetzes ist, wer noch nicht vierzehn, Jugendlicher, wer vierzehn, aber noch nicht achtzehn Jahre alt ist.

Anhand einiger literarischer Beispielfälle[90] aus der Entscheidungspraxis der BPS sollen die Handhabung des GjS und die damit implizierten Vorstellungen von Literatur und Wirkungen von Literatur diskutiert werden. An eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dieser Form von Jugendschutz ist an dieser Stelle nicht gedacht. Außerdem können hier nur bestimmte Punkte beispielhaft hervorgehoben werden; eine weiterführende Betrachtung der GjS- und BPS-Problematik, auch unter dem Aspekt der literarischen Zensur, soll in einer späteren Arbeit erfolgen.

4.2.1 Eine erste Auffälligkeit an den gesichteten Entscheidungen[91] besteht darin, daß bei der Frage nach Vorliegen der Jugendgefährdung durch eine Schrift ausschließlich von dem fraglichen Text ausgegangen und rein inhaltlich-interpretativ argumentiert wird, wobei vorzugsweise „Stellen" zitiert werden. Weder werden Rezeptionsbedingungen, auf die wir am Ende bei der Wirkungsfrage noch kurz eingehen, noch der jeweilige Kontext einer Schrift berücksichtigt[92].

Besonders krass wirkt so ein textorientiertes Vorgehen in einem Fall wie Norman Spinrads *Der stählerne Traum*[93]. Dieses Buch eines renommierten Science Ficition-Autors (Vorsitzender des amerikanischen Schriftsstellerverbandes SFWA) wurde in den USA als bester Science Fiction-Roman vorgeschlagen und für den „National Book Award" empfohlen; in Frankreich wurde das Buch mit dem „Prix Apollo" ausgezeichnet. Das scheint für die BPS keine Rolle zu spielen:

Es kann dahingestellt bleiben, ob der Roman in USA als Satire betrachtet wird. Hier kommt es allein auf die deutsche Ausgabe und deren Rezeption durch deutsche Leser an[94].

wobei, wie noch zu zeigen ist, die Rezeption durch deutsche Leser auf die Rezeption durch die BPS und die jeweiligen Antragsteller beschränkt bleibt.

Worum geht es in diesem Roman? Spinrad spielt mit Adolf Hitler einen anderen Lebenslauf durch[95]. Er macht ihn zu einem Comic Strip-Zeichner und Autor von Trivialliteratur, der nach dem 1. Weltkrieg von Deutschland in die USA auswandert und dort mit seinem Roman *Herr des Hakenkreuzes* populär wird. Spinrad baut sein Buch wie folgt auf: Der fiktiven Biographie Adolf Hitlers folgt dann Hitlers angeblicher Roman *Herr des Hakenkreuzes*, dem ein fiktives Nachwort nachgestellt ist.

Die Rezeption durch das Gremium der BPS sieht dann u. a. so aus:

Das Taschenbuch *Der stählerne Traum* wirkt insbesondere aus folgenden Gründen sozialethisch desorientierend:

- Es glorifiziert Adolf Hitler alias Feric Jaggar und das NS-System;
- Es erscheint insbesondere Jugendlichen als eine Verteidigung der Ideologie des Nationalsozialismus, vornehmlich seines Herrenrassen-Wahns und seiner Kriegsführung;
- Es wirkt verrohend im Sinne von § 1 Abs. 1 Satz 2 GjS, indem es extreme Gewaltanwendung als legitim und selbstverständlich schildert;
- Spinrad zeichnet seinen Hitler, Feric Jaggar, dem realen Hitler in erschreckender Deutlichkeit nach und läßt damit dessen Verbrechen als gerechtfertigt erscheinen. Zu seinen Verbrechen vgl. Sebastian Haffner in „Anmerkungen zu Hitler" Kindler-Verlag, 1978 München, S. 155 ff.

Spinrads Hitler unterscheidet sich aber in einem eklatanten Punkt vom historischen Hitler, und dies macht das Buch so gefährlich. Im Buch begeht Hitler nicht nach 12 Jahren Tyrannenherrschaft Selbstmord, sondern er überlebt als strahlender, sympathischer Sieger sogar den Atomwaffenangriff.

Der Führer Jaggar (alias Adolf Hitler) ist eine immer siegende Vaterfigur, hervorragend zur positiven Identifizierung geschaffen. Dies um so mehr, als er im Hitler-Stil skrupellos mordend die Macht in Heldon an sich reißt, dabei den gleichen Uniform-, Leder- und Waffenfetischismus ausnützend wie er um 1933 anzutreffen war und in den letzten Jahren schon wieder bei neonazistischen Gruppen in Mode ist. Durch diese sympathische Darstellung werden alle von ihm und dem Nationalsozialismus begangenen Verbrechen sowie die darüber hinausgehenden in dem Roman schlicht gebilligt.

Diese Passagen zeigen deutlich, daß fleißig interpretiert und mit Unterstellungen gearbeitet wird, die völlig haltlos sind. Der fiktive Autor Adolf Hitler wird mit seiner Romanfigur Feric Jaggar identifiziert und beliebig ausgetauscht; das ist dann so, als ob Goethe und Werther ein und diesselbe Person seien. Schließlich werden der historische Hitler, Spinrads fiktiver Hitler und die Romanfigur Jaggar alle in einen Topf geworfen und es kommt zu den abstrusesten Schlußfolgerungen: Daß der fiktive Hitler Jaggar nicht Selbstmord begehen läßt, wird Spinrad zum Vorwurf gemacht. Weiterhin wird Spinrad eine Rechtfertigung der NS-Verbrechen und eine Glorifizierung des NS-Regimes unterstellt, als ob es sich bei seinem Buch um eine Machwerk wie „Die Ausschwitz-Lüge" handeln würde.

Ein weiteres Zitat halte ich bezeichnend für die verquere Argumentations- und Denkweise der BPS:

> Die Besprechung des Buches in dem Boulevardblatt „Abendzeitung" kann zu keinem anderen Ergebnis führen. Wenn die Autorin dort zu einer Bejahung der Satire kommt, so dies deshalb, weil sie von unzutreffenden Voraussetzungen ausgeht. Entgegen ihrer Annahme kennt nicht jedes kleine Kind in der Bundesrepublik Deutschland die Wahrheit über den Nationalsozialismus. Darüber herrscht erschrekkende Unkenntnis, selbst bei denjenigen, die alle Möglichkeiten der Bildung und Weiterbildung benutzt haben.

Wenn man diese Argumentation wendet, so heißt das doch, daß, wenn die Wahrheit über den Nationalsozialismus Allgemeingut wäre, keine Jugendgefährdung von dem Text ausginge und er allgemein als Satire gelesen werden könnte. Das impliziert aber doch, daß die Jugendgefährdung letztendlich von den Jugendlichen selbst ausgeht und der Text in dieser Beziehung ambivalent ist. Diese Konsequenz kann und will die BPS wohl nicht ziehen.

Auch der Hinweis auf rechtsextreme Leserkreise kann nicht überzeugen:

> Jugendliche, insbesondere solche, die für NS-Ideologie anfällig sind oder bereits davon infiziert sind, können daraus folgende Schlüsse ziehen. Der Nationalsozialismus, einschließlich des Führers, war in Ordnung. Er blühe wieder auf. Es bedürfe nur eines neuen Führers.[96]

Gerade wenn der Roman in rechtsradikalen Kreisen angepriesen wird[97], muß die Denkweise solcher Rezipienten doch hinterfragt werden und zum Gegenstand der Diskussion gemacht werden. Als antragsstellender Kultusminister (der Indizierungsantrag wurde vom Niedersächsischen Kultusminister gestellt) würde ich mich daher eher für eine verstärkte Diskussion der NS-Herrschaft in den Schulen einsetzen, statt die zu führende Diskussion durch eine Indizierung zu unterbinden[98].

4.2.2 Auch in anderen Fällen werden wie bei Spinrad bestimmte Lesarten von Texten zur Norm erhoben, manchmal sogar mit Gutachterinterpretationen gestützt oder werden Gegengutachten nicht be-

achtet, wobei diese subjektiven Leseeindrücke zur Grundlage der Entscheidung einer Indizierung gemacht werden. Im Falle der *Josefine Mutzenbacher* kommt das BPS-Gremium z. B. zu der Ansicht:

Er [der Roman, A. B.] stellt unter Ausklammerung aller sonstigen menschlichen Bezüge sexuelle Vorgänge in grob aufdringlicher Weise in den Vordergrund und seine Gesamttendenz zielt überwiegend auf das lüsterne Interesse an sexuellen Dingen ab. Der Mensch wird auf ein physiologisches Reiz-Reaktions-Wesen reduziert, er wird zum bloßen auswechselbaren Objekt geschlechtlicher Begierde degradiert[99].

Dem steht das Gutachten von H. A. Glaser gegenüber, der u. a. schreibt:

Einige der Szenen, die wie Perlen auf den Erzählstrang gefädelt werden, sind allerdings Kabinettstücke pornographischer Prosa. Die Abenteuer mit dem Bierversilberer Horak oder dem Fotographen Capuzzi suchen ihresgleichen. Sprache, Lokalkolorit und Habitus enthalten Charakteristisches vom Wiener Fin de Siècle. Insofern lassen sich viele Szenen als Szenen aus dem Leben Wiens zur Jahrhundertwende lesen[100].

Die BPS erklärt demgegenüber lapidar: „Von alle dem hat das Gremium nichts gefunden in dem Roman"[101] und stützt ihre Interpretation durch das Gutachten von H. Mainusch, in dem es u. a. lautet:

Gerade die letzten beiden Seiten des Gutachtens von Herrn Glaser enthalten zwei Irrtümer, über die nicht hinwegzusehen ist. Da heißt es auf S. 7: „Insofern lassen sich viele Szenen als Szenen aus dem Leben Wiens zur Jahrhundertwende lesen. Sie enthalten Sitten- und Sozialgeschichte in individualisierter Form. Daß sie die Schattenseite des Lebens einfangen, verschlägt hiergegen nichts." Eben dies demaskiert den Roman als Pornographie: Die Schattenseiten, von denen Glaser spricht, gibt es hier nicht. Das pornographische Milieu verbietet, wie auch das faschistische, den Ausdruck des Leidens. Den wiederzugeben, vermag nur die Kunst. Und dann ist es auch völlig nebensächlich, welche Gegenstände im Kunstwerk dargestellt werden[102].

Ich möchte hier gar nicht weiter das Problem vertiefen, das mit Wesensdefinitionen verbunden ist; was Kunst vermag und was nicht, ist m. E. eine empirische Frage und keine der Definition. Ebenso bezweifle ich, daß die Literarizität von Texten über solche definitorischen Setzungen ermittelt werden kann und daß es sich bei Pornographie um eine eigene Gattung handelt[103].

An dieser Stelle sollte deutlich werden, daß mit einer Ausschließlichkeit Textbedeutungen postuliert und gehandhabt werden, obwohl andere Interpretationen – wie die literaturwissenschaftliche Interpretationspraxis in aller Deutlichkeit zeigt – jederzeit möglich sind; eine sehr vage Grundlage für eine so weitreichende Maßnahme wie die Indizierung[104].

Dubios und hochgradig interpretationsbedürftig ist eine Grundsatzerklärung der BPS, die in einer ihrer Entscheidungen zu finden ist:

Die Eignung einer Schrift zur sozialethischen Desorientierung ist nach der Spruchpraxis der Bundesprüfstelle und nach der Rechtsprechung immer dann anzunehmen, wenn grundrechtlich geschützte Werte durch das Medium beeinträchtigt werden.

Einer dieser Grundwerte ist die *Würde des Menschen* (Art. 1 Abs. 1 GG), denn diese ist unantastbar, „dies ist der oberste Grundwert in unserer Gesellschaft und in unserem Erziehungssystem". [Jürgen Schmude, A. B.]
Die Würde des Menschen ist getroffen, wenn der konkrete Mensch zum Objekt, zu einem bloßen Mittel, zur vertretbaren Größe herabgewürdigt wird.[105]

Als Literaturwissenschaftler frage ich mich, ob literarische Figuren wie Jaggar, Mutzenbacher oder O konkrete Menschen sind oder ob nicht doch zwischen Romanfiguren und Peep-Shows ein gewisser Unterschied besteht. Außerdem sollte die Freiheit der Kunst als grundrechtlich geschützter Wert nicht außer acht gelassen werden.

4.2.3 Die ohnehin schon als vage zu bezeichnende Entscheidungsbasis der BPS wird noch wackeliger, wenn man den Wirkungsaspekt betrachtet. Für die Begründung der Jugendgefährdung finden sich dann solche Stellen wie diese:

Der jugendliche Rezipient muß nach der Lektüre des verfahrensgegenständlichen Romans zwangsläufig zu der Überzeugung kommen, Gewaltanwendung lohne sich stets und sei insbesondere dann gerechtfertigt, wenn sie im Dienste einer „guten" Sache begangen werde[106].

Hier wird eine zwingende Wirkung unterschoben, die völlig konträr zu den Ergebnissen der neueren Textverstehens- und Wirkungsforschung steht[107], die den Rezipienten als konstituierenden Faktor der Lektüre sieht. Die Rezeption wird vom Leser gesteuert aufgrund dessen Rezeptionsvoraussetzungen und den Rezeptionsbedingungen, nicht der Text steuert den Leser.
Die Annahme textgesteuerter Wirkungen, die die BPS wohl für natürlich gegeben hält, geht in einem Fall sogar so weit, daß textimmanente, fiktionale Schilderungen eine jugendgefährdende Wirkung belegen sollen. Eine literarische Figur soll beispielhaft für die Rezeption des Romans sein, in dem diese Figur selbst vorkommt[108]:

Als Modell kommt außerdem die O selbst in Betracht, wie die Autorin am Beispiel der fünfzehnjährigen Natalie, die in Kenntnis der Mißhandlungen der O so sein will wie O, sehr deutlich demonstriert. Außerdem zeigt dieses Beispiel, daß Jugenlichen die Darstellungen des Romans als glaubwürdig erscheinen[109].

Für ihre Argumentation übernimmt die BPS seit geraumer Zeit die Theorie des Lernens am Modell, die jedoch zur Wirkung von Literatur nichts hergibt:

Bisherige Experimente haben vorwiegend den Einfluß von Gewaltdarstellungen im Fernsehen auf kindliches Verhalten untersucht. Es gibt auch Untersuchungen über den Einfluß von Tonband-Geschichten. Es *fehlen* aber vor allem noch Studien über den Einfluß des gedruckten Textes auf seine Leser. Da jedoch nahezu alle Untersuchungen zum Lernen am Modell unterstreichen, daß durch Beobachten relativ leicht gelernt wird, *ist die generalisierende Annahme, daß auch gedruckte Texte Lernprozesse in Gang setzen und Nachahmungen auslösen, die zur Zeit beste Hypothese*[110].

Auf die Ergebnisse der Textverstehensforschung ist oben schon kurz hingewiesen worden. Aber auch weitere Untersuchungen zur Wirkung massenmedialer Gewaltdarstellungen im audio-visuellen Bereich auf Kinder und Jugendliche stellen die obige Version der Lerntheorie in Frage:

Grundsätzlich sind die Wirkungen von Massenkommunikation nicht kausal in dem Sinne erklärbar, daß von einem bestimmten Inhalt auf eine bestimmte Wirkung geschlossen werden kann. Jede Wirkung, die bei einem Rezipienten auftritt, ist abhängig 1. vom Kommunikationsinhalt (z. B. dramaturgischer Aufbau und wahrgenommene Realitätsentsprechung einer violenten Fernsehsendung) und damit eng verbunden der Kommunikatorglaubwürdigkeit; 2. der Persönlichkeit des Rezipienten (z. B. Alter, Geschlecht, Intelligenz, Selbstwertgefühl, Bildung usw.) und dessen Einbettung in ein Netzwerk interpersonaler Beziehungen (z. B. Schichtzugehörigkeit, Beruf, familialer Status usw.) sowie 3. der situativen Bedingung des Medienkonsums (z. B. allein vs. Gruppe, in der natürlichen Situation des Alltags oder im psychologischen Laboratorium usw.). Entscheidend für das Auftreten einer bestimmten Wirkung ist also nicht die Qualität des massenmedialen Inhalts allein, sondern von wesentlich größerer Bedeutung ist vielmehr die psychisch-soziale Disposition des Rezipienten, die auch dafür entscheidend ist, wozu ein bestimmter Medieninhalt genutzt wird[111].

Die BPS ist in einigen Fällen bemüht, Gutachter heranzuziehen; doch letztendlich bleiben die getroffenen Entscheidungen auf dem Niveau von Textinterpretationen und angeknüpften Wirkungshypothesen, die alle einer fundierten Basis entbehren. Empirisches Wissen über unterschiedliche Literaturbegriffe und über Wirkungszusammenhänge scheinen mir dringend erforderlich, um die willkürliche Entscheidungspraxis zu verändern. Ob die textimmanente Betrachtungsweise sich aus dem GjS ergibt und ob eine andere Art der Entscheidungsfindung die Tätigkeit der BPS ad absurdum führt, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden.

Man brauchte als Literaturwissenschaftler über die Tätigkeit der BPS gar nicht so viel Aufhebens zu machen, wenn nicht an einer Indizierung bestimmte Konsequenzen hängen würden. Das Verbreitungsverbot (§ 3 GjS) und die Beschränkung der Werbung (§ 5 GjS) sorgen im Endeffekt dafür, daß indizierte Bücher nicht nur für Jugendliche nicht mehr greifbar sind, sondern ganz schlicht und ergreifend vom Buchmarkt verschwinden, also auch für Erwachsene nicht mehr zur Verfügung stehen. Das ist ein Eingriff in das Literatursystem, über den man sich klar werden sollte.

Anmerkungen

1 Ich denke dabei u. a an den Bereich der Textverarbeitung; Übertragungen einer literarischen Textvorlage in ein anderes Medium, Film oder Hörfunk, sind z. B. noch nicht beschreibbar.

2 Literarhistorisches Wissen ist natürlich literaturwissenschaftliches Wissen, wenn es durch eine Literaturtheorie ermittelt worden ist. Ansonsten würde ich Daten und Fakten biographischer Art als Lexikonwissen bezeichnen.
3 Arno Schmidt, 1966, 6.
4 ebenda, 7.
5 ebenda, 12.
6 Die Diskussion dieses Punktes wird noch einmal in Abschnitt 3.1 aufgenommen werden.
7 In der DDR und UDSSR wird diese spezielle Problematik unter dem Stichwort der Planung, Organisation und Steuerung kultureller Prozesse seit mehr als 10 Jahren diskutiert; vgl. Afanasjew, 1969; ders., 1971; Marten & Martin, 1981; John, 1968; ders., 1978.
8 Unter „adäquat" verstehe ich Beschreibungen und Erklärungen, die auf eine geschlossene Theorie zurückgreifen und keine singulären, beliebigen Fälle zusammenhanglos präsentieren.
9 Diese Art von Wissen wird dann besonders wichtig, wenn man selbst im Literatursystem Veränderungen beabsichtigt; vgl. auch Anm. 22a.
10 Der vorliegende Band ist ja gerade ein Beleg dafür, daß dieser Grundwert auch ernst genommen wird.
11 Finke, 1982, 74; Herv. i. O.
12 ebenda
13 ebenda, 74; Herv. i. O.
14 vgl. Förster, 1980, 771, und Finke, 1982, Kap. III.
15 Förster, 1980, 771.
16 ebenda, 774. Die Problematik der Möglichkeit der Gewinnung objektiver Erkenntnis sei an dieser Stelle nur erwähnt.
17 Sokolow, 1978, 211/212.
18 Marten & Martin, 1981, 60.
19 Ich lasse hier offen, ob mit der Konzeption der Empirischen Literaturwissenschaft dieser Anwendungsaspekt nicht immer schon impliziert ist.
20 Förster, 1980, 772, Herv. i. O.
21 Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß Anwendungen nicht unbedingt an Kulturplaner allein gebunden sein müssen, sondern potentiell von allen Teilnehmern des Kultursystems durchgeführt werden können
22 Förster, 1980, 775.
22a Der Wissenschaftler begleitet die konkrete Anwendung z. B. als teilnehmender Beobachter, überprüft dabei u. a. von ihm vorgeschlagene Handlungsstrategien und deren Effektivität. Auf die Literaturwissenschaft bezogen könnte diese Art seiner Tätigkeit ein Teilbereich einer experimentellen Literaturwissenschaft sein.
23 Förster, 1980, 782; Herv. i. O.
24 Eine dritte Möglichkeit bestünde noch in einer weiteren Ausdifferenzierung der oben vorgeschlagenen Skala von Anwendungsformen. Eine solche Typologie gehört aber in den Rahmen eines globalen Konzepts von angewandter Wissenschaft und überschreitet den Rahmen dieses Beitrags. Außerdem geht es mir hier um den Aspekt der Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens, also um eine spezifisch literaturwissenschaftliche Fragestellung.
25 siehe S. J. Schmidt, 1980, besonders Kap. 5.
26 vgl. auch die Studie von Verdaasdonk, 1984.

27 „literarisch" wird deshalb in Anführungszeichen gesetzt, weil Texte nicht „literarisch" sind, sondern je nach herrschender Ästhetik- und Polyvalenz-Konvention für literarisch gehalten werden; vgl. S. J. Schmidt, 1980, 70 ff. Im weiteren werde ich aus typographischen Gründen auf die Anführungszeichen verzichten.
28 In diesem Sinne ist die Herstellung einer Parodie natürlich auch ein Textverarbeitungsvorgang und setzt einen Rezeptionsprozeß voraus. Da aber das Endprodukt wieder als literarischer Text gilt, kann seine Herstellung zum Bereich der literarischen Produktionshandlungen gerechnet werden.
29 siehe Sklovskij, 1971.
30 Rühm, 1970, 174.
31 Queneau, 1970, 86 u. 110.
32 Kühn, 1981.
33 ebenda, 9.
34 ebenda, 25.
35 ebenda, 9, Herv. A. B.
36 ebenda, 14.
37 vgl. ebenda, 36.
38 ebenda, 37/38, Herv. i. O.
39 Kühn, 1977
40 Rühmkorf, 1975.
41 In dem Zusammenhang mit Nachdichtungen und Übersetzungen sind als weitere Beispiele für die vorgeschlagene Typologie Biographien denkbar, die zwar literaturwissenschaftliche Erkenntnisse aufgreifen und verarbeiten, selbst aber wieder als literarische Texte lesbar sind.
42 Grimm, 1961a u. 1961b; Heselhaus, 1966; Fankhauser, 1971; Striedter, 1971; Broekman, 1971.
43 Siehe z. B. die kritischen Bemerkungen Knopfs, 1974, 17 ff.
44 vgl. Brüggemann, 1973, 148.
45 Fankhauser, 1971, 4; vgl. auch Broekman, 1971, 56.
46 Diese Diskussion des V-Effekts müßte eigentlich unter der Kategorie der Verarbeitung geführt werden; aber ich denke hier auch an Brecht als den Autor von Texten, die unter dem Aspekt des V-Effekts konzipiert worden sind.
47 Zimmer, 1973, 689.
48 Hofmann, 1978, 430; Herv. A. B.
49 An dieser Stelle danke ich recht herzlich Jürgen Kühnel, der die verwendeten Transkriptionen anfertigte und mir zur Verfügung stellte.
50 Lachmann, 1964.
51 vgl. Hoffmann, 1981, 92/93.
52 Die „unkritische" Art und Weise, in der Lachmann hier ediert hat, kann m. E. kein Beweis dafür sein, daß er nicht mit literaturwissenschaftlichem Wissen gearbeitet hat. Zum Problem historisch-kritischer Ausgaben mittelhochdeutscher Texte siehe auch die Arbeit von Lutz-Hensel, 1975.
53 Interessant in diesem Zusammenhang wäre etwa ein Vergleich der Hölderlin-Ausgaben von Beißner und Sattler.
54 Ob man in diesem Zusammenhang auf die oben getroffene Unterscheidung zwischen literarturwissenschaftlichem und literarisch-biographischem Wissen zurückgreifen kann, sei einmal dahingestellt.
55 Obwohl diese Handlungen in der Empirischen Theorie der Literatur noch nicht als Verarbeitungsoperationen vorgesehen sind.

56 Die Einschränkung durch den letzten Relativsatz wird deshalb notwendig, weil ich nicht Literaturwissenschaftler, die Gutachten für die DFG oder die Graduiertenförderung anfertigen, im Sinne dieser Typologie als Verarbeiter sehen kann.

57 Zu diesem Problemkreis wird ausführlich in Abschnitt 4 Stellung genommen.

58 vgl. dazu die Arbeit von Viehoff in diesem Band.

59 Eine reine Schulbuchanalyse würde dabei in dieser Typologie allerdings unter die Kategorie der Vermittlung fallen, insoweit Schulbücher überhaupt als Bestandteile des Literatursystems gezählt werden können. Außerdem muß noch einschränkend gesagt werden, daß nicht der gesamte Literarturunterricht an der Schule als Teilnahme am Literatursystem betrachtet werden kann, denn diese Teilnahme soll ja erst – mehr oder weniger erzwungen – eingeübt werden.

60 vgl. S. J. Schmidt, 1980, Kap. 5.4.5 und S. J. Schmidt, 1982, Kap. 4.

61 Wapnewski, 1980, 249.

62 Staiger, 1971, 46/47.

63 Weitz, 1972, 248.

64 ebenda, 318.

65 Hier gehe ich hauptsächlich auf die Anwendungsproblematik ein, während ich an anderer Stelle (Barsch, 1984) Literaturprozesse aus der Sicht der Empirischen Literaturwissenschaft angesprochen habe.

66 Diese Vermutung basiert auf der schon in Abschnitt 2 genannten Feststellung, daß ohne fundierte Sachkenntnisse keine sinnvollen Entscheidungen getroffen und legitimiert werden können.

67 vgl. Breuer, 1982, Kap. 1.

68 Die BPS ist sicher kein Gericht im herkömmlichen Sinne, das wortwörtlich unter den Begriff „Literatur vor dem Richter“ fällt. Die BPS ist aber eine Bundesoberbehörde, die sich an die Rechtssprechung des Bundesverfassungsgerichts, des Bundesgerichtshofes und des Bundesverwaltungsgerichts halten muß und ihrer Funktion nach einem ordentlichen Gericht gleichgestellt ist: „Das *Verfahren vor der BPS* entspricht prozessualen Grundsätzen: rechtliches Gehör, fristgerechte Ladung, öffentliche Verhandlung, geheime und weisungsfreie Beratung und Abstimmung, schriftliche, begründete Entscheidungen mit Rechtsmittelbelehrung, Anfechtbarkeit der Entscheidungen im Verwaltungsrechtsweg bis zum Bundesverfassungsgericht“ (Stefen 1977, 79, Herv. i. O.).

69 Um sich ein eigenes Bild machen zu können, sei der Text hier zitiert:

Moritat auf Helmut Hortens Angst und Ende

Horten liegt flach – im eignen Schweizer Gras und weiß
und grün und das Gesicht voll Schmerz und Angst und Schweiß.
Was ist passiert? Es biß ihn eine böse Schlange,
er sah sie noch und schrie – doch ist sie weg schon lange.
Der Kaufhauskönig stöhnt, sein Leibarzt nimmt das Bein
und spitzt ihm gut gekühltes Schlangenserum ein,
das für den Notfall immer da ist, zu dem Zweck:
Dem guten Chef beißt ein Reptil das Leben weg.
Sein Arzt verfährt gewissenhaft, und doch, was nützt
das Serum, das er gegen diese Schlange spritzt,
denn die war giftig nicht, giftig war nur diese
Angst vorm Biß, vor jedem Angriff, jeder Krise:
Die Angst vor den zu faulen Angestellten,

die Angst vor nichtkapitalistischen Welten,
die Angst vor Steuern und Verlusten,
die Angst vor Gewerkschaften, den zahmen und bewußten,
die Angst, seine Frau als Witwe zu wissen,
die Angst, Macht und Geld vermindern zu müssen,
die Angst vor Kindern, die sein Lebenswerk verprassen
oder gar mit der Linken einlassen,
die Angst vor Krankheit und der schlechten deutschen Luft,
die Angst vor Konkurrenz, vor seinesgleichen, vorm Schuft,
und die Angst vor diesen tausend Kreaturen,
die nicht nach seinem Willen spuren.
Was nützt da die Spritze? Natürlich nix.
Ein Hausmädchen reicht ihm ihr Kruzifix.

Da liegt er jetzt im Garten seiner Villa im Tessin,
an dem zentralen Punkt, von dem aus, wies ihm selbst schien,
er seine europäischen geschäftlichen Interessen
sehr gut überblicken kann und auch, nach Wunsch, vergessen.
Da sieht er jetzt nur Beine und Gesichter, fassungslos,
in ihrer Mitte seine Frau, Frau Heidi, deren Schoß
er noch mal anstarrt, und die ihm aus dem Gesicht
den Schweiß wegwischt und mit ihm letzte Worte spricht.
Und in den paar Minuten, die er seinen Mund noch auf hat,
findet weiterhin der profitable Verkauf statt,
helfen ihm gut dreißigtausend Leute,
vergrößern ihm schnell noch die Ausbeutungsbeute,
steigt noch der Wert von Heidis Diamanten
und Tigerfelln, Hirschgeweihen und Brillianten,
werden der eigne Jet, die fünf Rolls-Royce und die Yacht
durch Abschreibung weiterhin fruchtbar gemacht,
schwitzen die von ihm bezahlten Politiker über Gesetzen,
die ihm genehm sind und seine Gegner zerfetzen.
In diesen paar Minuten, die das Herz noch zuckt,
verdient er Tausende an jeglichem Produkt,
verdient er noch im Tod, verdient er in der Hölle –
denn Heidis Kuß weckt ihn nicht auf und nicht des Hunds Gebelle.

So liegt ein König der Ware
von Angst gemordet auf der Bahre.
Gras grün, wenig Wind, Sonne scheint,
die Dogge Cassius bellt und weint.
Die Zeitung spricht vom Schicksalsschlag –
soweit mein Traum vom letzten Donnerstag.

(Moral:)
Ihr wißt schon: Nicht immer endet der Kapitalist
so einfach, idyllisch, ohne Kampf, ohne List.

70 Zitiert nach dem Gutachten von W. Klein, 1979, 1.

71 ebenda, 4. Diese grammatische Strukturanalyse hätte von literaturwissenschaftlicher Seite mit Argumenten des Kunstvorbehalts noch ergänzt werden können – literarische Äußerungen sind z. B. keine blanken Meinungsäußerungen.

72 Zitiert aus der Urteilsbegründung des BGH, Frankfurter Rundschau vom 2. 8. 1982, Nr. 175, 20.

73 Auf die Beobachtung, daß literarische Äußerungen zu bloßen Meinungsäußerungen reduziert werden, trifft man häufiger in der einschlägigen Literatur; vgl. etwa Oettinger, 1981a u. 1981b.
74 Obwohl auch schon einige Juristen gegen diese Vorbehaltslosigkeit argumentiert haben und Kunst in die gleichen Schranken wie Satz 1 verwiesen sehen wollen; vgl. Knies, 1967, Oettinger, 1981b oder Raue, 1970.
75 Aus der Urteilsbegründung des BGH, a. a. O.
76 ebenda
77 Auf die literarturwissenschaftliche Diskussion der Urteilsbegründung ist hier verzichtet worden, da sie an anderer Stelle (Barsch, 1984) geführt wurde.
78 Riha, 1981
79 ebenda, 529.
80 ebenda, 529/30.
81 ebenda, 534; Herv. i. O.
82 Bei der Diskussion von Entscheidungen der BPS werden wir noch solch kontäre Einschätzungen sehen.
83 Daß in bisherigen literaturwissenschaftlichen Gutachten die Rolle des Wissenschaftlers und die des Teilnehmers am Literatursystem miteinander verschmelzen, mag mit ein Grund dafür zu sein, daß Juristen den „Kunstexperten" als „Sachverständigen" problematisieren, vgl. Oettinger, 1981c.
84 Daß Horten dagegen in seiner Klageschrift in bezug auf die Delius Moritat von einer „Schmähschrift" spricht, kann nur an seiner eigenen Rezeptionsleistung und der seines Rechtsbeistands liegen und nicht repräsentativ sein.
85 Das Rechtsgut des Jugendschutzes ist in bezug auf Medien vor allem im Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften (GjS) festgelegt.
86 Hier kann als einschlägig § 88a in der Fassung vom 22. 4. 1976 angeführt werden (14. Strafrechtsänderungsgesetz).
87 Vertreter der Elternschaft sind merkwürdigerweise nicht in den Gremien vertreten.
88 Die BPS ist selbst nicht antragsberechtigt.
89 Nur bei Eilverfahren entscheidet ein Dreiergremium oder bei Fällen nach §§ 18 und 18a der Vorsitzende.
90 Im Moment ist die BPS hauptsächlich mit der Indizierung von Videofilmen beschäftigt.
91 Es handelt sich dabei um die Entscheidungen Nr. 1327 (V), Nr. 3146, Nr. 3168, Nr. 3221, Nr. 3233, Nr. 3241, Nr. 3242, Nr. 3246 und Nr. 3262.
92 Bei der Indizierung der *Geschichte der O* spielte z. B. die Rezeption durch die Literaturkritik keine Rolle.
93 Entscheidung Nr. 3168 vom 11. 2. 1982; vgl. auch die Dokumentation des Falles in Jeschke 1982, 231–273.
94 Entscheidung Nr. 3168, 11.
95 Dieses Verfahren hat übrigens schon Dieter Kühn mit der Figur des Napoleon praktiziert (Kühn, 1973).
96 Entscheidung Nr. 3168, 10.
97 In der Entscheidung Nr. 3168 wird die rechtsextreme Schülerzeitschrift „GÄCK" als Beispiel genannt, in der Spinrads Roman als „einfach Spitze" bewertet wurde – mit anderem Vorzeichen kann dem durchaus zugestimmt werden. Dabei handelt es sich aber auch um die einzige Stelle, die ich in den Entscheidungen gefunden habe, in der auf konkrete jugendliche Rezipienten von Seiten der BPS eingegangen wird.

98 Das erinnert mich in fataler Weise an die Haltung der weißen Minderheit in Südafrika, die ihre schwarzen Mitbürger noch nicht „reif" genug für die Demokratie hält. In unserer Gesellschaft sind scheinbar die Jugendlichen noch nicht „reif" für einen satirischen Umgang mit Adolf Hitler und einer Parodie auf Fantasy-Literatur.
99 Entscheidung Nr. 3262 vom 16. 11. 1982, 4.
100 zitiert nach Entscheidung Nr. 3262, 9.
101 ebenda
102 zitiert nach Entscheidung Nr. 3262, 10.
103 Mainusch scheint dagegen noch der Ansicht zu sein, Pornographie und Literatur aufgrund von Textmerkmalen ein für allemal trennen zu können. Das implizieren jedenfalls Aussagen wie: „Die Josefine Mutzenbacher wird auch in 80 Jahren noch als pornographisches Werk beurteilt werden müssen" und "Die Berufung auf die Existenz verwandter Themen bei großen Schriftstellern kann doch eine Pornographie nicht zum literarischen Werk hochstilisieren" (zitiert nach Entscheidung Nr. 3262, 10; vgl. dazu auch Mertner & Mainusch, 1971).
104 Darauf wird am Ende des Aufsatzes noch eingegangen.
105 Entscheidung Nr. 3221 vom 24. 6. 1982, 3.
106 Entscheidung Nr. 3241 vom 7. 10. 1982, 4.
107 vgl. etwa Nündel & Schlotthaus, 1978 oder Hörmann, 1981.
108 Über soviel literarischen Unverstand könnte man sicher herzhaft lachen, wenn die Angelegenheit nicht so traurig wäre. Derartige oberflächlichen, textzentrierten Betrachtungsweisen können den Verdacht aufkommen lassen, daß es der BPS im grunde genommen nur vordergründig um den Jugendschutz geht und wohl eher die gesamte Bevölkerung, einschließlich und wohl gerade der Erwachsenen, durch zwangsweise herbeigeführten Verzicht zu einer moralisch-ethisch „guten" und „sauberen" Geschmacksbildung geführt werden soll.
109 Entscheidung Nr. 3233 vom 2. 9. 1982, 13.
110 Selg, 1972, 14; Herv. A. B.
111 Kunczik, 1978, 101.

Literaturverzeichnis

Afanasjew, W. G., 1969. Wissenschaftliche Leitung der Gesellschaft. Berlin.

Afanasjew, W. G., 1971. Wissenschaft, Technik und Leitung in der sozialistischen Gesellschaft, Berlin.

Barsch, A., 1984. „Literatur vor dem Richter oder Juristen und die ‚literarische Wahrheit' ", in: SPIEL 3, H. 2, 227–251.

Breuer, D., 1982. Geschichte der literarischen Zensur in Deutschland, Heidelberg.

Broekman, J., 1971. Strukturalismus, Freiburg.

Brüggemann, H., 1973. Literarische Technik und soziale Revolution, Reinbek.

Frankhauser, G., 1971. Verfremdung als Stilmittel vor und bei Brecht, Tübingen.

Finke, P., 1982. Konstruktiver Funktionalismus, Braunschweig-Wiesbaden.

Förster, P. ^{2}1980. „Forschungsergebnisse und gesellschaftliche Praxis", in: Friedrich, W. & W. Hennig (Hrsg.), 1980, Der sozialwissenschaftliche Forschungsprozeß. Berlin, 770–790.

Fuhrmann, M., Jauß, H.-R. & W. Pannenberg, (Hrsg.), 1981. Text und Applikation, München.

Grimm, R., 1961a. „Verfremdung. Beiträge zu Ursprung und Wesen eines Begriffs", in: Revue de Littérature Comparée 35, 207–236.

Grimm, R., 1961b. „Vom Novum Organon zum Kleinen Organon. Gedanken zur Verfremdung", in: Das Ärgernis Brecht (= Theater unserer Zeit 1), Basel-Stuttgart.

Heselhaus, C., 1966. „Brechts Verfremdung der Lyrik", in: Iser, W. (Hrsg.), 1966, Immanente Ästhetik, ästhetische Reflexion. Lyrik als Paradigma der Moderne, München.

Hofmann, H., 1978. „Literatursoziologische Probleme des Bibliothekswesens", in: Sommer, D. et al., 1978, Funktion und Wirkung, Berlin & Weimar, 418–435.

Hoffmann, W., ²1981. Altdeutsche Metrik, Stuttgart.

Hörmann, H., 1981. Einführung in die Psycholinguistik, Darmstadt.

Jeschke, W., (Hrsg.), 1982. Heyne Science Fiction Magazin 3, München.

John, E. 1968. Probleme der Kulturplanung, Berlin

John, E., 1978. Zur Planung kultureller Prozesse. Berlin.

Klein, W., 1979. Gutachten zur Verszeile „die Angst vor Konkurrenz, vor seinesgleichen, vorm Schuft", Ms. Frankfurt/Main.

Knies, W., 1967, Schranken der Kunstfreiheit als verfassungsrechtliches Problem, München.

Knopf, J., 1974. Bertolt Brecht. Ein kritischer Forschungsbericht, Frankfurt/Main.

Kühn, D., 1973. N, Frankfurt.

Kühn, D., 1977. Ich, Wolkenstein, Frankfurt/Main.

Kühn, D., 1981. Herr Neidhart, Frankfurt/Main.

Kunczik, M., 1978. „Zur Wirkung massenmedialer Gewaltdarstellungen auf Kinder und Jugendliche", in: Stefen & Weigand 1978, 99–120.

Lutz-Hensel, M., 1975. Prinzipien der ersten textkritischen Editionen mittelhochdeutscher Dichtung, Berlin.

Marten, J. & H. Martin, 1981, Wie ist Kultur planbar? Berlin.

Mertner, E. & H. Mainusch, ²1971. Pornotopia, Frankfurt/Main.

Nündel, E. & W. Schlotthaus, 1978. Angenommen: Agamemnon. Wie Lehrer mit Texten umgehen, München-Wien-Baltimore.

Oettinger, K., 1981a. „Kunst ist als Kunst nicht justitiabel", in: Fuhrmann, Jauß & Pannenberg, 1981, 163–177.

Oettinger, K., 1981b. „Kunst ohne Schranken? Zur juristischen Interpretation der Kunstfreiheitsgarantie des Grundgesetzes", in: Fuhrmann, Jauß & Pannenberg, 1981, 179–198.

Oettinger, K., 1981c. „Kunstverstand – Sachverstand. Zur Funktion des Gerichtsgutachters in Sachen ‚Kunst'". in: Fuhrmann, Gauß & Pannenberg, 1981, 225–234.

Queneau, R., 1970. Stilübungen, Frankfurt/Main.

Raue, P., 1970. Literarischer Jugendschutz, Berlin.

Riha, R., 1981. „Ein politisches Gedicht, eine Anklage, ein Interpretationsversuch und einige Weiterungen, die sich aus dem Ensemble ergeben", in: Jordan, L., A. Marquard & Winfried Woesler (Hrsg.), Lyrik – von allen Seiten, Frankfurt/Main, 525–543.

Rühm, G., 1970. Gesammelte Gedichte und Visuelle Texte, Reinbek.

Rühmkorf, P., 1975. Walther von der Vogelweide, Klopstock und ich, Reinbek.

Schiwy, P. & Schütz, W. J. (Hrsg.), 1977, Medienrecht. Stichwörter für die Praxis, Neuwied-Berlin.

Schmidt, A., 1966. Tina/oder über die Unsterblichkeit, Frankfurt/Main.

Schmidt, S. J., 1980. Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft, Bd. 1, Braunschweig-Wiesbaden.

Schmidt, S. J., 1982. Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft, Bd. 2, Braunschweig-Wiesbaden.

Selg, H., 1972. „Über die Gewaltdarstellungen in Massenmedien", in: Stefen, R. (Hrsg.), 1972, Über massenmediale Gewaltdarstellungen, Baden-Baden, 11–37.

Sklovskij, Viktor, 1971 (1921), „Der parodistische Roman Sternes ‚Tristram Shandy' ", in: Striedter 1971, 245–299.

Sokolow, E. W., 1978. „Zu den Dimensionen der Kulturtheorie". in: Hund, W. D. & D. Kramer (Hrsg.), 1978, Beiträge zur materialistischen Kulturtheorie, Köln, 165–236.

Staiger, E., 1971. Die Kunst der Interpretation, München.

Stefen, R., 1977. Stichwort „Jugendmedienschutz", in: Schiwy & Schütz 1977, 75–82.

Stefen, R. & J. Weigand (Hrsg.), 1978. Jugendmedienschutz – ohne Zensur in der pluralistischen Gesellschaft, Baden-Baden.

Striedter, J. (Hrsg.), 1971. Russischer Formalismus, München.

Verdaasdonk, H., 1984. „Die Auswahl von Büchern für öffentliche Bibliotheken. Bericht über die Ereignisse einer empirischen Fallstudie in den Niederlanden" in: SPIEL 3, H. 2, 253–290.

Wapnewski, P., 1980. „Die Antwort ist wirklich nur Wind" (Rezension zu J. M. Simmel „Hurra – wir leben noch"), in: Welte, A. (Hrsg.), 1980, Fischer Almanach der Literaturkritik 1978/79, Frankfurt/Main, 247–251.

Weitz, M., 1972. Hamlet and the Philosophy of Literary Criticism. London.

Zimmer, D. E., 1973. „Bücher: Aspekte einer Strukturkrise", in: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel – Frankfurter Ausgabe Nr. 37, 682–695.

„Wie schön ist es zu Ostern, wenn wir mit verteilten Rollen den ‚Faust' lesen", oder: Literarische Sozialisation als Anwendungsproblem

Reinhold Viehoff

1. Literarische Sozialisation – begriffliche Klärungen und Problemskizze

1.1 Literarisches Handeln und Sozialisation

Sozialisationsprozesse sind Lernprozesse, die das Ergebnis oder das Ziel haben, Handlungskompetenzen verfügbar zu machen. Handlungskompetenz zu haben bedeutet für den Menschen, unter Berücksichtigung aller Umstände und Bedingungen selbständig und willentlich handeln zu können. Handlungskompetenz wird verfügbar als Ergebnis eines Lernprozesses, wenn natürliche oder sozial hergestellte Bedingungen einen Menschen zu einer bestimmten Erfahrung geführt haben, die es ihm ermöglicht, kompetent zu handeln. Als grundlegende menschliche Handlungstypen gelten Produktion und Konsumtion (Rezeption), Handlungen also, die im Prinzip dem Individuum – auf welcher biologisch-organischen, psychischen oder gesellschaftlich-sozialen Ebene immer – ermöglichen, über Austauschprozesse mit seiner Umwelt eine seiner spezifischen Bedürfnislage angemessene interne und externe Identität, Stabilität, Orientierung, Sinndeutung usw. zu erlangen und zu bewahren. Da die spezifische Bedürfnislage eines Menschen selbst wieder Ergebnis vorgängiger Lernprozesse – bis hin zu phylogenetischen Ursprüngen – ist, sind individuelle Sozialisationsprozesse immer sowohl nach rückwärts als auch nach vorwärts indefinit.

Sozialisationsprozesse im engeren Sinne sind solche Lernprozesse, die das Ergebnis oder das Ziel haben, *soziale* Handlungskompetenzen verfügbar zu machen. Soziale Handlungskompetenz zu haben bedeutet, unter Berücksichtigung solcher Umstände und Bedingungen selbständig und willentlich handeln zu können, die selbst schon das Resultat selbständiger und willentlicher Handlungen anderer Individuen sind. Soziale Handlungskompetenz zu erwerben schließt für den Menschen ein die Bereitschaft anzunehmen, daß andere Individuen in vergleichbarer Weise wie das handelnde Ego Handlungskompetenzen besitzen und soziale Handlungskompetenzen erwerben oder schon erworben haben.

Literarisches Handeln ist eine besondere Form sozialen Handelns. Im gegenwärtigen europäischen Kulturraum ist die Fähigkeit zum literarischen Handeln an sogenannte „ästhetische" Handlungskompetenzen gebunden. Literarische Handlungsprozesse sind komplexe Prozesse sowohl der Produktion als auch immer sogleich der Rezeption. Kulturgeschichtlich haben sich entlastende Konventionen herausgebildet, die in ihrer

gegenwärtigen Geltung als Handlungsregulationen kompetenten ästhetischen Handelns zu beschreiben sind.
In Anlehnung an neuere literaturwissenschaftliche Forschungen und Handlungstheorien scheint es sinnvoll zu sein, von mindestens zwei zentralen Konventionen zu sprechen, deren soziale Geltung gegenwärtig das literarische Handeln von Individuen an den kulturgeschichtlichen Traditionsprozeß zurückbindet und zugleich die notwendige subjektive Handlungssicherheit bietet, daß der einzelne Handelnde in Übereinstimmung mit den dominierenden geltenden Erwartungen und Erwartungs-Erwartungen an „literarisches" Handeln auch tatsächlich handelt.[1] Die eine Konvention bezieht sich eher auf die subjektbezogene Handlungsdimension des intendierten Handlungsprozesses und wird hier im Anschluß an Schmidt (1980) Ästhetisch-Literarische Konvention (ÄLKO) genannt. Nach Schmidt befolgen literarisch Handelnde die Ästhetisch Literarische Konvention dann, wenn sie bestimmte kognitive Umorientierungen bei ihrer Realisierung einer Kommunikatbasis vornehmen: so müssen sie im besonderen die Relevanz von Kommunikatbasen vorwiegend nach ästhetischen Normen bestimmen, spezifische Signale als poetische Signale einordnen und das allgemein akzeptierte Wirklichkeitsmodell (das „ens reale") nicht als einzigen oder ausschließlichen Referenzrahmen gelten lassen. Diese subjektiv-kognitive Umorientierung funktioniert wie eine Literarisierungsmaschine nicht nur für die individuelle Produktion und Rezeption, sondern auch für die gesellschaftliche.
Demgegenüber faßt die sogenannte PLKO (Polyvalenz-Literarische Konvention) m.E. eher den gegenstandsbezogenen Aspekt des literarischen Handelns, seine objektbezogene Dimension: Die PLKO wird von Schmidt definiert natürlich ebenfalls als subjektiv-kognitive Handlungsorientierung, die jedoch – im Gegensatz zur ÄLKO – nicht geltungstheoretisch an spezielle historische Ästhetik-Normen gebunden ist, sondern an eine – durch die ÄLKO zuvor konventionell eingeführte – spezifische Gegenstandsqualität, nämlich die Qualität des Ästhetischen Kommunikats, die polyvalente Interpretationshandlungen zuläßt.
Wenn mindestens diese beiden Konventionen von Handelnden beachtet werden, ist es im Rahmen geltenden sozialen Konsenses in unserer Gesellschaft erlaubt und sinnvoll, von bestimmten produktiven und konsumtiven Handlungen als literarisch produktiven und rezeptiven Handlungen zu sprechen.
Mit dieser – nicht nur wegen ihrer Kürze – formal(istisch)en Skizze ist nun weder auf einer individuellen noch auf einer sozialen Ebene erläutert oder *erklärt, warum* überhaupt *literarisch* gehandelt wird[2]. Es ist außerdem nicht bewertet oder erläutert worden, wie die bisher bekannten und heute geltenden Traditionen literarischen Handelns entstanden sind und speziell auch, welche individuellen und gesellschaftlichen Funktionen im Rahmen dieser Traditionen literarisches Handeln hat resp. haben kann. Mit anderen Worten: die normative Ebene der Behandlung des Problems „literarisches Handeln" und „Sozialisation" ist noch nicht

einbezogen. Grundsätzlich sind dabei zwei unterschiedliche Ebenen voneinander zu trennen, zum einen die Ebene der subjektiven Handlungsstrategie und -planung der literarisch Handelnden selbst, zum anderen die Ebene der Theorien eines wissenschaftlichen Beobachters über die Handlungstheorien der beobachteten Handelnden. Jede dieser Ebenen hat ihre eigene und spezielle normative Problemlage, auf jeder dieser Ebenen müssen die jeweils Handelnden literarisch[3] relevante Wertungen treffen.

Die folgenden Überlegungen und Untersuchungen zielen nun in erster Linie auf eine Klärung der Probleme, die auf der „ersten" Ebene vorliegen: also auf der Ebene des Voraussetzungssystems der literarisch Handelnden für ihr alltägliches Handeln. Paradigma für literarisches Handeln auf dieser Ebene ist der Handlungsprozeß ‚literarische Sozialisation'.

1.2 Gesellschaftliche Bedingungen literarischer Sozialisation

Literarische Sozialisation bezeichnet den Lern- und Erfahrungsprozeß, der kompetentes literarisches Handeln im Rahmen der geltenden Konventionen PLKO und ÄLKO ermöglicht. Die Polyvalenz-Literarische und die Ästhetisch-Literarische Konvention beschreiben den Prozeß literarischen Handelns noch nicht vollständig, sie reichen aber vollständig aus, diesen Handlungsprozeß und seine Funktionen von anderen kommunikativen (oder auch nicht-kommunikativen) Handlungen abzugrenzen.

Unabhängig von der positiven Vermutung, daß literarisches Handeln in der individuellen Dimension Funktionen übernimmt, die andere kommunikative Handlungen so – nämlich in der Totalität von „kognitiv-reflexiven, moralisch-sozialen und hedonistisch-individuellen Handlungs- und Erlebnisbereichen" (Schmidt, 1980, IX) – nicht übernehmen können, ist allgemein die Frage nach der *Bewertung* literarischen Handelns nur historisch und politisch zu beantworten, weil literarisches Handeln immer solches ist, das sich an den in der gegenwärtigen Gesellschaft etablierten Konventionen ausrichtet, also auch nur im Blick auf diese Gesellschaft, auf ihre maßgeblichen Wertungsprozesse und Wertdiskussionen bestimmt werden kann. Die gegenwärtige Gesellschaft ist ja nicht zuletzt durch ebensolche Wertungsprozesse zu der Gesellschaft geworden, die sie heute ist. Dabei kommt dann in den Blick, daß im fundierenden sozialen und ökonomischen System dieser heutigen Gesellschaft Regulationsmechanismen wie Macht, Herrschaft, Zwang und Konflikt den Fortgang bestimmen, Mechanismen also, die im Gegensatz stehen oder stehen können zu Werten wie Toleranz, gegenseitigem Respekt, Freiheit und Gleichheit oder Solidarität. Gerade diese zuletzt genannten Werte stehen aber für geschichtliche Entwicklungslinien, deren Verleugnung ihrem eigenen ideellen Verständnis nach die westlichen kapitalistischen Staaten ihrer kulturellen Identität berauben würde.[4]

Da literarisches Handeln wegen der gegenwärtig geltenden Konventionen und zumindest in den Kernbereichen von Produktion und Rezeption auch wegen weiterer struktureller Bedingungen zur kulturellen Identität der handelnden Menschen im Sinne eines solchen ideellen Verständnisses beitragen kann, gerät es immer in den allgemeinen gesellschaftlichen Widerspruch von Wertanspruch und Wertrealisierung hinein und kann auch aus der wissenschaftlichen Beobachterperspektive nur sinnvoll und vollständig erfaßt und beschrieben werden, wenn es als „Element" dieses Widerspruchs behandelt wird. Gerade Überlegungen, die literarische Sozialisation betreffen, können sich dem nicht entziehen, da literarische Sozialisation den Systembereich literarischen Handelns allemal überschreitet und Handlungssysteme neben- und übergeordneter Bedeutung berührt (Erziehungssystem, Politisches System, usw.). Mit anderen Worten: Probleme der literarischen Sozialisation sind nie nur solche des *literarischen* Handelns.

Sozialisationsprozesse im engeren Sinne finden immer im *sozialen* Raum statt, die kleinste mögliche Einheit ist deshalb die dyadische Handlungskonstellation. Sozialisationsprozesse in der frühen Kindheit finden fast ausschließlich in solchen Handlungskonstellationen statt, bis ins Vorschulalter hinein überwiegt für Kinder – zumindest in der BRD noch[5] – die direkte, personale face-to-face-Kommunikation als Sozialisationshandlung. Es ist für diesen Kulturkreis durch viele Untersuchungen bestätigt, daß die Kleingruppe Vater-Mutter-Kind (= Klein- oder Kernfamilie), die diese dyadische Handlungskonstellation bevorzugt produziert, den entscheidenden Einfluß für die allseitige Entwicklung der kindlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten hat. Diese besondere Bedeutung der Kernfamilie zeigt sich im sozialen Raum auch darin, daß zu den wesentlichen Interaktionsmustern, die innerhalb der Familie möglich sind, keine oder nur geringe Alternativen *außerhalb* der Vater-Mutter-Kind-Beziehung *erlaubt* sind[6]. Für die ersten sechs Jahre eines Kindes, also in unserem Kulturkreis in den Lebensjahren vor Eintritt in die Schule, ist die einzig zugelassene – zudem freiwillige – Alternative zur familialen Erziehung der Kindergarten. Familie und Kindergarten sind demgemäß jene „Orte", an denen literarisch relevante Sozialisationsprozesse ihren „Sitz im Leben" haben. Für die allseitige Untersuchung literarischer Sozialisation bedeutet dies, daß die gesellschaftliche Rolle der Familie ebenso berücksichtigt werden muß (exogene Faktoren) wie ihr internes Handlungs- und Kommunikationsmilieu (endogene Faktoren) Erst vor diesem Hintergrund kann ein angemessenes Verständnis für die Handlungen gewonnen werden, die im Rahmen literarisch relevanter Sozialisationsprozesse in Familien geplant und durchgeführt werden.

1.3 Einige entwicklungspsychologische Voraussetzungen literarischer Sozialisation

Nach den Forschungen der Genfer Schule um Piaget und nach der kognitiven Wende der Psychologie ist Sozialisation allemal nicht mehr beschreibbar als Einbahnstraße von den Erwachsenen zu den Kindern hin, sondern höchstens noch als eine Art Pendelverkehr, bei dem von den beteiligten Handelnden jeweils für die Handlungssituation ausgehandelt werden muß, wer *vor* und wer *hinter* wem ist.[7]

Literarisch relevante Sozialisationssituationen sind solche, in denen die beiden wesentlichen Konventionen, die Polyvalenz-Literarische und die Ästhetisch-Literarische Konvention das Handeln der Beteiligten beeinflussen. Grundsätzlich können die literarischen Konventionen von beiden Beteiligten – also vom Kind oder vom Erwachsenen – in die Situation eingeführt werden. Unter entwicklungspsychologischen Gesichtspunkten sind jedoch für Kinder im Alter bis zu 7 oder 8 Jahren einige Vorbehalte hinsichtlich der dazu nötigen Kompetenz zu diskutieren, also gerade für die noch ausschließlich auf Familie orientierten Kinder.

Die entwicklungspsychologische Perspektive hat zu der für die empirische Forschung fruchtbaren Vorstellung geführt, daß beobachtbares Verhalten von Kindern nur intentional, also in bezug zu Denk- und Handlungsschemata des Kindes beschrieben werden kann, die diesem „äußeren" Verhalten im Sinne einer „inneren" Handlung vorgegeben sind. Solche, als Schemata im Kognitiven Apparat des Kindes repräsentierten „inneren" Handlungen sind vermutlich zuerst – also im pränatalen Zustand oder beim Neugeborenen – fast völlig egozentrisch, zentriert, statisch und irreversibel, d.h. sie existieren lediglich als grobe Pläne für einsinnige motorische oder/und visuelle Akte, Autoregulationen, Wahrnehmungstätigkeiten usw., die sich nur auf den Leib und den leibnahen Raum beziehen. Da einerseits nur die biologische Ausstattung des Menschen (z.B. das zentrale Nervensystem) weit komplexere „Repräsentationen" ermöglicht, als ein Kind sie auf dieser Stufe seiner Entwicklung bildet, da andererseits die natürlichen und sozialen Bedingungen der Umwelt als zunehmend gesteigerte Erwartungen und Anforderungen an das Kind herangetragen werden, erfolgt in der Regel ein Entwicklungsprozeß, der als Prozeß der Dezentralisierung verstanden werden kann. Erst solche Dezentralisierungen, im besonderen die Übernahme sozial vermittelter Repräsentationen – des „gesellschaftlichen Gedächtnisses" – erlauben dem sich entwickelnden Kind, über die sensomotorische Intelligenz hinaus Schemata für symbolisches, konkretoperationales und schließlich – nach Piagets Bezugsmodell – auch hypothetisch-deduktives Denken zu entwickeln. Diese Schemata – bis hin zu solchen hypothetisch-deduktiven – dienen später dem erwachsenen Menschen, abstrakt, kritisch, systematisch, reflexiv usw. in seiner sozialen Welt zu handeln.

Beim Übergang von der sensomotorischen zur sogenannten präoperationalen Phase (2 – 7 Jahre) spielt die Annahme eine entscheidende Rolle, daß bei vermehrt und differenzierter wahrgenommenen Umweltereignissen das Kind seine Wahrnehmungsfähigkeit und kognitiven Verarbeitungsschemata – durchaus intuitiv – auf internale Möglichkeiten der Verarbeitung von Erfahrung zu stützen beginnt. Bei der Entwicklung solcher – feldunabhängiger-konzeptueller Denkschemata, durch die das Kind Vorstellungen und Symbole benutzen und deshalb mehrere Aspekte eines Problems simultan miteinander kombinieren und kompensieren kann, kommt dem kindlichen Spiel eine Schlüsselfunktion zu. Schon Wygotzki hat darauf hingewiesen, daß „als-ob"-Pläne und Handlungen von Kindern als Vorformen der reversiblen logischen Denkprozesse zu erklären sind.

Literarisches Handeln ist nun dem Handeln im konstruktiven Spiel[8] – nicht nur bei Kindern – strukturell und funktional ähnlich, so daß ein Vergleich nützlich ist. Die *Unterschiede* können im wesentlichen so zusammengefaßt werden:

- Während beim literarischen Handeln Konventionen sozial schon etabliert sind, werden sie beim konstruktiven Spiel von den behandelnden Kindern erst selbst bestimmt und verbindlich gemacht.
- Während beim literarischen Handeln ein Weltverständnis vorausgesetzt wird, das „reale" und „fiktive" Welten voneinander trennt, werden beim konstruktiven Spiel von den behandelnden Kindern solche Unterschiede nicht gemacht. Innerhalb der konstruierten Spiel-Welt gibt es für die Handelnden nur Realität, oder wie Berger/Luckmann verallgemeinernd sagten: „Die Welt der Kindheit ist dicht und zweifelsfrei wirklich".
- Während literarisches Handeln grundsätzlich aktiv auf eine soziale Dimension bezogen ist, indem die teilweise „Unabgeschlossenheit" vom literarisch Handelnden gewußt wird und durch Rückgriff auf geltende soziale Übereinkünfte sinnvoll überspielt werden kann, ist beim konstruktiven Spiel handelnder Kinder eine solche soziale Transzendierung weder möglich nocht nötig.

Diese knappe Skizze des Verhältnisses von spielerischen und literarischen Handlungen besonders bei Kindern deutet an, daß aus entwicklungspsychologischer Sicht bei Kindern, die ihrer Entwicklung entsprechend lediglich auf der rein anschaulichen Ebene operieren, *durch literarisches Handeln* keine speziellen Assimilationsangebote gemacht werden können, weil Kinder dieser Stufe in spielähnlichen Situationen allemal mit „quer" zur Handlungssituation liegenden Äußerungen und Sachverhalten assimilatorisch umgehen, ohne diesen Umgang selbst wieder reflexiv zu distanzieren; d.h. für sie ergibt sich kein Zwang zur Akkomodation.

Auf dieses grundsätzliche Dilemma des konstruktiven Ansatzes bei Piaget (cf. Kesselring, 1981, besonders 83–101) haben einige Sozialisa-

tionsforscher mit der Einführung zusätzlicher Hypothesen reagiert. Das Ziel solcher Erweiterungen des Piagetschen Ansatzes ist es, empirische Beobachtungen (cf. Wimmer, 1982) über Handlungskompetenzen von Kindern, die nach dem Piagetschen Modell kaum oder gar nicht erklärt werden können, als nicht-zufällige Ereignisse plausibel zu machen.

In diesem Sinne scheint mir besonders das von Oevermann und anderen entwickelte Konzept einer ‚latenten Sinnstruktur' zur Erklärung kompetenter Handlungen bei Kindern eine hilfreiche Annahme zu sein.[10] Im wesentlichen beinhaltet dieses Konzept der Vermutung, daß bei sozialisatorischen Interaktionen zwischen Erwachsenen und Kindern sich – über die durchaus beschränkten innerpsychischen Repräsentationen beim Kind hinaus – ein Interaktions- und Kommunikationsmedium real etabliert, das in einer „objektiven", d.h. intersubjektiv beschreibbaren sinnhaften Vermittlungsleistung für *beide* Aktanten wirkt. Dieses Konzept einer sogenannten „latenten Sinnstruktur" bietet besonders für die sozialisatorischen Interaktionen zwischen Erwachsenen und Kindern eine plausible Erklärung dafür an, daß Kinder *neue* Erfahrungen über die soziale Bedeutung ihres Handelns machen können: dann nämlich, wenn sie gemeinsam mit Erwachsenen eine Interaktionssituation als sinnhaft und geordnet erfahren, in der sie sich nur aufgrund ihrer eigenen Interpretationskapazitäten nicht hätten orientieren können.

Die praktischen Traditionen früher literarischer Sozialisation, die sich in typischen Handlungskonstellationen des familialen Alltags niedergeschlagen haben und die geschichtlich zurückgebunden sind an die Grundmuster oraler Kulturen[11], bewahren genau dieses Wissen: daß Kinder in der poetischen Welt und damit auch in der Welt der Fiktion nur dann sich – subjektiv sicher und befriedigend – zurechtfinden, wenn sie durch die „latente Sinnstruktur" einer sozialisatorischen Interaktion gestützt werden.

Im Rahmen einer so verstandenen sozialisatorischen Interaktion können Kinder lernen, konventionsorientiert literarisch zu handeln, auch wenn – etwa aus entwicklungs- und kognitionspsychologischer Sicht – eine formal-logische Kompetenz auf der Seite des Kindes noch nicht vorhanden ist, um kompetent literarisch zu handeln.

Angesichts dieser soziologischen und psychologischen Vorannahmen zur literarischen Sozialisation sehe ich es als sinnvoll an, danach zu fragen, auf welche Ressourcen Erwachsene bei literarisch relevanten sozialisatorischen Interaktionen mit Kindern eigentlich speziell zurückgreifen können, um „ihren" Teil an der Sinnorientierung der Handlungssituation zu leisten. Speziell ist danach zu fragen, welches Wissen die erwachsenen Handelnden über Struktur und Funktion literarischen Handelns in ihrem Voraussetzungssystem verfügbar haben, um es in alltäglichen familiären Interaktionen zu benutzen.

2. Sozialisationsprozesse und die Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens

2.1 Handlungswissen als Voraussetzung situationsgemäßen und erfolgreichen sozialen Handelns

Wenn Erwachsene mit Kindern interagieren, dann befinden sie sich immer dann „im Vorteil“, wenn für die Handlungssituation und ihre an einem Ziel orientierte befriedigende „Bewältigung“ ein spezifisches Wissen notwendig oder zumindest nützlich ist; denn man kann generell davon ausgehen, daß sowohl in die Handlungsvorbereitung als auch in die Handlungsdurchführung *Wissen* des Handelnden steuernd eingreift.[12] Fehlt dem Handelnden entsprechendes Wissen, so wird er sich in Interaktionssituationen *unerwartet* und deshalb meist *ineffektiv* verhalten, was in der Regel eine „Bewältigung“ verhindert. Ausnahmen von dieser Regel werden zu Recht als Glück bezeichnet. Es gibt – so ist deshalb unsere Annahme – handlungsrelevantes Wissen, das zum Gelingen sozialen Handelns beiträgt.

Handlungsrelevantes Wissen – Rehbein spricht vom *Wissensraum*, um die vielfältige Verknüpfung des Wissens mit anderen subjektiven Dimensionen des Handelns zu charakterisieren (cf. Rehbein, 1977, 13) – ist ein Element der Handlungsstrategie (cf. Schmidt, 1980, 318) und wird als solches auf allen Ebenen der Handlungsvorbereitung und Handlungsdurchführung wirksam, – von der sensumotorischen über die perzeptiv-begriffliche bis hin zur intellektuellen.[13] Damit sind vielfältige Probleme der Überlagerung, der Wissensspeicherung und der automatischen Operation kognitiver Handlungen verbunden, denen ich hier nicht nachgehe.

Wenn es handlungsrelevantes Wissen gibt, das die Handlung bestimmt, dann gibt es auch handlungsrelevantes literarisches Wissen, das als Bedingung und Voraussetzung in das Handeln eines erwachsenen Handelnden bei der literarisch relevanten Interaktion mit einem Kind eingeht. Da ich mein Interesse auf das Voraussetzungssystem der Handelnden selbst richte, scheint es mir an dieser Stelle nützlich zu sein, über den Handlungstyp nachzudenken, der als Handlungsbezugsrahmen gelten soll, innerhalb dessen die subjektiven Annahmen des Handelnden über sein Handeln von einem Beobachter rekonstruiert werden können.

In der Regel rekonstruieren Beobachter die „Theorien“ anderer Handelnder, indem sie deren Handlungen als Handlungen im Sinne des rationalen Handlungstyps (Max Weber) verstehen. Wenn man aber das Handeln eines Menschen nach dem rationalen Handlungstyp erklären will, macht man eine Reihe von Voraussetzungen. Man nimmt dann nämlich an, daß von uns beobachtete Menschen jedes von ihnen gewählte Ziel formulieren können und in der Lage sind, dieses Ziel klar zu verstehen (1); daß es für jeden von uns beobachteten Menschen bestimmte Verhaltensweisen gibt, die allgemein als notwendige Mittel zur Erreichung des Ziels angesehen werden (2); daß der Handelnde die Art

vollkommener Kenntnis der Handlungssituation besitzt, wie sie ein Wissenschaftler sich verschaffen könnte (3), und daß schließlich der Handelnde bei gegebenem Wissen über die Mittel und Ziele der Situation diejenigen logischen Überlegungen anstellt, die ein Wissenschaftler im Rahmen angewandter Wissenschaft anstellen würde (4).[14]

Bevor ich mich mit den in (3) und (4) genannten Annahmen befasse, erinnere ich daran, daß mit diesem Handlungstyp natürlich nur eine geringe Anzahl menschlicher Handlungen empirisch erklärt werden kann. Alle Handlungen etwa der Magie bei Naturvölkern fallen aus diesem Erklärungsschema heraus, und auch die vielen alltäglichen Handlungen, die nur schwer ohne Verzerrungen in ein theoretisches Mittel-Zweck-Schema aufgenommen werden können, weil sie eher als Ausdruck eines emotionalen Zustandes begriffen werden können denn als Verfolgung eines Zwecks. Max Weber hat deshalb, neben dem rationalen und traditionalen auch den sogenannten affektuellen Handlungstyp behandelt, um Handlungen mit nicht-rationalen Beziehungen zwischen Mitteln, Zielen und Situationen zu beschreiben. Ich nehme nun an, daß gerade im familialen Handlungs- und Kommunikationsmilieu, und da wiederum besonders bei Interaktionen mit kleinen Kindern, solche affektuellen Handlungen eine bedeutende Rolle spielen.

Wenn aber das affektuelle Handlungsschema den Bezugsrahmen für literarische Sozialisation abgibt, stellt sich das schwierige Beobachterproblem, die gegenseitige Überlagerung von rationalen und affektuellen Momenten der Handlung systematisch zu trennen und der empirischen Analyse zugänglich zu machen. Von Cranach und andere haben dazu den pragmatischen Vorschlag gemacht, als „handlungsrelevantes Wissen" nur „jene handlungsrelevanten Kenntnisse des Handelnden" zu verstehen," die im Zusammenhang mit der Handlung bewußt werden und sich auf den Handelnden selbst, seine Partner, die Situation und die Handlung einschließlich ihrer Vorgeschichte und Bedeutung beziehen. Handlungsrelevantes Wissen ist die Grundlage anderer handlungsbezogener Kognitionen." (von Cranach u.a. 1980, 97)

Von Cranach und andere begründen die Formulierung „bewußt werden' mit dem Hinweis darauf, daß es „zunächst eine empirische Bestandsaufnahme der in konkreten Handlungen auftretenden Hinweise auf Wissen durchzuführen" (1980, 97) gelte und diese sich aus Gründen der methodischen und methodologischen Ökonomie auf solches Handeln konzentrieren müsse, das „im Laufe unserer Beobachtung vor oder während der Handlung bewußt kogniziert wird" (1980, 97); denn „Wissen, das nach der Handlung bewußt wird, stellt uns vor Probleme der Zurechnung, über die nur nach methodischen Kriterien entschieden werden kann. Noch mehr gilt dies für Wissen, das eine stillschweigende Voraussetzung anderer handlungsbezogener Kognitionen bildet und nur mit Rekonstruktionsmethoden ans Licht gebracht werden kann" (1980, 97) (cf. Huber & Mandel, 1982; Viehoff, 1982). Vor und während einer Handlung wird zwar in der Regel vor allem die kognitive Aktivität auf

der intellektuellen Ebene bewußt; mit der Bedingung „bewußt werden" ist jedoch auch jede emotionale Aktivität eingeschlossen.[15]
Betrachten wir als Diskussionsgegenstand nur handlungsrelevantes Wissen unter diesen Bedingungen, dann sehe ich besonders zwei Fragen, die im folgenden genauer zu klären und zu beantworten sind. Als erste Frage sehe ich, wie und in welchem Kontext es sinnvoll sein kann, davon zu sprechen, daß handlungsrelevantes, also reflexives, kognitiv bewußtes Wissen von den Handelnden *angewandt* wird. Die zweite Frage, die im Rahmen dieses Beitrages in einem kleinen ‚Versuch' auch ‚empirisch' beantwortet werden soll, zielt auf die *Quellen* für solches handlungsrelevantes Wissen: Kann man aufgrund plausibler Vorannahmen Quellen bestimmen und beschreiben, die handlungsrelevantes literarisches Wissen für sozialisatorische Interaktionen mit Kindern im Vorschulalter präsentieren und speziell an Eltern weitergeben mit dem Anspruch auf praktische *Anwendung*?

2.2 Über einen Anwendungsbegriff

Bisher ist der Begriff der Anwendung nicht in einem definierten Sinne benutzt worden, meist ist er von mir alltagssprachlich umschrieben worden mit Ausdrücken wie ‚Wissen einsetzen', ‚Wissen greift steuernd ein', ‚über handlungsrelevantes Wissen verfügen' usw.. Im folgenden soll nun Anwendung soweit geklärt werden, daß Sozialisationsprozesse als Prozesse der Anwendung sozialisationsrelevanten Wissens beschreibbar werden. Erst dann ist nämlich eine vernünftige Grundlage geschaffen, um die Quellenforschung plausibel zu begründen.
Perrez & Patry (1982) und Patry & Perrez (1982) haben die wesentlichen Punkte der im Anschluß an Bunge (1967) seit einigen Jahren wieder entfachten Diskussion um den wissenschaftstheoretischen Status anwendungsorientierten Wissens und die wissenschaftliche Begründung praktischen Handelns referiert und dabei besonders auch die Arbeiten von u.a. Westmeyer (1977, 1978, 1979), Lukesch (1979), Herrmann (1979a, 1979b) aus dem Bereich der Psychologie berücksichtigt. Ich beziehe mich im folgenden besonders auf diese Darstellung bei Patry & Perrez und Perrez & Patry, soweit mir deren Überlegungen nützlich erscheinen für die Entwicklung eines sinnvollen Begriffs von Anwendung für das hier behandelte Problem der literarisch relevanten sozialisatorischen Interaktion.
Wie bei den übrigen empirischen Sozialwissenschaften ist bei der zu entwickelnden Empirischen Literaturwissenschaft zwischen nomologischem, technologischem und Tatsachen-Wissen zu unterscheiden.
Technologisches Wissen ist solches Wissen, das mit dem Ziel einer praktischen Verwertbarkeit angestrebt und benutzt wird. Im Gegensatz zum nomologischen Wissen führt technologisches Wissen nicht zu Gesetzesaussagen, sondern zu Aussagen über die Herstellbarkeit von Phänome-

nen, ist also immer durch einen Handlungsbezug nicht nur zum idealen Modell eines realen Systems, sondern auch zu diesem realen System selbst definiert. Technologisches Wissen erlaubt, technologische Regeln anzugeben. Technologische Regeln sind Aussagen, die Handlungen beschreiben, welche geeignet sind, praktische Ziele zu erreichen. Bunge nennt solche technologischen Regeln zu Recht sehr allgemein „stabil norms of successful human behavior" (Bunge, 1967, II, 132, vgl. auch die ausführliche Definition bei Westmeyer, 1978, 123 ff.). Im Gegensatz zum nomologischen Wissen ist beim technologischen Wissen nicht Wahrheit das Kriterium, sondern Wirksamkeit. Das Kriterium der Wirksamkeit ist auf drei Ebenen zu diskutieren:

(1) *ist* das in der technologischen Regel angegebene Wissen (in Form eines Treatments) *erfolgreich* im Sinne Bunges?; (2) *warum* ist dieses Wissen *erfolgreich?*; (3) *soll* das Wissen in einer bestimmten Situation *angewendet werden?*

Perrez & Patry (1982) unterscheiden nun im Anschluß an Reichenbach (1938, 1966) einen Entstehungszusammenhang, einen Erklärungszusammenhang und einen Anwendungszusammenhang für solches Wissen, das als Treatment im Sinne der technologischen Regel (cf. Perrez & Patry 1982, 389f.) formuliert wird. Die logischen Probleme, die sich besonders beim Übergang von Entstehungszusammenhang zum Erklärungszusammenhang ergeben, sind bei Bunge (1967) und Hermann (1979) ausführlich diskutiert. Als Alternative zum Hempel-Oppenheim-Schema für Warum-Fragen resp. Begründungen hat Bunge das Konzept der ‚Fundierung' entwickelt (1967; cf. kritisch dazu Brocke, 1978, 31f.). Dieses Konzept wird von Perrez & Patry diskutiert und m.E. zu Recht als „im Augenblick wohl die am besten praktikable Antwort auf die Frage" bezeichnet, „Warum ist das Treatment A'_n wirksam zur Erteilung der Folge B', vorausgesetzt A'_n?, wenn versucht wird, auf nomologisches Wissen zu rekurrieren" (1982, 398). Neben der Zugrundelegung nomologischen Wissens gibt es zur Beantwortung dieser Frage allerdings auch die weitere Möglichkeit, technologische Theorien zu entwickeln und zu benutzen. Diese beziehen sich ausdrücklich nicht auf nomologisches Wissen, sondern auf nomopragmatisches Wissen der Art „《Wenn A', dann B'》 (《A' → B'》; A' und B' bezeichnen Variablen, die u.a. pragmatische Elemente enthalten)" (Perrez & Patry, 1982, 394).

Vom Entstehungs- und Erklärungszusammenhang für Wissen, das als Treatment im Sinne der technologischen Regel formuliert ist, unterscheidet sich der Anwendungszusammenhang nur dadurch, daß er sich zusätzlich auf alles das bezieht, was für einen Handelnden bei der Anwendung seines Wissens im Hinblick auf ein bestimmtes Ziel und für die aktuelle Begründung genau des einen formulierten Treatments von Bedeutung ist. Bezogen auf diesen Anwendungszusammenhang wird hier im Anschluß an Perrez & Patry ‚Anwendung' so definiert:

Ein Aktant (A) wendet an genau dann, wenn er sein handlungsrelevantes Wissen in Form eines Treatments (T) formuliert, um durch die prak-

tische Realisierung des Treatments ein Ziel (Z) zu erreichen (cf. Perrez & Patry, 1982, 401).

Im Hinblick auf diese Definition diskutiere ich zwei Probleme: (1) wann gilt ein Ziel *im Anwendungszusammenhang* als begründet?, und (2) unter welchen Bedingungen kann die Entscheidung von A, T zu formulieren und praktisch zu realisieren, akzeptiert werden?

ad (1): Nicht nur im Anwendungszusammenhang, sondern auch im Entstehungs- und Fundierungszusammenhang enthalten Zieldiskussion und Zielbestimmung notwendig normative Elemente, die nur bis zu einem gewissen Grade rational begründbar sind (cf. Schmidt in diesem Band). Entscheidungstheoretische Fragen, die im Anwendungszusammenhang zum Beispiel bei nicht-empirischen Zielen oder bei konkurrierenden, normativ gleichgewichtigen Zielen auftreten können, hat Westmeyer diskutiert (cf. Westmeyer, 1976). Geltungstheoretisch muß meines Erachtens jedoch mindestens verlangt werden, daß von A angestrebte und formulierte Ziele als Ziele im Sinne von Z nur dann akzeptabel sind, wenn sie sich auf Normen zurückführen lassen, die sozial begründbar sind. Sozial begründbar sind solche Normen, von denen gilt, daß sie nach den jeweils anerkannten Standards auf solche Aussagen zurückgeführt werden können, denen alle an der Begründung Beteiligte, also Begründende wie Begründung Fordernde, zustimmen.

ad (2): Ist ein solches Ziel Z gegeben, muß A eine Entscheidungsgrundlage konstruieren, die ihm die Wahl und Realisierung genau eines Treatments ermöglicht. Wird dabei als Bedingung akzeptiert, daß diese Entscheidung bzw. die Wahl bzw. die Logik der Durchführung des Treatments „rational" im Sinne von reflexiv und kognitiv bewußt sein soll, dann können systematisch diejenigen Bedingungen geklärt werden, unter denen die Anwendung des Wissens in Form des Treatments T durch A als begründete praktische Entscheidung erscheint und öffentlich gebilligt werden kann (cf. Westmeyer, 1979, 153). Perrez & Patry führen als Zusammenfassung der einschlägigen Diskussion und als Stand der Forschung folgendes Schema an:

„1. Das Treatment T zur Erreichung des Zieles F soll angewendet werden, wenn die Bedingungen Q erfüllt sind!
2. Die Bedingungen Q sind im konkreten Fall K und für das konkrete Treatment erfüllt.

---

3. Wende das Treatment T im Falle K an.

Es stellt sich nun die Frage, welche Bedingungen Q umfassen soll. Wir schlagen folgende Bedingungen vor: ein Treatment T soll angewendet werden, wenn

a) ein Ziel F erreicht werden soll und dieses ethisch legitimierbar ist;
b) das Treatment T der Konstellation A_n' zu den Folgen F führen kann;
c) die Anwendung des Treatments T ethisch vertretbar ist;
d) die Effektivität von T für F nachgewiesen ist;

e) keine oder verglichen mit F unbedeutende bzw. unwahrscheinliche negative Nebenwirkungen bekannt sind;
f) das Treatment T im Hinblick auf F nicht auf Voraussetzungen beruht, die mit bestehendem Wissen inkompatibel sind;
g) die Kosten vertretbar sind; und
h) kein Treatment T* bekannt ist, welches die Bedingungen besser erfüllt" (1982, 402).

Auch ohne hier im einzelnen auf alle als Q bezeichneten Bedingungen einzugehen, bietet das Schema eine gute Basis, um den Anwendungsbegriff im Hinblick auf mein Problem zu spezifizieren.

Die praktische Handlung, das Treatment T anzuwenden, ist jedenfalls dann *wissenschaftlich* begründet, wenn das intendierte Ziel normativ sozial begründet ist, die Bedingungen Q im Anwendungsfall des Treatments T zutreffen und das Treatment T in einem wissenschaftlich akzeptierten Entstehungs- und Erklärungszusammenhang „fundiert" ist.

2.3 Sozialisatorische Interaktionen und das Problem der Anwendung von Anwendungswissen

Nachdem der Anwendungsbegriff für den Bereich wissenschaftlichen Handelns hinreichend geklärt ist, stellt sich nun das Problem, wie er sinnvoll benutzt werden kann im Zusammenhang der literarisch relevanten sozialisatorischen Interaktionen. Offen ist ja die Frage, ob Eltern und Erzieher – etwa in Kindergärten und Familien – Wissen im hier entwickelten technologischen Verständnis in sozialisatorischen Interaktionen anwenden wollen, können oder möchten, sofern solche Interaktionen in ihrer *alltäglichen* (nicht-wissenschaftlichen) Praxis stattfinden.[16]

Als ‚Anwendungswissen' bezeichne ich alles Wissen, das zur wissenschaftlichen Formulierung und Begründung des Treatments T geführt hat, also auch alle unter Q aufgeführten Bedingungen. Die Arbeit an und mit diesem Wissen ist theoretisch und nicht praktisch, auch wenn sie auf ein praktisches Ziel Z bezogen ist. Da in der gegenwärtigen Gesellschaft die theoretische und die praktische Arbeit in der Regel auf unterschiedliche Handlungssysteme verteilt sind und diese gesellschaftliche Differenzierung auch nicht rückgängig gemacht werden kann, stellt sich das Anwendungsproblem für Eltern und Erzieher anders dar als für den Wissenschaftler, der – ebenfalls im Anwendungszusammenhang arbeitet, aber eben – nicht praktisch an der Realisation des von ihm formulierten Treatments teilnimmt. An dieser grundsätzlichen Differenz ändern auch partielle Durchbrechungen nichts: Weder der Anwendungswissenschaftler, der zugleich als Erzieher seiner Kinder seine eigene Theorie anwendet, noch der Aktionswissenschaftler, der sich als Mithandelnder in das Forschungsfeld begibt, um andere an der Formulierung des Treatments zu beteiligen und selbst bei der Realisation mitzumachen.

Gage hat (1979) für den Erzieherberuf generell die Frage gestellt – ‚Unterrichten – Kunst oder Wissenschaft?', wobei ‚Kunst' für die eher intuitive, ‚Wissenschaft' für die eher reflexive Anwendungsorientierung steht.[17] Diese Frage deutet genau auf das hier gemeinte Problem hin: alltägliches Handeln steht nicht unter den gleichen Responsibilitäts- Rationalitäts- und Explizitheitsanforderungen wie wissenschaftliches Handeln, und deshalb sind Eltern und Erzieher darauf angewiesen, daß ihnen neben ihrer Intuition und den sozialisationsgeschichtlichen Erfahrungen aus ihrer eigenen Biographie aktuell legitimiertes Anwendungswissen vermittelt wird. Die Situation der praktischen Realisation solchen Anwendungswissens, das ihnen in Form des Treatments T bekannt wird, erlaubt dabei – in der Regel – nicht, daß Eltern und Erzieher selbst wieder die gesamten Voraussetzungen und Bedingungen klären, die zum Treatment T geführt haben, sondern das Treatment T – etwa in dem Ratschlag „Zur Lektüre mit drei- und vierjährigen Kindern ist dieses Buch geeignet und wird zur Anschaffung empfohlen" – in ihrem Handlungsplan als handlungsrelevantes Wissen aufnehmen.[18] Ob Eltern und Erzieher dieses Wissen nun tatsächlich anwenden im Sinne von realisieren, ist abhängig von situativen Bedingungen, die empirisch erforscht werden müssen.

Der theoretische Rahmen zur Behandlung des alltäglichen Problemzusammenhangs ‚Eltern'-‚Wissen'-‚Situation' ist im handlungspsychologischen Modell beschrieben. Einer Person x Situation-Interaktion liegt – nach v. Wright (1974), Schwemmer (1979) – folgende methodische Regel zugrunde: Eine Person P ist fest entschlossen, bestimmte Ziele Z_i zu erreichen. Sie meint, daß in einer Situation S zum Zeitpunkt t_S eine bestimmte Handlung H, die sie aufgrund ihres (latenten/manifesten) Wissens planen und durchführen kann, durchgeführt werden solle, weil sie mit bestimmter Sicherheit zu Sachverhalten führt und das Eintreten dieser Sachverhalte mit einer Annäherung an Z_i verbunden ist. Wenn nun die Situation S besteht, macht sich die Person P daran, die Handlung H auszuführen.

Es ist offensichtlich, daß diese methodische Regel Ähnlichkeit mit dem oben skizzierten Schema von Perrez & Patry hat. Jedoch fallen die dort explizierten Bedingungen für Q hier – im Sinne des eingeschränkt „rationalen" Handlungsmodells – auf der Ebene der individuellen Handlung zusammen im Begriff des subjektiven Meinens. Rehbein hat ausführlich dargestellt, wie „die Übertragung des Wissens in die aktuelle Handlung (...) spezifisch durch den ‚Mechanismus des Glaubens' vorgenommen" wird. (Rehbein, 1977, 13) Diesen Mechanismus des Glaubens kann man so umschreiben: der Handelnde wird solche Handlungen ausführen, die – im Gegensatz zu alternativen Handlungen – ein Maximum an subjektiver Zufriedenheit zu garantieren scheinen. Ich gehe nun im folgenden davon aus, daß der Begriff der *Anwendung* für die wissenschaftliche, und das heißt: die nicht selbst praktische Dimension des Anwendungszusammenhangs reserviert ist, während ich die prakti-

sche, auf aktuelles Anwendungswissen zurückgreifende soziale Handlung als *Verwendung* bezeichne. *Anwendung* und *Verwendung* stehen beide im Anwendungszusammenhang, sie werden jedoch in unterschiedlichen Handlungsrollen eingelöst und verweisen darauf, daß – ähnlich wie die Unterscheidung zwischen ‚Beobachtung' und ‚Teilnahme' in der Theorie der empirischen Literaturwissenschaft – ein kategorialer Unterschied auf Systemebene zugrundeliegt.

Unter diesen Voraussetzungen steht die Begründung, in dieser Studie nicht das tatsächliche sozialisatorische Handeln von Eltern und Erziehern „im Anwendungszusammenhang", also die Verwendung von Anwendungswissen, empirisch zu beschreiben, sondern jene Quellen, aus denen sie mit „Anwendungswissen" für literarisch relevante sozialisatorische Handlungen versorgt werden.

Der Einsatz und die Anwendung von Wissen sind generell nicht als reine Gedächtnisleistung im Sinne der Reproduktion schon vollständig zu erklären, sondern erst als intellektuelle Leistung im Sinne der Rekonstruktion bzw. der Ableitung aus grundsätzlichen Voraussetzungen, Einstellungen, Bewertungen usw. Wenn in Familien Erwachsene – Eltern, Großeltern, Geschwister – mit kleinen Kindern im Vorschulalter Märchen lesen, wenn sie ihnen Comics kaufen oder nicht kaufen, mit ihnen ins Puppentheater gehen oder Bücher aus öffentlichen Büchereien entleihen, dann tun sie dies aufgrund eines Handlungsplanes, bei dessen Entwicklung und situativer Anpassung ein bestimmtes „literarisch" relevantes Handlungswissen zwar von grundsätzlicher, aber nicht von ausschlaggebender Bedeutung ist. Aufgrund vorliegender Untersuchungen kann man vermuten, daß in erster Linie der eigene Deutsch- bzw. Literaturunterricht an der Schule, der Einfluß des gesamten Kommunikationsmilieus im Elternhaus und bestimmte, mit beruflichen Interessen verbundene Zukunftsprojekte für die Familie und besonders für die Kinder die häufigste Planungsgrundlage für sozialisatorische Interaktionen im System Literatur sind.[19]

Die hier beabsichtigte Untersuchung von „Quellen" für literarisch relevantes Anwendungswissen hat demgegenüber nur eine sehr eingeschränkte soziologische Reichweite: denn solche Quellen werden aller Erfahrung nach (cf. Gerlach u.a., 1977) besonders in solchen Familien genutzt und zur Planung eigener Handlungen verwertet, in denen Eltern oder Erzieher eigene Ziele über literarisches Handeln verfolgen oder literarisches Handeln bei sich und den Kindern sogar explizit als Wert (z.B. des kulturellen Standards usw.) betrachten. „Eingeschränkte soziologische Reichweite" ist jedoch ein grundsätzliches Problem des gesamten Literatursystems in der BRD und kein spezielles Problem, das durch die Anlage und Absicht dieser Untersuchung bedingt ist.

3. Quellen für Anwendungswissen – Beschreibung und Kritik aktueller Handbücher und Fibeln zur literarischen Sozialisation von Vorschulkindern

3.1 Schematische Darstellung des Gegenstandsbereichs

Der Vermittlungsbereich, in dem und durch den literarisch interessierte Eltern vor allem mit Anwendungswissen für literarisch sozialisatorische Interaktionen konfrontiert werden, ist im wesentlichen beschränkt auf das Medium Buch. Elternfibeln zur Leseerziehung, Rezensionsorgane für Kinder- und Jugendbücher, populärwissenschaftliche Ratgeber zur Buchauswahl – häufig mit pädagogischem und entwicklungspsychologischem Kontext –, Erfahrungsberichvon Eltern und Erziehern – so und ähnlich sieht die Palette des Angebots aus. Dabei kann grosso modo davon ausgegangen werden, daß in den dort verbreiteten Beratungsangeboten und dem Anwendungswissen solcher Bücher auch die weitestgehend konsensfähigen, gegenwärtig dominant geltenden literar-ästhetischen Werte und Konventionen vermarktet sind. Für diese Vermutung spricht jedenfalls die allgemeine Struktur des gesamten medialen Vermittlungsbereichs in unserer Gesellschaft.
Ich skizziere im folgenden zwei schematische Darstellungen, wie dieser Vermittlungsbereich im wesentlichen – einerseits aus der Sicht der Produzenten (der Anwender), andererseits aus der Sicht der Rezipienten (der Verwender) solcher Fibeln und Handreichungen – strukturiert ist. Diese schematischen Darstellungen wollen nicht die hohe Komplexität der beiden Handlungsbereiche vollständig wiedergeben, sondern sie dienen in erster Linie dazu, den Stellenwert solcher Ratgeber und Erziehungshilfen im Kontext literarischer sozialisatorischer Interaktionen zu kennzeichnen. (Siehe dazu die Abb. S. 229, 231).

Erläuterungen zu den Schemata

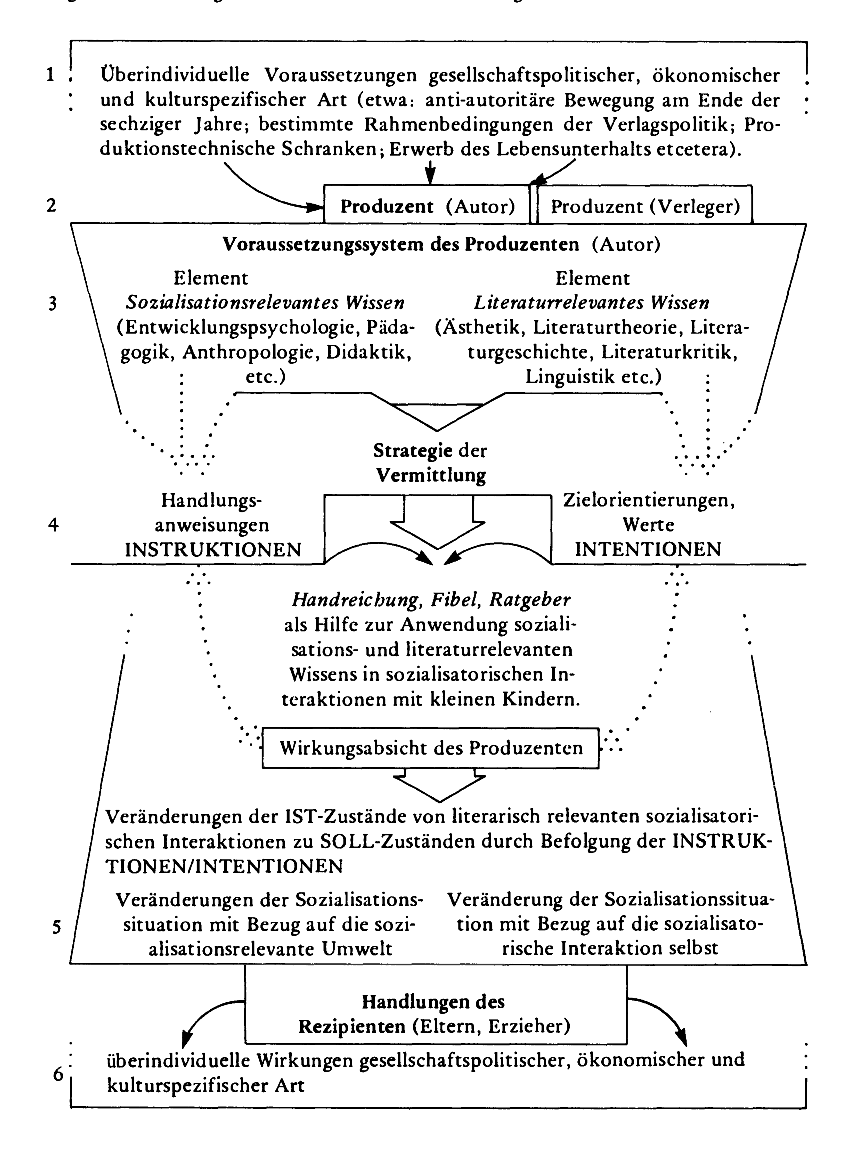
ad 1

Aus der Perspektive des Produzenten ist die Anfertigung, Herstellung und Verbreitung einer Fibel zur literarischen Erziehung ein Prozeß der Massenkommunikation, also eine Form der indirekten, diffusen, öffentlichen und technisch vermittelten Kommunikation. Aus diesem Grunde ist es sinnvoll, den Produktionsprozeß als arbeitsteiligen und deshalb wesentlich von überindividuellen Bedingungen beeinflußten zu betrachten (= 1).

Die überindividuellen Voraussetzungen beeinflussen den offiziellen und den eigentlichen Urheber einer solchen Fibel, also den Verleger und den Autor, wobei die Rolle des Autors in starker Weise davon abhängt, wie der Verleger diese Rolle definiert (= 2).

Diese Momente gehen in das individuelle Voraussetzungssystem des handelnden Produzenten ein und führen zu einer Modifikation jener Elemente dieses Voraussetzungssystems, die besonders relevant für die Konzipierung und Herstellung einer Fibel zur literarischen Erziehung sind: der Elemente „Sozialisationsrelevantes Wissen" und „Literaturrelevantes Wissen" (= 3).

1. der Vermittlungsbereich aus der Perspektive des Produzenten von Handreichungen, Fibeln, Ratgebern zur literarischen Erziehung.



Auf der Basis seines gesamten Voraussetzungssystems als Handelnder entwickelt der Produzent unter besonderer Berücksichtigung der beiden erwähnten Elemente eine „Strategie der Vermittlung“, bei der im besonderen zwei Faktoren: nämlich die Handlungsanweisungen (INSTRUKTIONEN) und die Handlungsziele (INTENTIONEN), direkten Einfluß auf das Produkt Fibel haben (= 4).

An den tatsächlichen INSTRUKTIONEN und INTENTIONEN, die den Aufbau und die Nutzung der Fibel bestimmen, ist die Wirkungsabsicht des Produzenten festgemacht. Sie ist im besonderen beschreibbar als Absicht, bestimmte IST-Zustände in SOLL-Zustände zu überführen. Unter der Voraussetzung eines funktionalen Aufbaus der Fibel zielen INSTRUKTIONEN und INTENTIONEN genau auf diese Umwandlung von IST in SOLL. Dabei kann die Absicht des Produzenten sein, direkt auf die zukünftige sozialisatorische Interaktion eines Rezipienten mit einem Kind zu wirken, sie kann aber auch darin bestehen, das sozialisatorische Umfeld solcher Interaktionen zu verändern (= 5). INSTRUKTIONEN und INTENTIONEN fassen das Anwendungswissen der Fibel zusammen.

Von den SOLL-Handlungen der Rezipienten erwartet der Produzent eine den Werten seines Voraussetzungssystems entsprechende überindividuelle Wirkung, nicht nur im Einzelfall einer Verwendung des von ihm formulierten Anwendungswissens, sondern auch durch Beeinflussung anderer Rezipienten (Produzenten von Fibeln usw. usw.) (= 6).

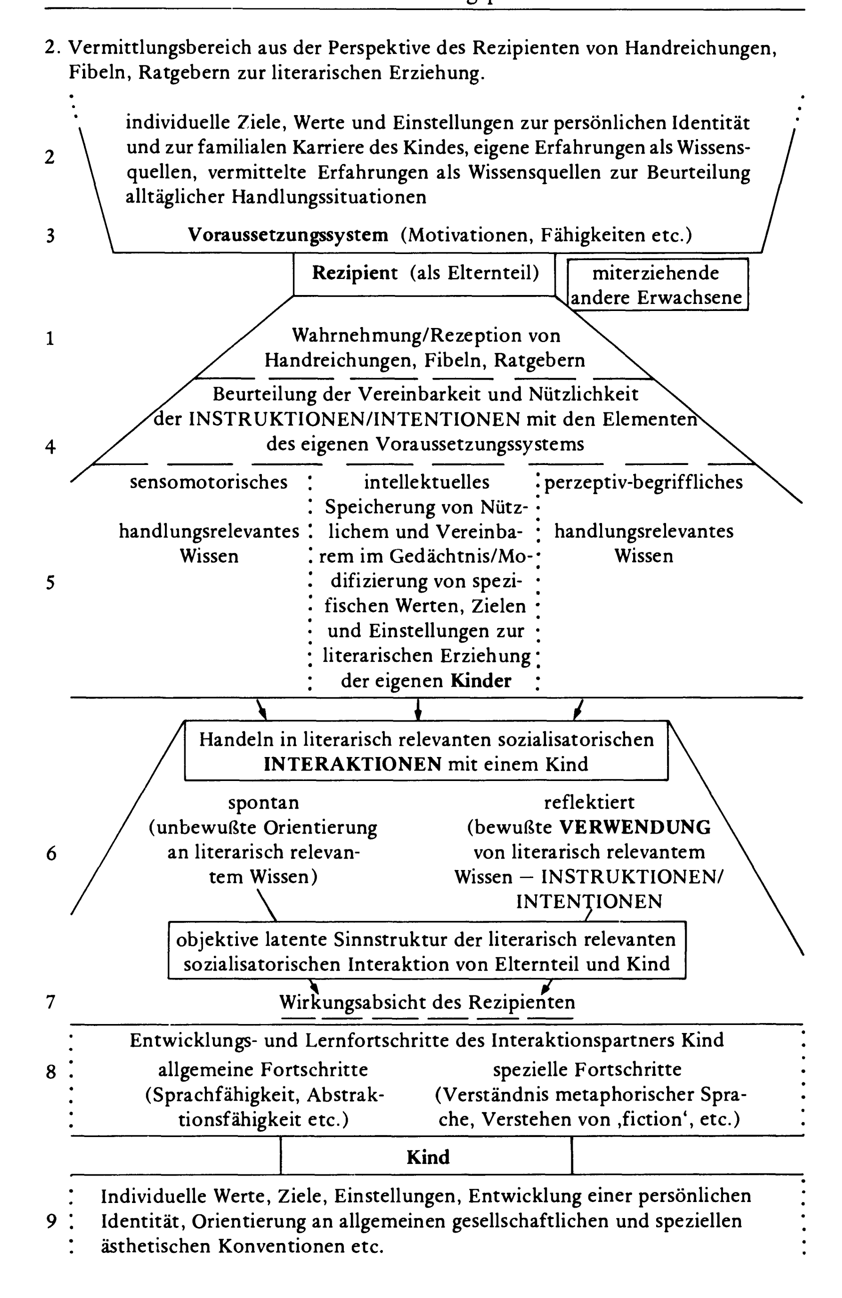
ad 2

Aus der Perspektive des Rezipienten einer Fibel zur literarischen Sozialisation tritt die Wahrnehmung/Rezeption einer solchen Fibel (= 1) ein vor dem Hintergrund des individuellen Voraussetzungssystems als Handelnder. Dieses individuelle Voraussetzungssystem steht natürlich auch unter den Einflüssen überindividueller Systemzusammenhänge, für die Rezeption von Fibeln gilt aber ein Handlungszusammenhang, in dem wesentlich die individuellen Ziele, Werte und Einstellungen zur persönlichen Identität und zur familialen Karriere des Kindes eine Rolle spielen (= 2), auch wenn diese Zeile und Werte in der Regel mit anderen verhandelt werden müssen, die ebenfalls an der Erziehung des Kindes beteiligt sind (= 3). Im Kontext der gesamten Handlungen, die jemand plant und durchführt, der *auch* Fibeln zur literarischen Sozialisation von Kindern liest, führt nach einer intuitiven oder diskursiven Auseinandersetzung mit den INSTRUKTIONEN/INTENTIONEN der Fibel (= 4) die Rezeption zu einer Abspeicherung im Gedächnis und gegebenenfalls zu einer Modifikation der eigenen Ziele und Werte (= 5). Das Schema soll durch die gestrichelten Linien bei Punkt 5 deutlich machen, daß die Abspeicherung solchen Fibel-Wissens im Rahmen der gesamten Handlungsplanungen und -durchführungen nur einen (sehr kleinen) Teil des zukünftigen Voraussetzungssystems des Handelnden ausmacht, jedenfalls nicht geschlossen werden kann, daß irgendein Handelnder das Anwendungswissen, nur weil er es rezipiert hat, auch in literarisch relevanten sozialisatorischen Interaktionen verwendet.

Handelt ein Rezipient einer Fibel in einer Situation, in der er das Anwendungswissen der Fibel verwenden könnte, dann kann er dies entweder tun oder nicht tun. Tut er es spontan, ist nur von einer vermittelten Wirkung der Fibel zu sprechen; handelt er dagegen reflektiert, so wird das rezipierte Anwendungswissen handlungsrelevantes Wissen für eine Verwendungssituation (= 6).

Sowohl eine spontane als auch eine reflektierte Orientierung an den INSTRUKTIONEN/INTENTIONEN resp. deren Verwendung etabliert in der sozialisatorischen

2. Vermittlungsbereich aus der Perspektive des Rezipienten von Handreichungen, Fibeln, Ratgebern zur literarischen Erziehung.



Interaktion eines Erwachsenen mit einem Kind eine objektive latente Sinnstruktur, die – insofern das Kind an ihr partizipiert und konstruiert – eine Veränderung bei den Handelnden im Sinne des Anwendungswissens vom IST-Zustand zum SOLL-Zustand bewirken kann. Im Falle der reflektierten Verwendung des Anwendungswissens durch den Rezipienten ist die Handlungsabsicht des Rezipienten in der sozialisatorischen Interaktion weitgehend identisch mit derjenigen des Produzenten der Fibel (= 7).

Wegen des starken Gefälles zwischen dem literarischen Voraussetzungssystem eines erwachsenen Handelnden und eines Kindes ist als SOLL-Zustand in erster Linie eine Veränderung der Fähigkeiten, Fertigkeiten, Motivationen usw. des Kindes im Feld des literarischen Handelns anzusehen (= 8).

Ist das Anwendungswissen in der Verwendung durch den erwachsenen Handelnden als Partner in der sozialisatorischen Interaktion mit dem Kind erfolgreich, dann ist damit zu rechnen, daß sich über veränderte Handlungsmöglichkeiten im Bereich literarischen Handelns auch andere individuelle Ziele, Werte und Einstellungen des Kindes ändern (= 9).

Diese beiden Skizzen sollen verhindern, daß die Funktion von Fibeln, Ratgebern, Handreichungen usw. im Prozeß der literarischen Sozialisation überschätzt oder unterschätzt werden. Überschätzen würde man ihre Funktion sicherlich dann, wenn von einer Form der direkten Beeinflussung konkreter Handlungen ausgegangen würde; unterschätzen würde man die Funktion solcher Fibeln jedoch dann, wenn man ihnen keinen nennenswerten Einfluß auf das sozialisationsrelevante Verhalten von Erwachsenen beimißt: dazu ist ihre auf dem Buchmarkt tatsächlich vertriebene – also angebotene und nachgefragte – Anzahl und Auflage zu groß.[20]

3.2 Beschreibung und Analyse von ausgewählten Elternfibeln, Handreichungen und Ratgebern für die literarische Sozialisation von Vorschulkindern

Unter Berücksichtigung der bisher ausgeführten Gesichtspunkte gehe ich bei der Darstellung einzelner Fibeln von folgenden Rahmenbedingungen aus:

(1) Elternfibeln werden in der Absicht produziert, vermittelt und rezipiert, Sozialisationsprozesse zu beeinflussen, die für literarisches Handeln von Kindern relevant sind.

(2) Über die tatsächliche Wirkung der Produktion, speziell darüber, ob Rezipienten das Anwendungswissen der Produktion in den Prozeß der literarischen Sozialisation mit Kindern einbringen, kann derzeit nur spekuliert werden, da keine speziellen empirischen Untersuchungen dafür vorliegen.

(3) Damit solche Untersuchungen erfolgversprechend geplant werden können, muß das in solchen Fibeln entwickelte literarisch relevante Anwendungswissen (im Sinne der im Schema als INTENTIONEN/IN-

STRUKTIONEN bezeichneten Ebene) zuvor systematisch beschrieben werden, da darin das Wissen zusammengefaßt ist, das ein Rezipient solcher Fibeln in einer zukünftigen sozialisatorischen Interaktion mit Kindern *verwenden* kann.

(4) Anders als die individuellen und privaten Handlungen von Eltern stehen die Produzenten von Fibeln generell unter öffentlichen Rechtfertigungsanforderungen. Die in solchen Fibeln verbreiteten INTENTIONEN/INSTRUKTIONEN sind deshalb, sofern sie implizit oder explizit auf Verwendung in literarisch relevanten sozialisatorischen Interaktionen zielen, wie Anwendungen im Sinne von Perrez & Patry (s.o.) zu behandeln.

(5) Auf der Basis einer Beschreibung der Bedingungen Q für den Anwendungszusammenhang solcher Elternfibeln lassen sich plausibel Hypothesen über die Funktion der INTENTIONEN/INSTRUKTIONEN im tatsächlichen literarischen Sozialisationsprozeß bilden. Eine solche Beschreibung ist zu verstehen als eine hypothetische Verwendungsüberprüfung.

Die Auswahl der Fibeln erfolgte nach kursorischer Lektüre von ca. 50 einschlägigen Publikationen unter dem Gesichtspunkt, anhand einzelner Exemplare typische Merkmale und Tendenzen beschreiben und kennzeichnen zu können. Die Auswahl ist deshalb in einem statistischen Sinne weder repräsentativ noch zufällig. Die Darstellung der Fibeln ist so angeordnet, daß von einem Erfahrungsbericht ausgegangen wird, der zwar deutliche Intentionen, jedoch keine expliziten Instruktionen für literarische Sozialisation enthält, und der mit Texten abgeschlossen wird, die klare Intentionen und explizite Instruktionen zum Thema Literatur beinhalten. In der Reihe der dargestellten Fibeln nimmt entsprechend dieser Explizitheit der Instruktionen auch der jeweilige *wissenschaftliche* Anspruch des Autors resp. des von ihm verbreiteten Treatments zu, so daß die hier gewählte Reihenfolge der Darstellung zugleich die angezielten Adressaten solcher Fibeln „soziologisch einkreist“: von Lesern mit relativ allgemeinem Interesse an Erziehungsratschlägen bis hin zu spezialisierten Lesern mit Interesse an Problemen der literarischen Sozialisation von Vorschulkindern.

1. Beispiel

Margot Benary-Isbert: Die Großmutter und ihr erster Enkel, 1. Aufl. München: Heimeran 1957 (6. Aufl. Freiburg i. Brsg.: Herder 1976, Zitate nach der 6. Auflage)

Das Buch wurde ausgewählt, weil es als eine Art Bestseller im Bereich der persönlichen Erfahrungsberichte zur Kindererziehung anzusehen ist und einen sehr breiten Leserkreis anspricht, der nicht literarisch spezialisiert ist. Zudem wird mit dem Buch eine Erziehungsrolle vorgestellt, die im Zusammenhang der literarischen Erziehung in Familien ansonsten leicht aus dem Blick gerät.

In dem Buch berichtet die Verfasserin über ihre Gedanken, Gefühle und Erlebnisse bei der Übernahme der Großmutterrolle. Sie verbindet diese Form des Erlebnisbe-

richtes im ersten Teil mit kultur- und familiengeschichtlichen Rückblenden, während sie im zweiten Teil vorwiegend über ihre persönlichen Probleme im Umgang mit Tochter, Schwiegersohn und Enkelkind erzählt.

Im Kontext dieses zweiten Teils, als sie über ihre Erfahrungen als Babysitter des Enkelkindes berichtet, finden sich einige Passagen, die nach Diktion und Kontext appellativen Charakter haben und den Bereich der literarischen Sozialisation betreffen.

„David ist jetzt über zwei Jahre alt, und Sprache und Sprachverständnis machen von Woche zu Woche Fortschritte. ‚Buch!' ist sein erstes Wort, wenn er in mein Haus kommt. In seiner zielbewußten Art geht er sofort auf den Platz in meinem Arbeitszimmer los, wo seine Bücher stehen, holt eins heraus und legt es vor mich hin. Lange Zeit kann er es ruhig und gesammelt betrachten und immer wieder die gleichen Erklärungen dazu hören. Es müssen sogar stets die gleichen sein. Es handelt sich immer um dieselben drei oder vier Bücher und um dieselben Worte und Töne zu jedem Bild. Daß er es so und nicht anders haben will, scheint mir ein Verlangen des kindlichen Geistes nach Ordnung, Wahrheit und Klarheit auszudrücken. Vielleicht gehört es zur Aufgabe der Großmutter, diese Kinderwelt in ihrer Begrenzung zu schützen vor den vielfältigen Zerstreuungen, die heute von allen Seiten an sie herangebracht werden; vor dem Andrang von allzuviel Neuem, womit die schöne Geschlossenheit eher verwirrt als erweitert würde.

Bei den Büchern, die ich David zeige, handelt es sich in der Hauptsache um naturalistische Tierabbildungen, und es werden beim Betrachten alle Laute nachgeahmt, die den verschiedenen Geschöpfen eigen sind. Sehr bald kann David selber Auskunft geben über Namen und Stimme der dargestellten Tiere. Und schon auf dieser Stufe beginnt die Welt der Bücher eine dritte Dimension anzunehmen. Nachdem ich David einmal gesagt habe, daß das Kalb der großen Kuh, die da einsam auf der großen Wiese steht, wahrscheinlich in der Scheune im Hintergrund seinen Mittagsschlaf hält, ist das eine feststehende Tatsache für ihn. Damit hat er eine geistige Leistung vollbracht, nämlich die, auch Dinge wahrzunehmen, die auf dem Bild nicht zu sehen sind. Und das gerade macht den Unterschied aus zwischen einem Buch oder einem Fernseh- oder Radioapparat. Man muß selber etwas dazutun, muß, wenn auch in bescheidenem Maße, selber schöpferisch werden, denken, die Einbildungskraft üben, während der Apparat fertig zubereitete Geisteskost verabfolgt, die nicht einmal mehr gekaut zu werden braucht. (106 ff.)

Seine Mutter hat in letzter Zeit manchmal ein kleines Wortspiel mit ihm getrieben, das so geht: „Was ist der Vater?" fragt sie, und David antwortet: „Ein Mann."– „und die Mami?" – „Eine Dame." – „Und David?" – „Ein Junge." Aber nun fällt es der Mutter eines Tages ein, ihn zu fragen, was denn die Großmutter sei. David muß darüber angestrengt nachdenken, bis schließlich sein Gesicht aufleuchtet. „Buch!" sagt er entschieden.

Das hat mich auf eine schwer zu erklärende Weise stolz und froh gemacht. Nicht nur, weil in meinem eigenen Leben Bücher viel bedeutet haben, seit ich denken kann. Nicht nur, weil ich selbst hin und wieder ein Buch schreibe. Ich weiß darüber hinaus, daß es eine gute, zuverlässige Welt ist, die Welt der Bücher, und daß ich ruhig sein kann, wenn der Enkel einmal darin zu Hause sein wird, wie es seine Großeltern waren. Aus dieser Heimat, die eine Heimat des Herzens und des Geistes ist, kann man nicht so leicht vertrieben werden wie aus einem Heim aus Stein und Holz – und wie gern möchte ich den Enkeln noch den Weg dorthin weisen." (121 f.)

Übertragen auf das Handlungsschema kann man diese Passagen nach meinem Verständnis etwa so zusammenfassen:

1. *Führe ein Kind ein in die Welt des Buches, wenn du möchtest, daß es eine sichere und nicht leicht zu erschütternde persönliche Identität aufbaut, für die Ordnung, Wahrheit und Klarheit Werte sind. Tue dies, wenn du die Großmutter des Kindes bist.*
2. *Du bist Großmutter und hast die Gelegenheit, erzieherischen Einfluß auf dein Enkelkind auszuüben.*

---

3. *Führe dein Enkelkind ein in die Welt des Buches.*

Natürlich handelt es sich bei der Erlebnisschilderung von Benary-Isbert nicht um eine wissenschaftliche Aussage; ich nehme jedoch an, daß die persuasive Kraft dieses Textes bei seinen Leserinnen und Lesern eine ähnliche einstellungsbeeinflussende Wirkung hat wie etwa bei spezialisierten Lesern ein wissenschaftlicher Text. Ich halte es – um solche Kommunikationszusammenhänge nicht außen vor zu halten – deshalb für nützlich, auch die Aussagen Benary-Isberts daraufhin zu prüfen, wie die Bedingungen Q – zusammengefaßt im Begriff ‚Großmutter' – genauer spezifiziert sind.

Die von Benary-Isbert vorgelegten Passagen zeigen, unabhängig von dem Kontext und dem gesamten Erfahrungsbericht, daß ein klares Sozialisationsziel angegeben wird und daß die Verfasserin auch – im hier angemessenen feuilletonistischen Ton – eine ethische Legitimation für dieses Sozialisationsziel liefert: „diese Kinderwelt zu schützen in ihrer Begrenzung vor den vielfältigen Zerstreuungen, die heute von allen Seiten an sie herangebracht werden". Ziel ist die „schöne Geschlossenheit" dieser Kinderwelt, deren quasi apriorische Geltungsqualität mit dem Satz angedeutet wird: „scheint mir ein Verlangen des kindlichen Geistes nach Ordnung, Wahrheit und Klarheit auszudrücken". Die Begründung dafür, daß die Handlung ‚ein Kind in die geistige Welt des Buches einführen' tatsächlich dazu führen kann, daß dieses Kind „geistige Leistungen" vollbringt, „schöpferisch" tätig wird, die „Einbildungskraft" übt, wird durch Rekurs auf die eigene Lebensgeschichte und durch ein „empirisches" Beispiel geliefert: nämlich durch die Schilderung der allgemeinen Verhaltensweisen und speziellen Rezeptions- und Verarbeitungsleistungen des Kindes, wenn es bei und mit der Großmutter Bücher anschaut. Die Anwendung des Treatments „führe das Kind in die Welt des Buches ein" wird bei Benary-Isbert selbst nicht mehr ethisch legitimiert resp. geprüft; dafür besteht offenbar kein Rechtfertigungsbedürfnis, da ein besonderes Erziehungs- und Sozialisationsverhältnis zwischen Großmutter und Enkelkind grundsätzlich angenommen wird. Über die Effektivität des Treatments im Hinblick auf das angestrebte Ziel werden nur Aussagen gemacht, die auf einer Verallgemeinerung der eigenen persönlichen Lebenserfahrungen und auf dem direkten Umgang mit diesem „ersten" Enkel beruhen. Diese Aussagen sind deshalb identisch mit den Begründungen, warum es überhaupt sinnvoll sei, diese Handlung so auszuführen. Da die gesamte Handlung „führe das Kind ein in die Welt des

Buches" ausschließlich positiv begründet und dargestellt wird, fehlt eine ausdrückliche Erwägung, ob es denn vielleicht nicht-erwünschte Nebenfolgen des Treatments gebe. Statt einer Reflexion dieser Seite möglicher Wirkungen werden – wiederum nur positiv – als gesichert gehandelte Theorien über die sozialisatorischen Vorteile des Mediums Buch gegenüber dem Fernsehen oder dem Radio mitgeteilt. Gerade bei dieser Gegenüberstellung sehe ich eine klare Wertentscheidung Benary-Isberts. Die Verfasserin setzt nämlich nicht die beliebige „Welt des Buches" gegen eine, sagen wir einmal, beliebige Welt des Fernsehens, sondern sie scheint – so deute ich den Kontext – bei „Welt des Buchs" an nicht-eindeutige, polyvalente Texte zum Beispiel zu denken, während sie bei „Welt des Fernsehens" eindeutige, monovalente und vermutlich auch unter „Realitätskonventionen" zu rezipierende „Sendungen" denkt; diese starke Wertdominanz der „Welt des Buches" führt Benary-Isbert zu einem Trugschluß; denn natürlich muß sich der Rezipient auch bei polyvalenten Fernseh- oder Radiosendungen seiner schöpferischen Einbildungskraft bedienen und „geistige Leistungen" vollbringen, die solchen vergleichbar sind, die bei einem polyvalenten Text – als Buch – zu erbringen sind.

Ob die Voraussetzungen für das „Treatment" mit dem gegenwärtigen Wissen kompatibel sind, wird nicht zum Problem, da lediglich auf einer individuellen Argumentationslinie Erlebnisse aneinandergereiht werden, die – unabhängig von anderem „Wissen" – eine innere Plausibilität beanspruchen. Über die Kosten des „Treatments" sind nur durch Kontextangaben Schlußfolgerungen möglich, eine direkte Aussage dazu findet sich nicht. Aus den Hinweisen im Text erschließe ich, daß jedenfalls Kosten anfallen, von dem Preis für die drei oder vier Bücher, von denen gesprochen wird, bis hin zu dem wesentlich höheren Preis für das Lebensmillieu, das sich mit den Stichworten ‚Arbeitszimmer', ‚selbst hin und wieder ein Buch schreibe', usw. andeutet. Alternative „Treatments" werden nicht ausdrücklich erwähnt und diskutiert, lediglich die negative Stellungnahme zum Fernsehen kann man in dieser Richtung verstehen. Im Gesamtzusammenhang ihrer Erlebnisse betont sie jedoch in ähnlichen Zusammenhängen und unter vergleichbaren Zielangaben die Nützlichkeit und Effektivität von „liebevoller Familienatmosphäre" und ähnlichem, was als eine Art Generallinie für das Sozialisationsprojekt „Großmutter und Enkelkind" von mir verstanden wird.

Die erzieherische INTENTION in diesen Passagen des Buches von Benary-Isbert ist – auch ohne verallgemeinernde INSTRUKTIONEN – eindeutig erkennbar, als „Treatment" teilt sich dem „geneigten Leser" jedoch nur eine Art persönliche Erfahrung und Wertschätzung mit, die nun zwar – als Leseerfahrung – in den Wissensbestand des Rezipienten eingehen und zukünftige eigene sozialisatorische Interaktionen mit Kindern und Enkelkindern beeinflussen kann, die ihm aber letztlich keine effektive Handlungsplanung auf der Basis eines fundierten Anwendungswissens ermöglicht. Es ist nun aber sicher richtig, daß diese Beschreibung keine

Kritik an Benary-Isberts Bericht sein kann, da dieser Bericht auch nicht als Handlungsanweisung für literarisch relevante sozialisatorische Interaktionen von Großmüttern mit ihren Enkelkindern geschrieben wurde; andererseits ist mit dieser Beschreibung aber ein weitverbreiteter Typ von Ratgeber-Literatur für den Bereich auch der literarischen Erziehung charakterisiert, durch den vermutlich Leserinnen und Leser angesprochen werden, die durch spezialisierte Literatur zur literarischen Sozialisation überhaupt nicht erreicht werden. Ich halte die Annahme jedenfalls für plausibel, daß mit einem solchen Buch auch Großmütter erreicht werden, die über die literarische Erziehung ihrer Enkelkinder bisher noch nicht nachgedacht haben.

2. Beispiel

Strätling-Tölle, Helga und Barthold Strätling: Erziehung ist (k)ein Kinderspiel. Neue Erziehungsaufgaben in der jungen Familie. Herder: Freiburg i. Brsg. 1975 (= 1)

Ettel, Reinhold und Bernhard Liss: Familie gelebt – erlebt. Alltag und Feste harmonisch gestalten, Styria: Graz – Wien – Köln 1976 (= 2)

Die als Beispiel 2 ausgesuchten Bücher stehen für einen anderen Typ von Erziehungshilfen, nämlich für die große Anzahl sogenannter Familienbücher, in denen – häufig aus der Sicht einer religiös-weltanschaulichen Institution geschrieben – für alle üblichen Problemlagen in Familien mit Kindern Tips, d.h. Verhaltensmuster und Handlungsanweisungen verbreitet werden. Die Bücher sind entweder stark adressatenorientiert und richten sich z.B. an „die junge Familie", bei denen von den Verfassern solcher Bücher ein großes Bedürfnis nach Erziehungshilfe vermutet wird (= 1), oder sie sind themenorientiert und begleiten z.B. das Familienleben einmal rund um den Jahreskalender und lassen bei einer solchen Fest-Schau auch typische Familienfeiern wie Hochzeit und Beerdigung nicht aus (= 2).

In solchen allgemeinen Ratgebern spielt das Moment der literarischen Sozialisation – ähnlich wie in der Gesellschaft, für die solche Ratgeber produziert werden – nur eine marginale Rolle. Allerdings bleibt das Thema auch in keinem der Bücher dieses Genres wegen der grundsätzlichen kulturellen Ansprüche und Verpflichtungen völlig ausgeklammert.

Nr. 1

Unter der Zwischenüberschrift ‚Lernziel Sprache' schreiben Strätling-Tölle & Strätling u.a.:

„Das Gespräch zwischen Eltern und Kind kann niemand ersetzen, schon gar nicht die „elektronische Oma", wie man im Hinblick auf seine Rolle im Kinderzimmer schon einmal den Plattenspieler genannt hat. Doch helfen kann sie. Gut ausgewählte einfache Kindergeschichten, die kurz sein sollten, können nicht nur das Interesse des Kindes gewinnen, sondern ihm auch das Erlebnis einer differenzierten, deutlichen Sprache schenken. Am besten eignen sich für Kinder im Vorkindergartenalter und für Vierjährige Platten, die im Wechsel Kinderlieder, Abzählreime, einfache Gedichte und Geschichten bieten. Die Sprechschallplatte kann also ergänzen, was die Eltern mit ihren Gesprächen und mit dem Erzählen bei ihren Kindern angefangen und begründet haben. Fünfjährigen sind bereits leichte und nicht zu lange Hörspiele zuzumuten. Das Hörspiel hat der einfachen Erzählung gegenüber den Vorteil der

größeren Spannung und der stärkeren Einbeziehung des Hörers in die Handlung. Aus dem, was die handelnden Personen sprechen, wie sie miteinander reden, wie ihre Stimme klingt, daraus bilden sich in der Phantasie des Zuhörers Bilder und Vorstellungen, man sieht die Personen, weil (und wie) sie sprechen. Ein Hörspiel fördert also weit mehr als die erzählte Geschichte, aber auch mehr als eine bildhafte Darstellung (wie z.B. im Film) die Phantasie des Hörers. (Eine Reihe empfehlenswerter Schallplatten für Kinder im Vorschulalter, siehe Anhang S. 159). Läßt die Schallplatte für eine Mitwirkung der Eltern kaum Gelegenheit, so bietet das Bilderbuch die Möglichkeit, dem Kind phantastische Erlebnisse, faszinierende Bilder und eine ausdrucksreife Sprache zu vermitteln, und dies mit dem Klang der Stimme des Vaters oder der Mutter. Die Bedeutung liegt nicht nur darin, daß der Vater oder die Mutter eine Vermittlerfunktion haben, sondern daß das Kind die Sprache der Erzählung, weil es sie aus dem Munde des Erzählers hört, mit diesem in Verbindung bringt. Das Kind macht die Erfahrung, daß auch die Eltern eine schöne Sprache vermitteln können." (S. 130)

Unter der Zwischenüberschrift ‚Lernziel Initiative und Kreativität' schreiben Strätling-Tölle & Strätling an späterer Stelle noch ergänzend:

„Für die Ausbildung der Kreativität bieten sich vor allem drei Bereiche an. Man sollte dem Kind helfen, ein realitätsbezogenes Verhältnis zu seiner Umwelt zu finden, das heißt, es muß erkennen, was ist. Gemeint ist insbesondere hier die Förderung der kognitiven, der merk- und wissensmäßigen Fähigkeiten. Daneben ist der Bereich der Sprache sehr wichtig. Diesmal aber nicht unter dem früher behandelten Aspekt der Sprachaneignung, sondern unter dem Aspekt, daß Sprache Erfahrungen vermitteln und Erlebnisse verschaffen kann. Hierher gehören neben der phantastischen, die Wirklichkeit überschreitenden Kindergeschichte auch realitätsbezogene Umweltgeschichten, womit dem Kind sowohl menschliche Verhaltensweisen als auch Sachprobleme nahegebracht werden können. Phantasiebegabte Väter und Mütter oder auch Großeltern sollten versuchen, Kindern Sachzusammenhänge, die sie ihnen vermitteln möchten, in einer Erzählung zu verdeutlichen." (S. 144)

Nr. 2

Bei Ettel & Liss wird das Thema Buch und Literatur unter dem Kapitel ‚Kunst, Kultur und Hobby' abgehandelt. In einem allgemeinen einführenden Vorwort schreibt der Verfasser B. Liss unter anderem:

„Kultur, das ist Theater, das ist Konzert, das sind Ausstellungen. Dazu muß ein volles Ja gesagt werden. Es wäre auch zu wünschen, daß dieses Kulturangebot der Öffentlichkeit noch viel mehr genützt würde. Aber wie steht es mit der *Kultur zu Hause?* Es besteht heute eine Tendenz, die Kultur immer mehr auf das zu reduzieren, was die Fernsehprogramme bieten. Die Einrichtung der Wohnung trägt den Stempel des Jahres, in dem sie eingerichtet wurde. Was damals modern war, wurde hier als Konfektionsware hineingestellt und -gehängt. Die Gestaltung des Lebens innerhalb der vier Wände wird vor allem von den gesteigerten Lebensanforderungen bestimmt. Nicht erst für die Personen, die im Berufsleben stehen, es beginnt schon bei den Schülern. Für eine gemeinsame Gestaltung der freien Zeit – soweit es eine solche überhaupt noch gibt – bleibt wenig Energie übrig. Der Weg des geringsten Widerstandes ist das passive Konsumieren dessen, was über den Bildschirm ins Haus geliefert wird.

Eine Bereicherung des Lebens bedeutet alles, was Aktivität mit sich bringt. Hier hat das Buch eine wichtige Funktion. Es wird viel gedruckt, aber wenig gelesen. Für die meisten Menschen entscheidet sich wahrscheinlich ihre Einstellung zum Buch in der

Familie, in der sie aufwachsen. Wenn dort ein Klima ist, das die Liebe zum Buch fördert, wird diese Einstellung wahrscheinlich auch das spätere Leben prägen. Brauchbare Anregungen für die Praxis finden sich auf den nächsten Seiten. Was in einer Familie möglich ist, müßte sich doch auch in einer anderen realisieren lassen. Bücher sind übrigens auch eine starke Anregung für das Gespräch: wenn ein Familienmitglied ein interessantes Buch gelesen hat oder auch, wenn zwei oder mehrere das gleiche Buch gelesen haben." (S. 200)

Wie in dem Buch von Ettel & Liss üblich, so folgen auf solche allgemeinen einführenden Bemerkungen sogenannte Kommentare aus der Praxis. Darunter sind unvermittelt aneinandergereihte – als wörtlich kenntlich gemachte – Zitate von nicht näher beschriebenen Familien zu ihrer Familienpraxis zu verstehen. Unter dem Stichwort ‚Bücher' ist unter anderem zu lesen:

„Gute Jugendbücher, oft in Taschenbuchform, werden oft für die Kinder besorgt, und zwar als Mitbringsel statt anderer, oft unnützer Dinge. Bei uns wird fast jeden Abend vor dem Schlafengehen gelesen".

„Bücher, die den Kindern selbst gehören, reizen stärker zum Lesen als in einer Bücherei ausgeliehene Bücher. Es gibt jetzt Taschenbuchverlage, die Kinderbücher mit Altersangabe herausbringen. Unsere Kinder lesen am Sonntagmorgen oder an den Abenden gern im Bett. Dazu muß bei jedem Bett eine gute Lesebeleuchtung angebracht sein".

„In den Ferien bekommen unsere Kinder immer eine Reihe guter Jugendbücher ihrem Alter entsprechend zu lesen. Zugleich dürfen sie testen, ob diese Bücher gut sind. Es ist dann sehr interessant, die einzelnen Meinungen zu hören und miteinander zu vergleichen. So kommt das Gespräch über Bücher in Gang. Heikle Bücher lesen wir vorher selber, so können wir dann besser mit unseren Kindern darüber reden."

Wie schon bei Benary-Isbert so gewinnen die hier aufgeführten Bücher ihre betont und diesmal auch explizit gemachte didaktische Perspektive auf das Buch und die i. w. S. literarische Sozialisation in der Auseinandersetzung mit den elektronischen Medien. Besonders Nr. 2 ist in der harschen Ablehnung und Disqualifizierung des Fernsehens typisch für eine Traktatliteratur, die sich der eigentlichen Kultur – und das ist eben, so die Kurzfassung bei Nr. 2: ‚Theater, Konzert, Ausstellung' – verschrieben hat. Nr. 1 ist dagegen stellvertretend zitiert für viele ähnliche Ratgeber mit seiner Argumentation, daß gewisse narrative Kommunikationsformen besonders deshalb zu fördern seien, weil durch sie die Sprach- und Sprechfähigkeit des Kindes angeregt werde. Bei dieser Argumentation – und so auch im hier zitierten Falle – wird ‚Erzählen' lediglich als Mittel zum Zweck außerästhetischer Ziele proklamiert („Sachzusammenhänge ... in einer Erzählung zu verdeutlichen"), selbst sogenannten „phantastischen, die Wirklichkeit überschreitenden Kindergeschichten" wird nur in einem allgemeinen Sinne zugesprochen, daß sie – wie eben alle Sprache – „Erfahrungen vermitteln und Erlebnisse verschaffen" können.

Beide Bücher enthalten klare Treatments: von besonderem Reiz sind die bei Nr. 2 in den wörtlichen Zitaten versteckten Aufforderungen, weil sich in ihnen die angestrebten Ideale der literarischen Erziehung und Sozialisation schon beiläufig als die alltägliche Praxis präsentieren.

Können nun die Leser solcher Ratgeber-Literatur eine Art von technologischem Wissen für Anwendungen etwa in der literarischen Erziehung der eigenen Kinder aus Passagen wie den zitierten gewinnen? Um solche Spekulationen zu verankern, verkürze ich die zitierten Passagen auf das schon oben zur Verdeutlichung des „Treatments" benutzte Schema.

Nr. 1: *1) Erzähle deinem Kind phantastische Kindergeschichten, wenn du möchtest, daß es eine ausdrucksreiche und schöne Sprache vermittelt bekommt und ein realitätsbezogenes Verhältnis zu seiner Umwelt findet. Tue dies, wenn die äußeren Bedingungen es dir ermöglichen und du selbst Erzähler solcher Kindergeschichten bist. (Ersatzweise kannst du auch kurze Hörspiele medial vermittelt dem Kind vorführen.)*

2) Du hast Zeit, kannst mit deinem Kind sprechen und eine phantastische Kindergeschichte steht dir qua Textvorlage oder eigener Phantasie zur Verfügung.

---

3) Erzähle deinem Kind eine phantastische Kindergeschichte.

Nr. 2: *1) Fördere durch ein entsprechendes Klima die Liebe zum Buch in deiner Familie, um bei deinen Kindern eine positive Einstellung zum Buch im späteren Leben zu erreichen, wenn du willst, daß sie am kulturellen Leben teilnehmen und aktiv leben.*
(Beispiele: laß deine Kinder in den Ferien Bücher lesen und testen; spreche mit deinen Kindern über die Bücher, die sie lesen; lies selbst heikle Bücher vor deinen Kindern.)

2) Du nimmst selbst am kulturellen Leben aktiv teil und willst im gegebenen Falle die Liebe zum Buch fördern.

---

3) Fördere die Liebe zum Buch durch ein entsprechendes Klima in deiner Familie.

Die vorweg gestellte Frage, ob sich aus diesen Texten ein effektives Anwendungswissen für eigene sozialisatorische Interaktionen gewinnen läßt, ist eher negativ zu beantworten. Während das Treatment von Nr. 1 zumindest mit der Aussage ‚Erzähle deinem Kind eine phantastische Kindergeschichte' noch eine konkrete Handlung abbildet, ist – wie in der Traktatliteratur häufig – das Treatment von Nr. 2 ‚Fördere die Liebe zum Buch durch ein entsprechendes Klima in deiner Familie' derart offen für spezielle Handlungen, daß – wie die Worte ‚Liebe' und ‚Klima' nahelegen – vor allem eine gefühlsmäßige, nicht aber eine rationale Übernahme dieses Treatments möglich erscheint. Andererseits ist es so, daß Nr. 2 in der Tat – allerdings ohne dies kenntlich zu machen – empirisch gesichertes Wissen über den Zusammenhang von affektiv-partikularistischem Kommunikationsmilieu, allgemeinen Handlungsbedingungen (Buchbesitz, Lesen der Eltern, usw.) und einer positiven Einstellung von Kindern (und späteren Erwachsenen) zum (literarischen) Buch mit einem Treatment „trifft". Die angeführten konkreten ‚Familienzitate' scheinen auch in diese Richtung zu deuten.

Dennoch ist meines Erachtens das Wissen, das diese Ratgeber einem Leser oder einer Leserin vermitteln, kaum verwendbar im Sinne ‚technologischen Wissens , weil die dazu notwendige Diskussion der übrigen

Bedingungen (‚Q') weder ausgeführt noch implizit berücksichtigt ist. So werden, was ein fundamentaler Mangel ist, keine Begründungen dafür gegeben, warum die jeweils proklamierten Sozialisationsziele überhaupt angestrebt werden sollen. Warum z. B. sollen Kinder im späteren Leben eine positive Einstellung zum Buch haben und nicht etwa zum Fernsehen? Natürlich lassen sich legitime und rationale Begründungen für eine am Buch orientierte Kultur geben, aber in Nr. 2 fehlen sie. Wenn aber die Verfasser von Nr. 2 der Ansicht waren, daß es sich um ein derart selbstverständliches (Erziehungs-)Ziel handelt, daß sie auf eine Begründung verzichten zu können glaubten, so ist der Adressatenkreis für ihren Ratgeber bewußt eingegrenzt; denn selbstverständlich sind solche Sozialisationsziele nur bei wenigen.

Eine Überlegung, ob das Treatment ‚Erzähle deinem Kind phantastische Kindergeschichten' in allen denkbaren Handlungs- und Interaktionssituationen oder nur in wenigen bestimmten zum intendierten Ziel führt, fehlt völlig. Dies gilt auch für Nr. 2, was hier vor allem deshalb von mir kritisiert wird, weil beide Bücher ausdrücklich didaktisch angelegt und orientiert sind und auch so argumentieren. Bei den zitierten Texten fehlen auch – besonders auffallend bei Nr. 2 – Kommentare, die angesichts der „praktischen" zitierten Handlungsbeispiele verdeutlichen könnten, ob die Anwendung des Treatments jeweils ethisch legitimiert ist oder nicht. Es ist durchaus vorstellbar, daß „heranwachsende Kinder" in *ihren eigenen* legitimen Interessen und Bedürfnissen vergewaltigt werden, wenn sie – subtil oder direkt – gezwungen werden, mit ihren Eltern gemeinsam zu Ostern den *Faust* zu rezitieren.

In der Konsequenz dieser Mängel liegt dann auch, daß ich als Leser von Nr. 1 und Nr. 2 nicht beurteilen kann, ob – z. B. – *überhaupt* das Rezitieren des *Faust* mit verteilten Rollen im Familienkreis „ein Klima geschaffen wird", das die Liebe zum Buch lang- oder kurzfristig fördert. Es wird nämlich nicht klar, warum bei Nr. 1 die Eltern ihrem Kind eine Kindergeschichte erzählen sollen, die zwar in einer „schönen Sprache" geschrieben ist, aber möglicherweise Erfahrungen vermittelt und Erlebnisse verschafft, die – aus ethischen Gründen – nicht erwünscht sind. Über solche Wirkungen oder Nebenwirkungen der empfohlenen Treatments erfahre ich als Leser nichts. Ich kann lediglich vermuten und hoffen, daß es keine bekannten Wirkungen unerwünschter Art gibt, weil die Autoren von Nr. 1 und Nr. 2 keine mitteilen. Eine bloße Vermutung wie diese ist aber keine gute Basis für die begründete Verwendung eines Treatments zur literarischen Sozialisation der eigenen Kinder.

Die bei Nr. 1 vorgeschlagene Alternative zum persönlichen Vortrag durch die Eltern, die Schallplatte mit Kinderliedern, Abzählversen und einfachen Geschichten usw., ist hinsichtlich ihrer prognostizierten Wirkung sehr fragwürdig und durchaus nicht durch empirisches Wissen abgesichert. Konkret stehen die Verfasser (1) gegen die allgemeine wissenschaftliche Meinung, derzufolge eine nicht in einzelne Sprecherrollen

ausgestaltete Erzählung eher die eigene Phantasie des Hörers anregt als eine ausgestaltete Hörspielinszenierung, (2) sind die auf S. 159 von Nr. 1 angegebenen Beispiele für Schallplatten – wie etwa *Die Biene Maja, Pünkelchens Abenteuer* oder *Sängerkrieg der Heidehasen* – solche, für die überhaupt erst nachzuweisen wäre, daß sie kindliche Phantasie nicht abtöten.

Da in beiden zitierten Ratgebern die Verfasser einsinnig die jeweils eingeschlagene Linie verfolgen, werden auch keine Angaben gemacht, ob es – für die gleichen allgemein kulturellen bzw. sprachfördernden Ziele – nicht bessere und wirkungsvollere Handlungen gebe. Umgekehrt wird auch nicht erwähnt, ob die vorgeschlagenen Handlungen als ästhetisch-literarische Handlungen noch in einem anderen Begründungs- und Zielzusammenhang sinnvoll oder gar notwendig zu diskutieren wären. Besonders bei Nr. 2 fällt dieses Manko erheblich ins Gewicht, weil durch den gesamten Kontext, in dem die ausgewählten und zitierten Passagen stehen, mit dem Begriff BUCH immer schon LITERATUR (im Sinne des *Faust*) gedacht ist.

Die hier stellvertretend betrachteten Ratgeber für das Familienleben von Strätling-Tölle & Strätling und Ettel & Liss präsentieren für den Bereich der Literarischen Sozialisation Eltern ein *Wissen*, das weniger als technologisches und mehr als ideologisches Wissen von mir beurteilt wird. Als technologisches Wissen, also als Wissen mit einer entsprechenden rationalen Fundierung und einer klaren Anwendungsperspektive, sind die dort verbreiteten Informationen nur für solche Rezipienten anzusehen, die in einem – unausgesprochenen und nirgendwo thematisierten – ideologischen Konsens mit den Verfassern stehen. Und dieser Konsens muß sich auf weit mehr Handlungfelder und Handlungsziele erstrecken als auf literar-ästhetische oder auch nur solche einer Buch-Kultur. Im Rahmen des hier leitenden Interesses, die Ratgeber auf ihre „Treatments" für den Bereich der literarischen Sozialisation von Kindern in Familien zu prüfen, ist besonders bemerkenswert, daß im weitesten Sinne poetische oder ästhetische Momente von Erzählungen lediglich in funktionalen Zusammenhängen angesprochen werden, die durch nichtästhetische Handlungskonventionen bestimmt werden, wie etwa die Erziehung zum realitätsbezogenen Umweltverhältnis (Nr. 1) oder zum aktiven Leben (Nr. 2). Gegen eine derartige Perspektive auf literar-ästhetische Handlungen ist einzuwenden, daß ohne ein Nachdenken über den immanenten Systemzusammenhang literarischen Handelns sein didaktischer Wert für außer-literarische Handlungsbereiche nur unvollständig oder falsch entwickelt werden kann.

3. Beispiel

Sagi, Alexander & Christa Konietzko: Kindergarten zu Hause. Vorschulische Förderung durch Eltern. Ravensburg: Otto Maier 1973 (Nr. 1)

Burkart, Gerhard: Frühkindliche Erziehung – Erziehung vor der Schule. Auer: Donauwörth 1975 (Nr. 2)

Die unter 3 ausgewählten Bücher präsentieren nach meinem Leserverständnis solche Elternratgeber, die den Schwerpunkt ihrer Vorschläge und Handlungsmodelle auf die besondere Übergangssituation des Kindes aus der Familie in die Schule legen. Sie tragen damit einem in den letzten Jahrzehnten zunehmend stärker gewordenen Leistungsdruck auf das gesamte Erziehungssystem und auf die schulische Erziehung im besonderen Rechnung. Sie setzen entsprechend an den Sorgen solcher Eltern an, die fürchten, ihr Kind könne den Leistungsanforderungen des ersten Schuljahres nicht gewachsen sein und benötige deshalb eine speziell schulvorbereitende Erziehung in der Familie. Im Rahmen einer solchen pädagogisch-didaktischen Orientierung spielen in stärkerem Maße als bisher gesellschaftliche Konventionen eine Rolle; denn sie bestimmen die Lernsituation außerhalb der Familie in den öffentlichen Institutionen, erst ihre Kenntnis und gegebenenfalls auch ihre Befolgung können langfristig einen Sozialisationserfolg sicherstellen, der etwa als „Schulkarriere" angestrebt wird.

Wie zuvor werden auch aus diesen Büchern einzelne Passagen dokumentiert, in denen solches Wissen an den potentiellen Leser vermittelt werden kann, das notwendig oder zumindest nützlich für literarisch bedeutsame sozialisatorische Interaktionen ist.

Nr. 1

Sagi & Konietzko geben einen ausführlichen Überblick über Kinderbücher aller Art – Lexika, Tierbücher, Sachbücher, Geschichten aus dem Leben des Kindes usw. –, indem sie – z.T. räsonnierend – zu den jeweils unterschiedlichen Sparten mehrere Dutzend empfehlenswerte Buchtitel nennen. Zu Beginn dieser Bibliographie für die Hand der Eltern geben sie unter der Überschrift „Kinderbücher", „inhaltliche Auswahl", „Verhalten der Erwachsenen" folgenden Rat:

„Es gibt keine absoluten Maßstäbe für die Auswahl von guten Kinderbüchern. Unser Kulturkreis, unsere Einstellungen, unsere Gewohnheiten und unser Geschmack beeinflussen die Auswahl. Neben dem Sachbuch, das Aussagen über die Welt vermittelt, wie sie wirklich ist, also Informationen gibt, braucht das Kind Geschichten, die ihm die Welt offenlassen. Es soll seine eigenen Erfahrungen in die Geschichte einbringen können. Je nach Stellung, Alter und sozialen Problemen werden die Inhalte anders sein. So kann sich ein Kind durch den Buchinhalt von der Bevormundung des Erwachsenen lösen, oder es kann die Überlegenheit seiner Geschwister im Buch wiederfinden, oder es kann seinen Wunschtraum erfüllt sehen, einen Freund zu haben, oder es kann sich mit den zwanghaften Forderungen zur Ordnung oder Sauberkeit auseinandersetzen.

Das Buch kann Rollen anbieten, die die Wirklichkeit nicht bieten kann. Zum Beispiel kann das Kind ein Held sein, anerkannt werden, was es in der Wirklichkeit vielleicht vermißt. Es kann etwas fertigbringen, was in seiner Umwelt nicht gelingt, es kann seine Schwierigkeiten in eine andere Rolle verlegen und in der Vorstellung lösen.

Es ist also nicht „gelogen", wenn das Kind Geschichten aus den Büchern erzählt, als hätte es sie selbst erlebt oder die Wirklichkeit mit solchen Geschichten vermischt. Vielleicht ist das für das Kind die beste Möglichkeit, Wünsche mitzuteilen oder Träume zu verwirklichen."

Sagi & Konietzko fahren fort:

„Es ist gut, wenn Kinder selbst Bücher zur Hand nehmen (sie sollen immer erreichbar sein). Es ist falsch, wenn der Erwachsene das Buch als Babysitter einsetzt. Kinder

brauchen den Partner, der ihnen den Inhalt erschließt, der bereit ist, auf Fragen Antworten zu geben, Bilder zu erklären oder sich erklären zu lassen. Der Erwachsene muß aber auch bereit sein, sich zurückzuziehen, wenn das Kind mit dem Buch allein sein will. Zeitweise schauen Kinder Bilderbücher gern allein an und erzählen den Inhalt laut vor sich hin. Sie möchten eine Schranke gegen die Umwelt aufbauen, hinter der sie ihre Probleme verarbeiten können.

Das Buch bietet Sprachmuster an. Erklären Sie unbekannte Wörter, wiederholen sie auf Wunsch den Text immer wieder. Suchen Sie Bücher mit guten Formulierungen aus, die dem Kind aber verständlich sind, oder erklären Sie das Nicht-Verstandene. Kinder verstehen sehr früh längere Satzgefüge, auch wenn sie selbst noch in einfachen Sätzen sprechen."

Nr. 2

Burkarts „Antworten" „auf die vielen Fragen verunsicherter Eltern" (S. 9) werden narrativ entwickelt und vorgetragen, für unsere Fragestellung sind in den Kapiteln „Kind und Bilderbuch" (S. 40–44), „Wie Kinder erzählen lernen" (S. 44–48), „Über Geschichten für Kinder" (S. 48–53) und schließlich „Kind und Märchen" (S. 53–56) die entscheidenden Passagen zu finden, die hier jedoch nicht alle im vollständigen Zusammenhang dokumentiert werden können. Ich zitiere im folgenden besonders eindeutige Aussagen, die Intention des Verfassers und seine besonderen Handlungsvorschläge für sozialisatorische Interaktionen erkennen lassen:

„Es kommt nicht selten vor, daß ein Kind das Bilderbuch, das es gerade durchgesehen hat, wieder vorn aufschlägt und von neuem durchsieht. Gute Bilderbücher benutzt ein Kind immer wieder, der Wert eines Bilderbuches läßt sich geradezu daran ermessen, wie oft das Kind danach greift. Ein Bilderbuch, das vom Kind nur selten angeschaut wird, hat seine Aufgabe nicht erfüllt. Gute Bilderbücher sind Dauerbegleiter des Kindes. Beim Bilderbuchkauf sollte deshalb die Regel gelten: Lieber weniger, aber gut, wobei mit ‚gut' vor allem klare, durchschaubare Illustrationen und kindgemäßer Inhalt gemeint sind, aber auch ein dauerhafter Einband (Ein Bilderbuch, das schon nach kurzer Zeit aus dem Leim geht, ist sicher nicht das richtige). Also nicht zu viele Bilderbücher, und nicht zu viele auf einmal. Es empfiehlt sich sogar, Bilderbücher wechselnd ins Regal zu stellen, dann können Bücher, die bei der ersten Begegnung das Kind gar nicht so recht fesselten, bei der Neubegegnung und Wiederentdeckung das Kind doch ansprechen.

Sicher hat jedes Kind seine Lieblingsbücher, nach denen es immer wieder greift. Je besser es sich im Buch auskennt, desto lieber ist es ihm und desto häufiger beschäftigt es sich damit; manchmal allein, noch lieber aber mit einem Gesprächspartner, dem es die Geschichte, die es aus dem Bilderbuch herauszieht, erzählen oder vorspielen kann. (S. 42)

Der englische Schriftsteller Gilbert K. Chesterton hat einmal bemerkt, „daß sehr kleine Kinder keine Märchen brauchen, sondern nur Geschichten aus dem wirklichen Leben, da schon das wirkliche Leben für sie märchenhaft ist". Kinder haben noch Augen für die Natur und für die Dinge ihrer Umwelt, und sie suchen die Geheimnisse und Wunder zu ergründen. Je besser sie sie durchschauen, je mehr sie ‚mitreden' können, desto mehr freuen sie sich daran.

Ich habe schon darauf hingewiesen, wie Wirklichkeitsgeschichten, erlebte oder erdachte, Kinder fesseln, wie sie ihre Phantasie, ihr Denken und ihre Sprachfreudigkeit anregen können. Dabei spielt das Durchschauen, das Bescheid-Wissen, das Mitdenken- und Mitreden-Können eine große Rolle. (...) Es darf schon eine richtige

Knacknuß sein, die wir dem Kinde zumuten. Um so größer ist dann die Freude, wenn es die Lösung findet. Man muß allerdings die Chancen des Kindes für eine richtige Lösung abwägen. Wenn sie zu gering ist, lesen wir einfach weiter. Der Fortgang der Geschichte bringt dann die Lösung selbst.

Geschichten für Kinder sollten keinen zu großen Spannungsbogen haben. Man versteht darunter die Zeitdauer vom Auftreten eines Konfliktes bis zu seiner Lösung. Die ‚Fortsetzung-folgt-Methode' ist für Kinder geradezu barbarisch (S. 50).

In den Märchen werden uralte Menschheitsträume und -sehnsüchte dichterisch verarbeitet. Das Märchen greift das wirkliche Leben so vielseitig wie möglich auf, aber es hebt das Geschehen in eine andere Welt mit einer höheren sittlichen Ordnung. Sicher, Märchen sind nicht Wirklichkeit, sondern Dichtung, und sie führen wie jede Dichtung über die Wirklichkeit hinaus. Im Märchen erlebt das Kind, wohl zum erstenmal, eine klare, sinnvolle Weltordnung. Märchen haben eine große Bedeutung für den emotionalen Bereich der Erziehung. Sie helfen mit, eine ethische Haltung zu gewinnen. (...) Soll man Märchen vorlesen oder erzählen? Vilma Mönckeberg läßt als Kennzeichen für das Märchen nur eines gelten. „Das Märchen ist einfach die erzählte Geschichte, im Gegensatz zur geschriebenen oder gedruckten Geschichte". Damit ist die Antwort schon gegeben: Ein Märchen soll erzählt werden. Wer es sich nicht zutraut und doch zum Buch greift, sollte sich wenigstens bemühen, sich vom Buch so frei wie möglich zu machen und über das Buch hinwegzulesen, so daß der Kontakt mit dem Zuhörer einigermaßen gewahrt bleibt (auch die Vorleserin muß wissen, wie ihre Geschichte ankommt). Damit ist zugleich ein anderes gesagt. Märchentexte sind nicht unantastbar. Da Märchen erzählt werden, muß man sich nicht sklavisch an den vorgegebenen Text halten. Der Erzähler muß sich vielmehr auf seine Zuhörer einstellen." (S. 56).

Es ist offensichtlich, daß bei dieser Gruppe von Ratgebern und Elternhandbüchern schon ein relativ differenziertes Eingehen auf Probleme einer ästhetischen Erziehung oder gar einer Erziehung zum literarischen Buch vorhanden ist. Sowohl in Nr. 1 wie in Nr. 2 wird zum Beispiel ausdrücklich und in einer noch angemessenen Verkürzung die gegenwärtig geltende Ästhetik-Konvention umschrieben. Auch speziell literarästhetische Fragen wie die vom Unterschied zwischen ‚Fiktion' und ‚Wahrheit', wie die wirkungsästhetische Beurteilung von Spannungsbögen und offenem Schluß werden auf einem verständlichen Niveau abgehandelt. Schließlich betonen die hier zitierten Ratgeber auch die besondere Funktion der vor- oder mitlesenden Erwachsenen bei der – literarischen – Rezeption eines (Bilder-)Buches durch ein Kind, eine Funktion, die theoretisch und empirisch inzwischen näher beschrieben wurde (cf. Viehoff, 1982). Die Intentionen der Verfasser sind nach meinem Eindruck nicht mehr auf eine Funktionalisierung ästhetischer Kommunikation für außerästhetische Ziele gerichtet, sondern auf eine Sozialisation innerhalb des Systems literarischen Handelns. Deshalb münden die Darstellungen auch ein in klar formulierte INSTRUKTIONEN.

Nr. 1 1) Wende dein Wissen um die Funktion von Geschichten, die dem Kind die Welt zeigen, wie andere sie erfahren haben, an, wenn du möchtest, daß dein Kind eine nach Stellung, Alter und sozialen Problemen angemessene Möglichkeit zur internalen Lösung von Konflikten in der Wirklichkeit wahrnimmt, und vorausgesetzt, daß einige Randbedingungen erfüllt sind.

2) *Es sind die Bedingungen erfüllt, daß dein Kind solche Geschichten braucht, daß es Bücher selbst zur Hand nehmen kann, daß du als erwachsener Partner bereit bist, auf Fragen des Kindes zu antworten.*

---

3) *Wende dein Wissen an und ermögliche deinem Kind, Geschichten zu rezipieren, die ihm die Welt so zeigen, wie andere sie erfahren haben.*

Nr. 2 1) *Wende dein Wissen um die Funktion eines guten Bilderbuches für dein Kind in der Erziehung an, wenn du die Phantasie, das Denken und die Sprachfreudigkeit deines Kindes fördern willst, unter der Voraussetzung, daß entsprechende Bedingungen erfüllt sind.*

2) *Entsprechende Bedingungen sind erfüllt: du hast z.B. weniger, aber dafür gute Bücher angeschafft.*

---

3) *Wende dein Wissen im konkreten Erziehungsfall an und lies gemeinsam mit deinem Kind ein gutes (Bilder-)Buch.*

Im Gegensatz zu den Texten zuvor begründen die hier vorgestellten Ratgeber und Elternfibeln von Sagi & Konietzko und von Burkart ihre anwendungsbezogenen INSTRUKTIONEN, indem sie verschiedene – mit der Ästhetik-Konvention verbundene – Funktionen literarischer (oder allgemeiner: fiktionaler) Bücher bennen. Damit ist jedenfalls für die Eltern, die sich vordem lediglich auf ihre Intuition verlassen haben, eine begründete Basis gegeben für zielorientierte sozialisatorische Interaktionen. Allerdings entsprechen auch die Bücher dieser Gruppe, die einen sehr großen Anteil der Ratgeber-Literatur insgesamt ausmacht, nicht den Anforderungen, die an Bücher zu stellen sind, welche „technologisches“ Wissen für konkrete Verwendungsfälle in der eigenen Erziehungspraxis bieten wollen. Im einzelnen sind die Bedingungen dafür nicht erfüllt: Sagi & Konietzko geben zwar deutlich an, daß Eltern dies und jenes tun sollen; sie formulieren auch das Ziel, auf das hin die Eltern handeln sollen; sie erklären und begründen auch, daß unter unterschiedlichen Bedingungen auf Seiten des Kindes unterschiedliche Wirkungen des einen sozialisatorischen Handelns der Eltern eintreten können; sie deuten zumindest an, daß die Anwendung im Einzelfall ethisch legitimiert ist durch das je gegebene Entwicklungsbedürfnis des Kindes; völlig offen bleibt aber die wichtige Frage, ob denn wirklich in den intendierten Anwendungsfällen jene Wirkungen bei den rezipierenden Kindern eintreten, die sie – Sagi & Konietzko – erwarten. Auch über schädliche (oder unschädliche) Nebenwirkungen wird nicht gesprochen, ebensowenig darüber, ob die angestrebten Ziele – etwa „Rollen anbieten, die die Wirklichkeit nicht bieten kann“ – nicht auch durch andere als literarische Handlungen erreicht werden können: Rollenspiele der Kinder, Handpuppenspiele usw. Ich denke jedenfalls, daß Eltern, die ihre neuerworbenes Anwendungswissen nach Lektüre von Sagi & Konietzko erproben und anschließend feststellen, daß bei ihren Kindern keine der vorausgesagten und erwarteten Wirkungen eintritt, nicht mehr beurteilen können, ob dieses Wissen falsch im Hinblick auf das angestrebte Ziel war, ob die „Anwendungssituation“ falsch war oder ob ihre Kinder „falsch“ reagiert haben. Und diese hypothetisch handelnden

Eltern können deshalb in eine solche unbefriedigende Situation geraten, weil Sagi & Konietzko ihnen die Randbedingungen für eine befriedigende Anwendung des Wissens um Funktionen der Literatur resp. des literarischen Handelns nicht vollständig und nicht hinreichend dargelegt haben. Bei Nr. 2 zeigt schon eine kritische Durchsicht der INSTRUKTIONEN ein ähnliches Ergebnis wie bei Nr. 1. Trotz des ausführlichen Stils und trotz der Versuche, durch Beispiele aus der eigenen Kindererziehung Annahmen und Prognosen zu plausibilisieren, bleibt auch hier bei den INSTRUKTIONEN das Manko bestehen, daß ein Nachweis der erwünschten und intendierten Wirkung fehlt. Darüberhinaus siedelt Burkart in Nr. 2 die Begründungen für seine Handlungsvorschläge eher auf der rein pragmatischen denn auf der ethischen Ebene an, was dazu führt, daß weder das eigentliche Erziehungsziel noch konkrete Verwendungsfälle entsprechend den Standards technologischen Wissens reflektiert werden. Andererseits haben seine vielen pragmatischen Hinweise, so zum Beispiel immer wieder seine Mahnungen, sich gegenüber dem gängigen Marktangebot kritisch und wählerisch zu verhalten, oder auch seine Hinweise auf weiterführende Literatur zu einzelnen Problemen, einen hohen Gebrauchswert. Überhaupt zeigen die in dieser Kategorie besprochenen Ratgeber durch ihre Orientierung an der Zukunft „Schule“ eine Tendenz, alle Probleme und Darstellungen in Schlußsätzen oder Leitsätzen relativ nüchtern zusammenzufassen. Dadurch entsteht vor allem bei Nr. 2, wo auf einer Seite (S. 81) schließlich alle Ratschläge in *Leitsätzen* zusammengefaßt werden, der Eindruck einer hohen Anwendungsorientierung und Verwertbarkeit, der jedoch nicht in jedem Falle „fundiert“ werden kann.

4. Beispiel

Arnold Grömminger: Junge Leser lernen leichter. Wie Kinder besser werden. Ein ECON-Schroedel-Ratgeber für Eltern. Düsseldorf/Hannover: Econ/Schroedel 1979 (= 1)

Wolfgang Longardt (Hrsg.): Kindern erzählt. Geschichten zum Vorlesen und Spielen für 4- bis 7jährige. Gütersloh: Gerd Mohn 1973 (= 2)

Die Bücher, die für das 4. Beispiel zitiert werden, sind ausgewählt, weil in ihnen über das Lesen bzw. Vorlesen im wesentlichen literarische Handlungsziele angestrebt werden. Insofern sind die hier vorgestellten Bücher spezialisierter als die bisher besprochenen und erreichen deshalb vermutlich auch nur mehr einen geringeren Rezipientenkreis. Um dem etwas entgegenzuarbeiten, hat Nr. 1 einen etwas reißerischen Titel gewählt. Während Nr. 1 ein Ratgeber mit deutlichem wissenschaftlichem Anspruch ist (so wird der Atuor auf dem Cover als Wissenschaftler vorgestellt, im Text selbst werden gelegentlich wissenschaftliche Theorien aus anderen Disziplinen knapp dargestellt) ist Nr. 2 eine Art Vorlesebuch mit ausgewählten Geschichten, denen der Herausgeber lediglich ein instruktives (!) Vorwort beigegeben hat. Soweit eine *literarischen* Intentionen nicht schon in diesem Vorwort deutlich werden, spricht seine Auswahl eine klare Sprache: Ursula Wölfel, Hans Baumann, Pearl S. Buck, Max Velthuijs, Josef Guggenmos, Hans Christian Andersen, Janosch, Uwe Friesel, Barbara Bartos-Höppner oder Manfred Hausmann gelten als Autoren von *Kinderliteratur* und nicht von Kinderbüchern.

Nr. 1

Die in unserem Zusammenhang wesentlichen Aussagen finden sich in Kapiteln, die der Verfasser überschrieben hat mit „Warum Kinder überhaupt lesen sollen / Sprechen und Hören macht Spaß / Welche Bücher soll man kaufen? / Bilderbücher in der Vorschulzeit / Über das Frühlesen / Märchen und Comics – Zwei umstrittene Lektürearten / Vorlesen macht Freude". Aus den knapp fünfzig Seiten, in denen diese Kapitel abgehandelt werden, können hier natürlich nur weniger Kernsätze dokumentiert werden.

Zur Begründung, warum überhaupt gelesen werden solle, schreibt der Verfasser u.a. „Beim Lesen von Büchern begegnen wir menschlichen Problemen, die weder nach Ort noch Zeit festgelegt sind, die in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, aber auch in der unmittelbaren Nähe und nichterreichbaren Ferne liegen können. Durch die lesende Teilnahme an diesen Problemen und Erfahrungen werden Bücher zu Mitteln der Weltanschauung. Sie sind die Sammelbecken von Erkenntnissen, Meinungen und Auffassungen, sie sind Ratgeber und Gesprächspartner. Dabei brauchen wir nicht nur an Fach- und Sachbücher zu denken: auch ein Roman, eine Liebes- oder Abenteuergeschichte kann zur Lebenshilfe werden. Der Leser kann dabei Verhaltensweisen und Gedankengänge nachvollziehen, die er in seiner Lebenswirklichkeit bisher noch nicht vorgefunden hat". (S. 7f.)

„Neben all diesen Gesichtspunkten der Nützlichkeit, die für das Lesen sprechen, darf aber auch der unterhaltende Wert der Lektüre nicht übersehen werden. Unterhaltung und Entspannung sind in unserer Zeit der Hektik und des ständigen Druckes wichtige Faktoren der Erholung und der Mobilisierung von neuen Reserven. Auch wenn Lesen selbst gesitige Arbeit ist, indem der Leser den Inhalt in Vorstellungsbilder umsetzt, so bieten die dargestellten Handlungen durch ihre Eigenart Spannung und durch ihre Gegensätzlichkeit Befreiung von den Alltagsbeschäftigungen." (S. 12)

„Ein positives Verhältnis zur Sprache ist die Grundvoraussetzung dafür, daß ein Kind zu Büchern greift und liest. Dieses Verhältnis erhält aber seine Vorzeichen bereits in der frühen Kindheit und im Vorschulalter. Deshalb kommt dem Sprechenlernen und den sprachfördernden Maßnahmen in dieser Zeit besondere Bedeutung zu. Drei zentrale sprachliche Austauschformen – so sahen wir – sollen hierbei Beachtung finden: 1) In der frühen Kindheit viel mit dem Kind sprechen, um es die Sprache als Möglichkeit der zwischenmenschlichen Beziehung erleben zu lassen; 2) es die Sprache mit ihren spielerischen Möglichkeiten über Kinderlieder und Kinderreime erfahren lassen; 3) über das Erzählen von Geschichten die Teilnahme an Erlebnissen ermöglichen". (S. 18)

Nach einem sehr informativen Kapitel zum Thema „Welche Bücher soll man kaufen?" behandelt der Verfasser die Kinderbildbücher. Dazu schreibt er u.a.: „Es geht hierbei nicht um die hieb- und stichfeste Beurteilung eines Bilderbuches im Hinblick auf Qualitätsmaßstäbe allgemeingültiger Art; diese gibt es gar nicht. Zu unterschiedlich sind hier auch die Auffassungen der Experten. Wie kann sich da der Laie helfen? Was kann man mit Bilderbüchern erreichen? Die Art des Umgangs mit Büchern, auch mit Bilderbüchern, hängt von der Absicht ab, die man damit verfolgt. Damit muß beim Kind immer die Freude am Betrachten und Zuhören die zentrale Rolle spielen; denn der größte Erfolg, den man in diesem Alter erreichen kann, besteht darin, den Spaß und das Interesse an Büchern zu wecken, zu steigern und zu vertiefen. Das ist nur dann möglich, wenn Kinder den Umgang mit Bilderbüchern nicht als unangenehme Arbeit empfinden, weil vielleicht ehrgeizige Eltern ständig nach sichtbaren Lernerfolgen trachten". (S. 28) „Das Bilderbuch ist die literarische

Form, durch welche dem kleinen Kind, das noch nicht lesen kann, etwas mitgeteilt werden kann. Es nutzt die Möglichkeit, Einzelheiten, Situationen oder auch größere Zusammenhänge aus der Umwelt, aus dem Lebens- und Interessenbereich der Kinder in einer Weise darzustellen, die für diese Altersgruppe verständlich ist. Der Umgang mit Bilderbüchern regt die Phantasie an, schafft Möglichkeiten zu kreativem Verhalten und kann auch ganz konkret bei der Bewältigung von Problemen und Ängsten helfen. Trotz dieser ‚Lernprozesse', welche das ‚Lesen' von Bilderbüchern in Gang bringt, steht bei diesem Tun der unterhaltende Charakter im Vordergrund: Das Kind merkt nicht, daß es lernt." (S. 33)

Zur Diskussion um das Märchen- und Comiclesen führt der Verfasser aus: „Wenn schon bei den Fachleuten keine Einigkeit besteht, um wie viel mehr müssen dann die Eltern verunsichert sein, wenn sie die Frage entscheiden sollen, ob Märchen den Kindern schaden oder nicht. Sie müssen diese Frage nämlich nicht nur theoretisch entscheiden, sondern auch in die praktische Tat umsetzen. Und das bedeutet, daß sie unter Umständen die negativen Wirkungen zu spüren bekommen." (S. 37) Nach einer Darstellung der Argumente und Gegenargumente in der wissenschaftlichen Diskussion ums Märchenlesen schreibt der Verfasser dann „Die Märchenerzählungen fordern die Vorstellungskräfte der Leser und Hörer heraus. Bei dieser Phantasietätigkeit handelt es sich um geistige Kräfte, die sich auf alle möglichen Bereiche des Tuns auswirken können. Jeder Mensch verfügt in unterschiedlichem Umfang über Phantasie. Über das Ausmaß der Entwicklung und der Fähigkeit des Gebrauchs von Phantasien entscheiden aber im großen Umfang äußere Einflüsse, d.h. Phantasietätigkeit ist erzieherisch zu beeinflussen, z.B. durch den Umgang mit Märchen. Eine sorgfältig betreute Begegnung mit Märchen wird dem Kind also nicht schaden, sondern sie wird auch im Hinblick auf das spätere Leseverhalten von Nutzen sein" (S. 40).

Ähnlich ist auch die Darstellung zum Comiclesen aufgebaut, nach einem Referat des Für und Wider kennzeichnet der Verfasser seine eigene Position so: „Faßt man zusammen, so bleibt außer dem kurzfristigen Unterhaltungswert, den Comics auf ihre Leser ausüben, also wenig Positives. Im Hinblick auf die Erziehung zum Buch, auf die Verbesserung der Lesefähigkeit der Kinder wirken sie sogar hinderlich, weil sie die Vorstellungskraft des Lesers beeinträchtigen und auch verringern und darüber hinaus das, was wir eigentlich mit Lesen meinen – Bücher lesen – erschweren oder gar verhindern. Zu viel Comiclektüre schadet dem Kind bei seiner Heranbildung zum Leser." (S. 42) Und „Ziel ist nicht die Entwöhnung von Comics, sondern die Anbahnung und Vertiefung des Interesses am Kinder- und Jugendbuch" (S. 42).

Nach einer Einschätzung der entwicklungspsychologischen Vorteile des Vorlesens schreibt Nr. 1: „Nicht jeder Augenblick ist in gleichem Maße für das Vorlesen geeignet [...] Innerhalb der Familie sind die Gelgenheiten vielfältig. Die Gute-Nacht-Geschichte sollte für jedes Kind eine feste Gewohnheit sein. Daneben bietet aber auch der Tagesablauf genügend Gelegenheiten, welche die Eltern oder andere Bezugspersonen zum Vorlesen nützen können. Gerade in Momenten, wo das aktionsreiche Spiel der Kinder auszuarten droht, hilft eine Vorlesepause zur Überbrückung und Mobilisierung neuer Kräfte. Viele Eltern werden sagen, daß dafür keine Zeit bleibt oder aber die Berufstätigkeit von Vater und Mutter derartige Möglichkeiten von vornherein ausschließt. Dennoch braucht das Vorlesen nicht auszufallen, wenn man alle organisatorischen Maßnahmen trifft. [...] Zugegeben, man muß vielleicht selbst auch einmal auf eigene Unterhaltung verzichten, aber man kann dann auch nicht von den Kindern verlangen, daß sie lesen, wenn man selber lieber anderen Formen der Beschäftigung nachgeht." (S. 51)

Nr. 2

Im Gegensatz zu den sehr ausführlichen Abhandlungen in Nr. 1 beschränkt sich der Verfasser in Nr. 2 darauf, in einem kurzen Vorwort von knapp drei Seiten Anmerkungen „Zum Umgang mit Vorlesegeschichten für vier- bis siebenjährige Kinder" zu machen. Diese Form der Kurzunterweisung lese- und vorlesewilliger Eltern ist bei den vielen Sammelbänden auf dem Markt ein häufig geübter Brauch.

„In der Tat, dieser kleine Band mit Geschichten für Kinder will nicht einfach die Zahl der Geschichten, das schon vorhandene Überangebot, weiter vermehren, sondern durch seine sparsame Auswahl und seine Anregungen helfen, aus hastigem, oberflächlichem Geschichten-Konsum herauszukommen. Das Hören und konzentrierte Aufnehmen einer Geschichte ist für das Kind immer ein Stück Weltentdecken. Mit seinen Phantasiekräften baut es sich die Bilder, die Menschen, die Tiere, die dort handeln, gleichsam auf einer inneren Bühne auf. Beim Hören sieht das Kind das Geschehen. Die Geschichte beansprucht das Vorstellungs-, das Einfühlungsvermögen. Ein Stück Phantasieerzählung geschieht. Der Erwachsene tut gut daran, Kinder einmal unter dem Eindruck einer Geschichte zu beobachten, wie sie oft gefangen sind von dem, was sie hören. Freilich ist es nicht nur die Geschichte, sondern auch die Art des Vorlesens und auch die Atmosphäre, die wir zur kleinen Vorlese-Halbe-Stunde schaffen. Das alles ermöglicht dem Kind die Begegnung mit einer Geschichte als ein neues kleines Stück Weltbegegnung und Welterfahrung. Weil dieser kleine Geschichtenband in erster Linie für die Hand der Eltern gedacht ist, die ihren Kindern etwas vorlesen, sollen hier auch einige Hilfen zum guten, plastischen Vorlesen gegeben werden. [...] Nach dem Vorlesen beginnt oft erst das Wichtigste: die Kinder geben ihr Echo auf die Geschichte. Es ist schade, wenn wir dann dafür keine Zeit mehr haben. Sie brauchen Gesprächspartner, sie stehen oft genug fragend vor einem Phänomen, sie sind betroffen. Diesen Grad an Sensibilität, an echter Hörfähigkeit, an Einfühlungsphantasie gilt es pädagogisch im Blick zu halten, wenn wir verhindern wollen, daß unsere Kinder nur Geschichten und Ereignisse konsumieren.

Viele Geschichten dieses kleinen Vorlesebandes reizen zur bildhaften Nachgestaltung mit Farben, Knetmaterialien oder Reißpapier. Situationen wollen zuweilen mit Handpuppen nachgespielt werden. Wer als Erwachsener hier die Gestaltungsfreude und Imaginationsfähigkeit des Kindes pflegen und weiterentwickeln will, wird zu solchen Phantasieaktivitäten ermutigen. Kinder gehen gerne mit den Geschichten produktiv um. Was tut's, wenn sich der Schluß einer Geschichte dann verändert, wenn neue Personen hinzuerfunden werden. Das Kind erobert sich spielend einen neuen Weltausschnitt, ein Phänomen, eine existenzielle Situation. Die Kreativität des Kindes kann bei manchen Geschichten auch gerade dadurch geweckt werden, daß wir sie zunächst ohne Schluß vorlesen und spielerisch eigene Phantasieschlüsse suchen." (S. 7ff.)

Die hier angeführten Textausschnitte sollen belegen, daß in der Tat die in der Beispielgruppe 4 zusammengefaßten Texte in erster Linie eine Zielorientierung in Richtung literarische Sozialisation haben, wenn auch z.B. bei Nr. 1 die Argumentation immer aufgebaut ist auf den eher handwerklichen Fähigkeiten und Fertigkeiten des Lesens als Vorbedingung des Lesens guter Kinderbücher.

Beide Bücher – so unterschiedlich sie auch in der Ausführlichkeit sind – geben als eigentliches Sozialisationsziel den Erwerb einer literarischen Kompetenz an. Diese wird – wie Schmidt schon 1980 generell vermutete (cf. Schmidt, 1980) – vor allem im Einhalten von speziellen Konventio-

nen gesehen, die den Umgang mit einer bestimmten „Sorte" von Texten regeln. Hier, bei Nr. 1, lauten Umschreibungen zur sogenannten Polyvalenz-Konvention etwa: „Der Leser kann dabei Verhaltensweisen und Gedankengänge nachvollziehen, die er in seiner Wirklichkeit bisher noch nicht vorgefunden hat" und ähnlich, während in Nr. 2 eine entsprechende Konventionsbeschreibung lautet: „Das Hören und konzentrierte Aufnehmen einer Geschichte ist für das Kind immer ein Stück Weltentdecken. Mit seinen Phantasiekräften baut es sich die Bilder, die Menschen, die Tiere, die dort handeln, gelichsam auf einer inneren Bühne auf". Entsprechende Aussagen zur Ästhetikkonvention sind nicht ganz so klar formuliert, nach meinem Verständnis sind jedoch etwa Bemerkungen wie „Neben all diesen Gesichtspunkten der Nützlichkeit, die für das Lesen sprechen, darf jedoch auch der unterhaltende Wert der Lektüre nicht übersehen werden", im Sinne der Ästhetik-Konvention zu deuten, weil hier gesagt wird, daß beim Lesen – „guter Bücher" (!) – der Gesichtspunkt der Nützlichkeit etwa allein oder vorwiegend nicht ausschlaggebend ist oder sein soll. Ähnlich interpretiere ich Äußerungen wie „wenn Kinder den Umgang mit Bilderbüchern nicht als unangenehme Arbeit empfinden" und viele ähnliche Anmerkungen als Umschreibungen der Ästhetik-Konvention bei Nr. 1. Anders, aber ebenso deutlich in der pädagogischen Konsequenz der Ästhetik-Konvention liegen bei Nr. 2 die Hinweise darauf, daß Kinder in ihrem „Echo auf die Geschichte" das Recht haben und sich angemessen verhalten, wenn sie Interpretationen der Geschichte verarbeiten in Form von Spielen, also in einer Form, die nach Kriterien wie ‚entspannend', ‚lustig' oder ‚kreativ' beurteilt werden und nicht nach Kriterien der Nützlichkeit und Effektivität. Wenn Eltern unter solchen Zielorientierungen mit ihren Kindern handeln, dann ist anzunehmen, daß sie auch schon im Umgang mit zwei- bis vierjährigen ein Handlungs- und Kommunikationsmilieu schaffen, das erste literarische Handlungen der Kinder ermöglicht.

Wie zuvor soll auch hier geprüft werden, ob die bei Nr. 1 und Nr. 2 explizit formulierten Ratschläge und Handlungsaufforderungen den Bedingungen genügen, die an wissenschaftlich fundierte Treatments im Anwendungszusammenhang zu stellen sind. Dabei ist es – zumindest bei Nr. 1 – schwierig, *ein* Treatment zu formulieren, das den gesamten Anwendungszusammenhang, wie ihn der Verfasser von Nr. 1 anzielt, umgreift. Auf der Basis der Textdokumentation wird hier deshalb nur eine Treatmentfassung exemplarisch behandelt.

Nr. 1: *1) Lies deinen Kindern Märchen vor, wenn du möchtest, daß ihre Phantasietätigkeit angeregt wird und das spätere Leseverhalten positiv beeinflußt wird, vorausgesetzt, du kannst eine sorgfältig betreute Begegnung mit dem Märchen garantieren.*

2) Du kannst eine sorgfältig betreute Begegnung mit dem Märchen für deine Kinder in der aktuellen Situation garantieren.

---

3) Lies deinen Kindern Märchen vor.

Nr. 2: 1) Wenn du verhindern willst, daß deine Kinder nur Geschichten und Ereignisse konsumieren, dann sei deinem Kind ein Gesprächspartner, wenn es auf eine von dir vorgelesene Geschichte reagiert.

2) Du kannst deinem Kind ein Gesprächspartner sein, nachdem du ihm eine Geschichte vorgelesen hast.

---

3) Wende deine Rolle als Gesprächspartner deines Kindes nach dem Vorlesen einer Geschichte pädagogisch an.

In der Treatment-Formulierung zu Nr. 1 werden die Bedingungen Q zusammengefaßt in dem Begriff ‚sorgfältig betreute Begegnung mit dem Märchen'. Wird dieser Begriff hinreichend differenziert, so daß die unter Q aufgeführten Bedingungen erschöpfend zum Tragen kommen?

Um diese Frage fair zu beantworten, beziehe ich nicht nur die angeführten Textzitate ein, sondern den gesamten Text im Original.

Die Zielangabe ist klar: Märchen sollen – unter bestimmten Bedingungen – ruhig von Eltern ihren Kindern vorgelesen werden. Im Sinne der normativen Kraft des Faktischen argumentiert Nr. 1 bei der ethischen Begründung dieses Zieles zuerst damit, daß „fast alle Kinder (Märchen) kennen und lieben [...] ' (S. 37), setzt aber als weiteres Argument hinzu, daß die – den Märchen häufig vorgeworfenen Brutalisierungen – für Kinder deshalb ethisch nicht gefährdend wirken, weil Kinder „diese Darstellungen keineswegs als konkrete Vorgänge nachempfinden und deshalb auch nicht schockiert sind" (S. 38). Weitere Argumente gegen das Märchen werden in ähnlicher Weise als nicht ethisch problematisch beurteilt, so daß in dieser Hinsicht das Treatment ‚Lies deinem Kind Märchen vor' nicht gefährdet ist. Diese Argumente beziehen sich auf die Anwendung des Treatments, nicht auf die – oben schon generell legitimierte – Tatsache, daß Märchenvorlesen deshalb ethisch legitimiert ist, weil dadurch die Phantasiefähigkeit usw. des Kindes weiter ausgebildet und gefördert werde.

Ob nun das Vorlesen von Märchen zu den Folgen führen kann und tatsächlich führt, die der Verfasser von Nr. 1 annimmt (Kinder lieben Märchen; Verallgemeinerungen bestimmter Wirkungshypothesen [Vorurteilsbildung gegenüber alten Frauen = Hexen und Stiefmüttern = bösen Frauen] seien nicht zulässig; Märchen kommt der kindlichen Weltsicht entgegen; der Sieg des Guten erweckt im Kind ein optimistischeres Weltbild; durch sein Wünschen formt sich das eigene Empfinden für das, was richtig ist; Märchen fördern die Wertschätzung von Mut, Vertrauen, Hilfsbereitschaft; und schließlich besonders: die phantasiebildende Wirkung des Märchens). Der Verfasser von Nr. 1 faßt mit diesen Wirkungsaspekten den Stand der wissenschaftlichen Diskussion durchaus zusammen, kann aber nur auf einer Plausibilitätsebene die im Grunde als negative Nebenwirkungen des Treatments ‚Lies deinem Kind Märchen vor' einzuordnenden Gegenargumente zurückweisen, wobei die Plausibilität abgestützt wird durch eigene und fremde (vermutete) Alltagserfahrungen. D.h., ich als Leser von Nr. 1 kann mich bei der Verwendung des

Treatments nur auf meinen guten Glauben an die Integrität und vollständige Informiertheit des Verfassers von Nr. 1 stützen. Ich kann dabei wegen der wissenschaftlichen Legitimation des Verfassers und wegen seiner schon dokumentierten Kenntnisse diesen Glauben auch rechtfertigen, aber eben nicht hinreichend sichern. Bei den übrigen Bedingungen für Q ist nicht ohne weiteres zu klären, ob sie in dem Begriff von der ‚sorgfältig betreuten Begegnung mit dem Märchen' aufgenommen sind. Die Kosten-Nutzen-Frage wird jedenfalls nicht ausdrücklich erwähnt, auch findet keine Diskussion darüber statt, ob es denn vielleicht andere Handlungsmöglichkeiten gibt, die das angestrebte Ziel (Phantasietätigkeit des Kindes, positive Einstellung zum späteren Lesen) besser zu erreichen versprechen. Insgesamt ist jedoch zu vermuten, daß der Verfasser diese Bedingungen deshalb nicht diskutiert, weil sie in einem Falle zu marginal sind (Kosten), im anderen Falle seine gesamte schriftstellerische Intention ja darauf gerichtet ist, alle Bedingungen günstig darzustellen, die seines Erachtens eine langfristige positive Einstellung zum guten Buch (= Literatur) bewirken können.

Bei Nr. 2 sind die Voraussetzungen natürlich ungleich beschränkter, so daß eine angemessene Explikation der Bedingungen Q nicht zu erwarten ist. Um zu beurteilen, welche Bedingungen denn auch auf so knappem Raum dargestellt oder zumindest angesprochen werden, eignet sich das Beispiel Nr. 2 aber allemal; in dieser Hinsicht ist es, ebenso wie Nr. 1 geeignet ist, um elaborierte Konzepte zu analysieren, geeignet, typische INSTRUKTIONEN für Sammelbände darzustellen.

Die Treatmentbedingungen sind bei Nr. 2 zusammengefaßt im Handlungskonzept ‚Gesprächspartner sein'. Dieses Konzept umschließt nach den verstreuten Anmerkungen in Nr. 2 folgende Teilhandlungen: (1) mit Geschichten sparsamer vor Kindern umgehen; (2) die Art des Vorlesens und auch die Atmosphäre, die wir zur kleinen Vorlese-Halbe-Stunde schaffen; (3) gutes, plastisches Vorlesen; (4) die Geschichte schon vorher durchlesen; (5) die Art des Beieinandersitzens ist wichtig; (6) Augenkontakt zwischen dem Vorlesenden und den zuhörenden Kindern; (7) Zeit haben für das ‚Echo' der Kinder; (8) Gestaltungsfreude und Imaginationsfähigkeit des Kindes pflegen und weiterentwickeln durch Phantasieaktivitäten.

Die ethische Legitimation für die Anwendung des Treatments ‚Gesprächspartner sein' liefert nach Meinung des Verfassers einserseits die Betroffenheit der Kinder, zum anderen die – ideologiekritisch deutbare – Abwehr eines reinen Konsumverhaltens. Wegen dieser beiden Gesichtspunkte, die nicht weiter begründet werden, muß nach Auffassung von Nr. 2 der Erziehende mindestens jene acht Punkte berücksichtigen, damit das Ziel, die Betroffenheit der Kinder *produktiv* werden zu lassen und sie zu einem subjektiv befriedigenden und zugleich kreativen Umgang mit Literatur zu führen, auch erreicht werden kann. Über das reine Postulat hinaus enthält der Text von Nr. 2 allerdings kaum weitere Hinweise, die als Explikationen im Sinne von Q zu deuten wären. Am

Rande wird der Kosten-Nutzen-Aspekt angesprochen durch den Hinweis des Verfassers, daß „es schade (ist), wenn wir dann dafür [für das ‚Echo auf die Geschichte, R.V.] keine Zeit mehr haben". Auch einige Andeutungen zur Situation K, die als günstig für die gesamte Handlung ‚Gesprächspartner sein' akzeptiert werden kann, finden sich in den acht Punkten (cf. 2, 5, 6), schließlich verstehe ich den persuasiven Stil der gesamten Ausführungen als Antwort auf die Frage nach einem Alternativ-Treatment: daß es nämlich ein solches nicht geben kann, jedenfalls dem Verfasser keines bekannt ist.

Was in den Ausführungen von Nr. 2 also besonders fehlt, ist die gesamte Frage der Wirkungsmöglichkeit und speziellen Effektivität des vorgeschlagenen Treatments. Auch hier sind Eltern, die das Treatment anwenden (wollen), allein auf ihr Vertrauen zum Verfasser und auf ihr eigenes Urteil über die von ihm vorgenommene Auswahl an Geschichten angewiesen.

3.3 Literarische Sozialisation in der Familie – ein Arbeitsfeld für die Empirische Literaturwissenschaft

Wenn der Unterschied von Theorie und Praxis, von wissenschaftlichem Modell und gesellschaftlicher Umsetzung in den sogenannten Geisteswissenschaften sich als ein besonderes Problem darstellt, dann nicht zuletzt deshalb, weil wissenschaftliche Arbeiten in den traditionell geisteswissenschaftlichen Disziplinen den konkreten Anwendungszusammenhang des von ihnen bereitgestellten Wissens nicht genügend berücksichtigen.

Ausgehend von populären Erfahrungsberichten bis hin zu Publikationen mit dem klaren Anspruch einer wissenschaftlichen fundierten Anwendungsperspektive hat die Analyse der Elternratgeber und -fibeln gezeigt, daß die dort bereitgestellten Informationen den Wissensraum von möglichen Lesern nicht mit dem Anwendungswissen für literarische sozialisatorische Interaktionen „auffüllen", das in der Diskussion um den Anwendungsbegriff für hinreichend und notwendig gehalten wurde. Es ist deshalb auch nicht zu erwarten, daß aufgrund der Lektüre solcher Ratgeber eine entscheidende wissenschaftliche (rationale) Beeinflussung der Sozialisationssituation ‚Literatur in der Familie' stattfindet. Wenn die Intentionen der meisten Verfasser auch in den Texten deutlich werden und bei ideologisch gleichgesinnten Lesern vermutlich auf eine hohe Evidenz treffen können, so sind im besonderen die INSTRUKTIONEN, die ich an einigen Beispielen als Treatments formuliert habe, nicht geeignet, eine vollständige Grundlage für effektive erzieherische Handlungsplanungen und -durchführen zu gewährleisten. Die Analyse hat jedoch auch gezeigt, daß mit zunehmender Spezialisierung der Ratgeber jedenfalls eine Vermittlung der wesentlichen literarischen Konventionen des jetzt geltenden Literatursystems gelingt. Damit sichern solche Ratgeber zumindest den Bestand dieses Literatursystems.

Wenn ich dieses Ergebnis zurückbeziehe auf die oben gegebene schematische Darstellung des Vermittlungsbereichs aus der Perspektive des Produzenten, dann legt die hier unternommene Untersuchung den Gedanken nahe, daß im Voraussetzungssystem der Produzenten solcher Fibeln und Ratgeber das Element ‚literaturrelevantes Wissen' zu schwach ist. Der Widerspruch zu der Feststellung, daß gerade die Zielfestschreibung ‚literarische Erziehung' intentional meist deutlich ausgeprägt war, ist nur scheinbar; denn zu dieser allgemeinen Zielbestimmung des Sozialisationsprozesses benötigen die Produzenten der Fibel selbst kaum empirisches Wissen über Funktionen und Strukturen literarischen Handelns. Dazu reicht allemal das kulturelle Sediment, das sich seit der Antike in Formeln wie ‚prodesse et delectare' niedergeschlagen hat. Mit anderen Worten: ich vermute, daß die Autoren solcher Ratgeber selbst konventionelle Teilnehmer am System literarischen Handelns sind und aus dieser Binnenperspektive ihre Treatments als Verwendungen formulieren. Ich denke nun, daß es einen qualitativen Fortschritt für den Anwendungszusammenhang ‚Literarische Sozialisation in Familien' gibt, wenn solche Ratgeber nicht mehr aus der Binnenperspektive des literarisch Teilnehmenden verfaßt werden, sondern aus der Beobachterperspektive und damit als Anwendung. In diesem Falle wäre es dann z.B. nicht mehr notwendig, ausschließlich mit Evidenzkriterien die Treatments abzustützen, sondern anhand empirischer Beschreibungen und Schlußfolgerungen. Solche Treatments könnten dann auch von Eltern ‚verwendet' werden, weil Wissen, das im Rahmen einer empirischen Theorie der Literatur gewonnen wird, allemal und grundsätzlich im Anwendungszusammenhang und auf den Anwendungszusammenhang hin entwickelt wird.

Begründet ist dieser Anwendungszusammenhang der empirischen Theorie der Literatur zum einen auf der wissenschaftstheoretischen Ebene durch den fundamentalen Wert ‚Applikabilität' (cf. Finke, 1982), zum anderen dadurch, daß die empirische Literaturwissenschaft eine strikte Trennung zwischen Teilnahme und Beobachtung des Literatursystems systematisch begründet hat (cf. Schmidt, 1980; Viehoff, 1983a): Teilnahmehandlungen fallen nicht unter wissenschaftliche Konventionen, sondern unter die Konventionen, die das Handeln im Literatursystem selbst regeln. Greifen Handelnde im Literatursystem zur Planung und Begründung ihrer Handlungen auf spezifisches literarisches Wissen zurück, dann verwenden sie dieses Wissen: Verwenden ist eine Teilnahmehandlung und als solche haben Verwendungshandlungen nur einen situations- und subjektspezifischen Legitimationsbedarf. Diejenigen aber, die solches spezifische literarische Wissen in Fibeln und Ratgebern verbreiten, damit es von Eltern und Erziehern verwendet wird, diejenigen stehen im wissenschaftlichen Handlungszusammenhang und *wenden an*. Sie stehen damit, wie Schmidt in diesem Band ausführlich dargestellt hat, unter dem Zwang, ihr Handeln so zu legitimieren, daß sie auf jeder Stufe der Explanation – von der erkenntnistheoretischen, der wissen-

schaftstheoretischen, der methodologischen, methodischen Ebene bis hin zur fundierten Treatmentformulierung – unter ethischen Legitimationsanforderungen stehen, die ihren Grund haben und immer bezogen sind auf die spezifische Anwendungsorientierung des literaturwissenschaftlichen Handelns.

Anmerkungen

1 Die Diskussion über den Zusammenhang von Handlung und Konvention wird in unterschiedlichen Disziplinen geführt. Direkt auf die literaturwissenschaftliche Problemlage bezogen sind: Coulmas, 1977; Schmidt, 1980; Hintzenberg, Schmidt, Zobel, 1980; Hess-Lüttich, 1980; Reichert, 1981; Yeazell, 1981; Wirrer, 1982; Viehoff, 1982.

2 Bei Schmidt, 1980, findet sich dazu ein Begründungsansatz, der bisher für die individuelle Ebene aber elaborierter ist als für die gesellschaftliche. Cf. Schmidt, 1980, 179 ff.

3 Die Handlungsplanungen und -entscheidungen eines wissenschaftlichen Beobachters sind insofern „literarisch" relevant, als er vorgängig anhand expliziter (Objekt-)Theorien über Struktur und Funktion des von ihm analysierten literarischen Systems entscheidet. Aufgrund einer solchen Entscheidung kann er zum Beispiel einen deskriptiv-empirischen oder einen normativen Literaturbegriff vertreten (cf. Kreuzer, 1974): je nach seiner Entscheidung fallen seine entsprechenden Beobachtungen und daran geknüpften – wertbezogenen – Verwertungen seiner Beobachtungen für Handlungsstrategien in diesem literarischen System aus. Daß literarische Teilnahmehandlungen andererseits per se wertbehaftet sind, hat Groeben ausführlich referiert (cf. Groeben, 1977, 119 ff.). Siehe zum Problemzusammenhang insgesamt die Erörterungen bei Schmidt (in diesem Band).

4 Diesen Zusammenhang hat Dieter Claessens, 1979, am Beispiel der deutschen Geschichte aus unterschiedlichen Perspektiven deutlich gemacht.

5 Für die USA ist allerdings eine solche Aussage nicht mehr empirisch abzusichern, da dort inzwischen die Kommunikation mit Medien, speziell mit dem TV, dominant geworden ist. Polemisch äußert sich dazu Wynn, 1980.

6 Gottschalch, 1979, sieht als Ursachen für diese Entwicklung zur „Vater-Mutter-Kind"-Konstellation in den letzten 150 Jahren sowohl Veränderungen in der Arbeitswelt, Veränderungen der Struktur innerfamiliärer Beziehungen in ihrer Abhängigkeit z.B. von Wohnung, Ernährung, Kleidung usw. als auch besonders Veränderungen dominanter gesellschaftlicher Wertorientierungen.

7 Siehe dazu die Studie von Garbarino & Bronfenbrenner, 1980, die auf der Basis eines ökologischen Modells der Forschung argumentieren und zur ökologischen Analyse der Eltern-Kind-Interaktion ein umfangreiches Forschungsprogramm skizzieren (298 f.).

8 Zu den unterschiedlichen Formen und Typen des Spiels, in denen sich symbolisches Denken des Kindes ausdrückt, siehe Piaget, 1969, 117 ff.

9 Neben anderen hat besonders Aebli, 1971, 1977, die daraus sich ergebende „Einstufigkeit" der Piagetschen Konstruktionen kritisiert und neuerdings vorgeschlagen, von Anregungen der kognitiven Psychologie auszugehen, um die „konstruktive Impotenz: Die Systeme kommen nicht über sich selbst hinaus" (Aebli, 1979, 105) zu überwinden. Aebli will, statt Mobilität innerhalb je neu

konstruierter Systeme (sensu Piaget) zu zeigen, ein Modell entwerfen, das „den prinzipiellen Verlauf der Konstruktion von Handlungen, Operationen und Begriffen – und ihren valorisierten Varianten, den Attitüden, Interessen und Werten – darstellt" (Aebli, 1979, III). Die von Aebli jetzt vorgelegte Ausarbeitung dieses Modells (cf. Aebli, 1982) überwindet die Schwäche der Piagetschen Konzeption überzeugend.

10 Oevermann hat dieses Konzept der ‚latenten Sinnstruktur' – gemeinsam mit Mitarbeitern – an verschiedenen Stellen zur Diskussion gestellt. Siehe z.B.: Oevermann, 1972; Oevermann u.a., 1976; Oevermann, 1976; Oevermann u.a., 1979; Oevermann, 1979.

11 Zur Bewahrung solcher Grundmuster und ihrer Funktion für Perspektive und verschiedene Leservarianten in der literarischen Rezeption siehe: Scholz, 1980.

12 Von der Theorie des semantischen Gedächtnisses leitet sich die heute weitgehend anerkannte Vorstellung ab, daß *Wissen* (symbolisches Wissen, Handlungswissen) ein Sediment aktuellen Sprachverhaltens und aktuellen Handelns im Sinne eines überdauernden, im Gedächtnis gespeicherten Substrats ist, das wiederum als Basis zur Erzeugung von Sprechakten und Handlungen dient. Vergleiche dazu einführend etwa die Arbeiten von Kintsch, 1974; Norman & Rumelhart, 1975.

13 Zu einer differenzierten Beschreibung dieser unterschiedlichen Handlungsregulationsebenen siehe Hacker, 1978. Ein Versuch, diese Unterscheidung für die Analyse literarischen Handelns nutzbar zu machen, liegt vor in Viehoff, 1983.

14 Zur Diskussion dieser impliziten Voraussetzungen des Handlungsbegriffs bei Max Weber siehe Rex. 1970.

15 Ausführlich behandelt ist das Problem von Handlung und Emotion bei Mandl & Huber, 1983.

16 Luhmann hat sehr klar darauf hingewiesen, daß „die Forderung anwendungsbezogener Forschung ⟨...⟩ für die Wissenschaft eine ganz andere Bedeutung als für Anwendungssysteme ⟨hat⟩. Das Problem ist schon asymetrisch gestellt und kann daher auch nur asymetrisch beantwortet werden. ⟨...⟩ Für die Wissenschaft handelt es sich um ein Strukturproblem ⟨...⟩; für Anwendungssysteme handelt es sich um eine erwünschte Ressource, um ein Hilfsmittel, allenfalls um eine Bedingung für das Erreichen wichtiger Ziele. Für die Wissenschaft ist Unfähigkeit zu anwendungsbezogener Forschung daher ein sehr viel ernsteres Problem als für irgendeinen Praxiskontext die Tatsache, daß zu bestimmten Vorhaben kein zuverlässiges Wissen vorliegt. Die Wissenschaft ist durch diese Frage im Grade ihrer Ausdifferenzierung tangiert, die Anwendungssysteme im Rationalitätsgrad des Erreichens ihrer Ziele" (Luhmann, 1977, 33). Siehe dazu auch die unten vorgenommene schematische Darstellung aus der Sicht des Produzenten und des Rezipienten einschlägiger Elternratgeber, die diese Differenz versucht anschaulich zu machen.

17 Gage, 1979, der Titel der amerikanischen Originalausgabe lautet: The Scientific Basis of the Art of Teaching.

18 Luhmann hat andererseits argumentiert, daß eine solche ‚instrumentelle' Relation zwischen Wissenschaft und Praxis in den Sozialwissenschaften nicht, wie etwa in den Naturwissenschaften, im Sinne einer „kontextfreien Übertragbarkeit" (Luhmann, 1977, 29) möglich sei, da sozialwissenschaftliches Wissen „sich im allgemeinen nur mit einem wenn auch reduzierten Verständnis der Theorie übertragen" (29) und im Anwendungszusammenhang verwenden lasse.

19 Empirische Studien hat zu diesem Bereich vor allem Schmidtchen vorgelegt (cf. Schmidtchen, 1969; Schmidtchen, 1974). Als kleinere Spezialstudien, die die Ergebnisse von Schmidtchen weitgehend bestätigen, liegen jetzt auch vor: Staudte, 1977; Gerlach u.a., 1976; Kirsch, 1978.

20 Siehe dazu die umfangreichen bibliographischen Nachweise allein zum Medium ‚Bilderbuch' in: Das Bilderbuch, 1981.

Literaturverzeichnis

Aebli, H., 1971. „Piaget – und beyond". in: Interchange 1: 12–24.

Aebli, H., 1977. „Piagets Deutung der kognitiven Entwicklung und ein Gegenmodell des geleiteten Strukturaufbaus". in: Reulecke, W., (Ed.), Strukturelles Lernen, Hamburg: Hoffmann & Campe.

Aebli, H., 1979. „Elemente einer post-piagetschen Konzeption der Entwicklung in den Theorien des semantischen Gedächtnisses". in: Montada, L., Ed., Brennpunkte der Entwicklungspsychologie. Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz: Kohlhammer: 103–118.

Aebli, H., 1981. Denken, das Ordnen des Tuns, 2 Bde., Stuttgart: Klett-Cotta.

Benary-Isbert, M., 1976. Die Großmutter und ihr erster Enkel. Freiburg i. Brsg.: Herder.

Brocke, B., 1978. Technologische Prognosen. Elemente einer Methodologie der angewandten Sozialwissenschaften. Freiburg – München: Alber.

Bunge, M., 1967. Scientific research. Bd. I: The search for system, Bd. II: The search for truth. Berlin – Heidelberg – New York: Springer.

Burkart, G., 1975. Frühkindliche Erziehung – Erziehung vor der Schule. Donauwörth: Auer.

Claessens, D. und K. Claessens, 1979. Kapitalismus als Kultur. Entstehung und Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Coulmas, F., 1977. Rezeptives Sprachverhalten. Eine theoretische Studie über Faktoren des sprachlichen Verstehensprozesses. Hamburg: Buske.

von Cranach, M., U. Kalbermatten, K. Indermühle und B. Gugler, 1980. Zielgerichtetes Handeln, Bern – Stuttgart – Wien: Huber.

Das Bilderbuch, 1981. Eine Auswahl von Bilderbüchern aus aller Welt. 6. Aufl. München: Arbeitskreis für Jugendliteratur.

Ettel, R. und B. Liss, 1976. Familie gelebt – erlebt. Alltag und Feste harmonisch gestalten. Graz – Wien – Köln: Styria.

Finke, P., 1982. Konstruktiver Funktionalismus. Die wissenschaftstheoretische Basis einer empirischen Theorie der Literatur. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg.

Gage, N.L., 1979. Unterrichten – Kunst oder Wissenschaft? München – Wien – Baltimore: Urban & Schwarzenberg.

Garbarino, J. und U. Bronfenbrenner, 1980. „Forschung im Bereich Eltern-Kind-Beziehungen und ihr Zusammenhang mit der Sozialpolitik: Wer braucht wen?" in: Schneewind, K.A. und Th. Herrmann, eds., Erziehungsstilforschung. Theorien, Methoden und Anwendung der Psychologie elterlichen Erziehungsverhaltens. Bern – Stuttgart – Wien: Huber: 281–304.

Gerlach, D., L. Köhling, K. Möhlmann und J. Wewerka, 1976. Lesen und soziale Herkunft. Eine empirische Untersuchung zum Leseverhalten von Jugendlichen. Weinheim – Basel: Beltz.

Gottschalch, W., 1979. Vatermutterkind. Deutsches Familienleben zwischen Kulturromantik und sozialer Revolution. Berlin: Wagenbach.

Groeben, N., 1977. Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft. Paradigma durch Methodendiskussion an Untersuchungsbeispielen. Frankfurt/Main: Athenäum. (2. Aufl. Tübingen: Narr 1980).

Grömminger, A., 1979. Junge Leser lernen leichter. Wie Kinder besser werden. Ein Econ-Schroedel-Ratgeber für Eltern. Düsseldorf – Hannover: ECON/Schroedel.

Hacker, W., 1978. Allgemeine Arbeits- und Ingenieurpsychologie. Psychische Struktur und Regulation von Arbeitstätigkeiten, 2. Aufl. Bern-Stuttgart-Wien: Huber.

Herrmann, Th., 1979a. Psychologie als Problem, Stuttgart: Klett-Cotta.

Herrmann, Th., 1979b. „pädagogische Psychologie als psychologische Technologie" in: Brandtstätter, J., G. Reinert und K.A. Schneewind, eds., Pädagogische Psychologie. Probleme und Perspektiven, Stuttgart: Klett-Cotta: 219–236.

Hess-Lüttich, E.W.B., ed., 1980. Literatur und Konversation. Sprachsoziologie und Pragmatik in der Literaturwissenschaft. Wiesbaden: Athenaion.

Hintzenberg, D., S.J. Schmidt und R. Zobel, 1980. Zum Literaturbegriff in der Bundesrepublik Deutschland. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg. (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft, Bde. III + IV).

Huber, G.L. und H. Mandl, eds., 1982. Verbale Daten. Eine Einführung in die Grundlagen und Methoden der Erhebung und Auswertung. Weinheim – Basel: Beltz.

Kesselring, Th., 1981. Entwicklung und Widerspruch. Ein Vergleich zwischen Piagets genetischer Erkenntnistheorie und Hegels Dialektik, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Kintsch, W., 1974. The representation of meaning in memory. Hillsdale, New Jersey: Erlbaum Associates.

Kirsch, D., 1978. Literaturbarriere bei jugendlichen Lesern. Eine empirische Untersuchung über den Dissens zwischen schulischer und außerschulischer Lektüre bei Schülern der Stadt Ludwigshafen. Frankfurt/Main: Haag & Herchen. (2. Aufl. 1979).

Kreuzer, H., 1974. „Zum Literaturbegriff der sechziger Jahre in der Bundesrepublik Deutschland". in: Rüdiger, H., ed., Literatur und Dichtung. Versuche zu einer Begriffsbestimmung. Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz: Kohlhammer: 144–159.

Longardt, W., ed., 1973. Kindern erzählt. Geschichten zum Vorlesen und Spielen für 4- bis 7jährige. Gütersloh: Gerd Mohn.

Luhmann, N., 1977. „Theoretische und praktische Probleme der anwendungsbezogenen Sozialwissenschaften". in: Wissenschaftszentrum Berlin, ed., Interaktion von Wissenschaft und Politik. Theoretische und praktische Probleme der anwendungsorientierten Sozialwissenschaften. Frankfurt/Main – New York: Campus: 16–39.

Lukesch, H., 1979. „Forschungsstrategien zur Begründung einer Technologie erzieherischen Handelns". in: Brandtstätter, J., G. Reinert und K.A. Schneewind, eds., Pädagogische Psychologie. Probleme und Perspektiven. Stuttgart: Klett-Cotta: 329–352.

Mandl, H und G.L. Huber, eds., 1983. Emotion und Kognition, München:

Norman, D.A. und D.E. Rumelhart, 1975. Explorations in cognition. San Francisco: Freeman (Deutsch: Strukturen des Wissens, Stuttgart: Klett-Cotta, 1978).

Oevermann, U., 1972. „Rollenstruktur der Familie und ihre Implikationen für die kognitive Entwicklung von Kindern". in: Széll, G., ed., Privilegierung und Nichtprivilegierung im Bildungswesen, München: Nymphenburger: 64–89.

Oevermann, U., 1976. „Programmatische Überlegungen zu einer Theorie der Bildungsprozesse und einer Strategie der Sozialisationsforschung". in: Hurrelman, K., ed., Sozialisation und Lebenslauf, Hamburg: Rowohlt:

Oevermann, U., 1979. „Sozialisationstheorie. Ansätze zu einer soziologischen Sozialisationstheorie und ihre Konsequenzen für die allgemeine soziologische Analyse". in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 31, 143–152.

Oevermann, U., T. Allert, H. Gripp, E. Konau, J. Krambeck, E. Schroeder-Caesar und Y. Schütze, 1976. „Beobachtungen zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion. Theoretische und methodologische Fragen der Sozialisationsforschung". in: M. Auwärter, E. Kirsch und K. Schröter, eds., Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität, Frankfurt/Main: Suhrkamp: 371–403.

Oevermann, U., T. Allert, E. Konau und J. Krambeck, 1979. „Die Methodologie einer ‚objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften". in: Soeffner, H.G., ed., Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler: 352–434.

Patry, J.L. und M. Perrez, 1982. „Entstehungs-, Erklärungs- und Anwendungszusammenhang technologischer Regeln". in: Patry, J.L., ed., Feldorschung. Methoden und Probleme sozialwissenschaftlicher Forschung unter natürlichen Bedingungen. Bern – Stuttgart – Wien: Huber: 389–412.

Perrez, M. und J.L. Patry, 1982. „Nomologisches Wissen, technologisches Wissen, Tatsachenwissen – drei Ziele sozialwissenschaftlicher Forschung". in: Patry, J.L., ed., Feldforschung. Methoden und Probleme sozialwissenschaftlicher Forschung unter natürlichen Bedingungen. Bern – Stuttgart – Wien: Huber: 45–66.

Piaget, J., 1969. Nachahmung, Spiel und Traum. Die Entwicklung der Symbolfunktion beim Kinde. Stuttgart: Klett.

Rehbein, J., 1977. Komplexes Handelns. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache. Stuttgart: Metzler.

Reichert, J., 1981. „Do Poets Ever Mean What They Say?" in: New Literary History XIII, No. 1 – Autumn: 53–68.

Rex, J., 1970. Grundprobleme der soziologischen Theorie. Freiburg: Rombach.

Sagi, A. und Ch. Konietzko, 1973. Kindergarten zu Hause. Vorschulische Förderung durch Eltern. Ravensburg: Otto Maier.

Schmidt, S.J., 1980. Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft. Band 1: Der gesellschaftliche Handlungsbereich Literatur. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg. (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft, Bd. I)

Schmidt, S.J., 1986. „Wertaspekte bei der Anwendungsorientierung einer empirischen Literaturwissenschaft". in: NIKOL, ed., Angewandte Literaturwissenschaft, Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg: (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft, Bd. VII)

Schmidtchen, G., 1968. „Eine neue Politik auf dem Büchermarkt". in: G. Ramseger, und W. Schoenicke, Eds., Das Buch zwischen gestern und morgen. Zeichen und Aspekte. Stuttgart: Reclam: 198–218.

Schmidtchen, G., 1974, ..Lesekultur in Deutschland". in: Archiv für Soziologie und Wirtschaftsfragen des Buchhandels, xxx, Frankfurt/Main (= Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, Frankfurter Ausgabe, Nr. 39, vom 17. Mai 1974: 705–896).

Schwemmer, O., 1979. „Verstehen als Methode. Vorüberlegungen zu einer Theorie der Handlungsdeutung". in: Mittelstraß, J., ed., Methodenprobleme der Wissenschaften vom gesellschaftlichen Handeln. Frankfurt/Main: Suhrkamp: 13–45.

Stadte, A., 1977. Ästhetisches Verhalten von Vorschulkindern. Eine empirische Untersuchung zur Ausgangslage der ästhetischen Erziehung. Weinheim – Basel: Beltz.

Strätling-Tölle, H. und B. Strätling, 1975. Erziehung ist (k)ein Kinderspiel. Neue Erziehungsaufgaben in der jungen Familie. Freiburg i. Brsg.: Herder.

Viehoff, R., 1982. „Aspects of Literary Socialization in Children: Can Children Really Receive and Understand Texts as Literary Texts?" in: Rieser, H., ed., Semantics of Fiction, Amsterdam: North-Holland: 345–369. (Special Issue: POETICS 11, No. 4–6).

Viehoff, R., 1983. „Rezeption und Verarbeitung. Anmerkungen zu methodischen Fragen einer empirischen Literaturwissenschaft". in: SPIEL. Siegener Periodicum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft 2, No. 1: 101–121.

Viehoff, R., 1983a. „Empirische Literaturwissenschaft – ein neues Paradigma?". in: IASL. Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 8: 240–252.

Westmeyer, H., 1977. „Verhaltenstherapie: Anwendung von Verhaltenstheorien oder kontrollierte Praxis?". in: Westmeyer, H. und N. Hoffmann, eds., Verhaltenstherapie. Grundlegende Texte. Hamburg: Buske: 187–203.

Westmeyer, H., 1978. „Wissenschaftstheoretische Grundlagen Klinischer Psychologie". in: U. Baumann, H. Berbalk und G. Seidenstücker, eds., Klinische Psychologie. 1. Trends in Forschung und Praxis. Bern – Stuttgart – Wien: Huber: 108–132.

Westmeyer, H., 1979. „Die rationale Rekonstruktion einiger Aspekte psychologischer Praxis". in: H. Albert und H. Stapf, eds., Theorie und Erfahrung. Beiträge zur Grundlagenproblematik der Sozialwissenschaften. Stuttgart: Klett-Cotta: 139–161.

Westmeyer, H., 1982. „Wissenschaftstheoretische Aspekte der Feldforschung". in: J.L. Patry, ed., Feldforschung. Methoden und Probleme sozialwissenschaftlicher Forschung unter natürlichen Bedingungen. Bern – Stuttgart – Wien: Huber: 67–84.

Wimmer, H., 1982. Zur Entwicklung des Verstehens von Erzählungen. Bern – Stuttgart – Wien: Huber.

Wirrer, J., 1982. „Learning to follow the fiction convention". in: H. Rieser, ed., Semantics of Fiction. Amsterdam: North-Holland: 371–391. (Special issue: POETICS 11, No. 4–6).

von Wright, G.H., 1974. Erklären und Verstehen. Frankfurt/Main: Suhrkamp. M.

Winn, M., ,1980, Die Droge im Wohnzimmer, Reinbek: Rowohlt.

Yeazell, St.H., 1981. „Convention, Fiction, and Law". in: New Literary History, XIII, No. 1 – Autumn: 89–102.

(Manuskript abgeschlossen Oktober 1983)

Wertaspekte einer Anwendungsorientierten Empirischen Literaturwissenschaft

Siegfried J. Schmidt

0. Zur Aufgabenstellung dieses Beitrags

„... es braucht jedermann viel Fatalismus, der kein Fatalist sein will." (O. Marquard)

0.1 Wie die übrigen Beiträge dieses Bandes beschäftigt sich auch dieser Beitrag mit Entwicklungsmöglichkeiten der NIKOL-Konzeption einer Empirischen Literaturwissenschaft (NEL).

Diese Zielsetzung bedingt zwei Besonderheiten dieses Beitrags: Er ist hypothetisch (bis spekulativ) und er ist legitimatorisch, d.h. er versucht zu rechtfertigen, warum ein Wechsel des status quo gegenwärtiger Literaturwissenschaft(en) sinnvoll ist.

Angesichts der vielfältigen theoretischen und empirischen Arbeiten, die die NIKOL-Konzeption von Empirischer Literaturwissenschaft[1] in Zukunft noch erfordern wird, um sich in Richtung auf den angestrebten paradigmatischen Zustand zu entwickeln, mag der Einwand erhoben werden, es sei wohl verfrüht, schon jetzt über *Weiter*entwicklung der NEL nachzudenken. Andererseits ist zu berücksichtigen, daß sich die NEL – gestützt auf P. Finke (1982) – von Anfang an als anwendungs-*orientierte* literaturwissenschaftliche Konzeption verstanden hat, die «hartes» empirisches Wissen zur Lösung von Problemen im Literatur-System (und ggf. auch außerhalb dieses gesellschaftlichen Handlungssystems) zu erarbeiten versucht.[2] Diese Anwendungsorientierung soll in den Beiträgen dieses Bandes argumentiert, kommentiert und wenn möglich exemplifiziert werden. Mit einigen *Wert*-Aspekten einer solchen Anwendungsorientierung beschäftigt sich der nachfolgende Beitrag (cf. dazu auch den Beitrag von R. Viehoff in diesem Band). Dabei kann es sich – nach meiner Einschätzung der Wert- und Normdiskussion in jüngster Zeit – nur um einen ersten Versuch dazu handeln, ein komplexes Problemterrain zu sondieren.

Dieser Sondierungsversuch basiert auf den erkenntnis-, wissenschafts-, sprach- und literaturtheoretischen Annahmen, die bisher in der NEL sowie in der Empirischen Theorie der Literatur formuliert worden sind.

1. Grundlagen der Wert- und Normdiskussion in der NEL

1.0 Als gesellschaftliches Handeln ist wissenschaftliches Handeln im Rahmen der NEL notwendig bestimmt und geprägt von Normen

und Werten (zur Begriffsbestimmung siehe unten Abschnitt 1.6). Als kritisch und reflektiert Handelnde versuchen empirische Literaturwissenschaftler, ihr Verhältnis zu Normen und Werten zu klären, ihre Wert- und Normorientierung zu begründen und zu rechtfertigen.

Orientiert man sich bei solchen Versuchen an der philosophischen Norm- und Wertdiskussion, dann treten vor allem zwei Themen in den Vordergrund: die Diskussion über die Möglichkeit einer (Letzt)Begründung von Normen und Werten sowie die Diskussion über die Rolle zweckrationaler Argumentation im Normendiskurs. Auf diese beiden Themen gehe ich im folgenden kurz ein, um die eigene Position zu verdeutlichen.

1.1 Zum Problem der Letztbegründung

„Ethisches Argumentieren baut sich diskursiv auf: Es verläuft von einem Normsatz, der ein Sollen ausdrückt, zu einem anderen Sollenssatz, der seinerseits eine Norm formuliert. Wie aber gelangen wir zu einem normativen Grundsatz und damit zu einem «ersten Sollen», das der Argumentation selbst einen Anhalt gibt? Mit dieser Frage ist das Grundproblem der Ethik gestellt." (M. Riedel, 1979: 67)

Im Gegensatz zu relativistischen Auffassungen von Vertretern des Kritischen Rationalismus, des Pragmatismus oder des Dezisionismus, die eine Letztbegründung von moralischen Forderungen bzw. von Werten und Normen für unmöglich halten, versuchen Transzendental- bzw. Universalpragmatiker wie K.O. Apel und J. Habermas durchaus eine solche Letztbegründung. Wie W. Kuhlmann zeigt, hat etwa Apels transzendentalpragmatische Normenbegründung „... die Form des Aufdeckens, Aufweisens von immer schon anerkannten ethischen Normen ⟨ ... ⟩ und nicht die des Begründens im Sinne von Rückgang auf eine Quelle der Geltung." (1978: 25 f.) Das heißt, Apel versucht zu demonstrieren, daß „... die Geltung bestimmter ethischer Normen notwendige Bedingung der Möglichkeit sinnvoller Argumentation ist, und daß ein Normensubjekt qua Normensubjekt sich immer schon notwendig in der Situation des Argumentierenden befindet. Ergo kann gegenüber jedem möglichen Normensubjekt zwingend gezeigt werden, daß es bestimmte fundamentale ethische Normen immer schon notwendig anerkannt hat." (a.a.O.: 26) Ethische Normen, die vor jeder sinnvollen Argumentation „immer schon" anerkannt sein müssen, sind nach Apel:

- daß die Argumentierenden weder sich noch andere belügen, weder sich noch anderen die Argumentation verweigern, noch sich oder anderen die Anerkennung gerechtfertigter Argumente verweigern;
- daß die Argumentierenden sich wechselseitig als gleichberechtigt, aufrichtig, wahrheits- und zurechnungsfähig anerkennen;
- daß die Argumentation weder in bezug auf Themen noch in bezug auf Teilnehmer prinzipiell eingeschränkt werden darf.

Auf dieser Grundlage formuliert Apel als Prinzipien für moralische Handlungsstrategien jedes Menschen: „Erstens muß es in allem Tun und Lassen darum gehen, das *Überleben* der menschlichen Gattung als der *realen* Kommunikationsgemeinschaft sicherzustellen. Zweitens darum, in der realen die *ideale* Kommunikationsgemeinschaft zu verwirklichen. Das erste Ziel ist die notwendige Bedingung des zweiten Ziels; und das zweite Ziel gibt dem ersten seinen Sinn, – den Sinn, der mit jedem Argument schon antizipiert ist.“ (cf. Kuhlmann, 1978: 24)

An diesem Ansatz ist vielfältige und relevante Kritik geübt worden (cf. W. Oelmüller, Hrsg., 1978–79, oder M. Riedel, 1979: 88), auf die ich hier nicht eingehen kann. Aber selbst wenn man einmal unterstellt, Apel habe Recht mit seinem Letztbegründungsversuch, bleiben zwei Probleme, die diesen Versuch problematisch machen.

H. Lübbe (1978) hat darauf hingewiesen, daß nicht die Normen*begründung* das interessierende Problem ist, sondern die Normen*durchsetzung* und Normen*befolgung*. Das Gesollte im Diskurs anzuerkennen, ihm als Norm zuzustimmen, ist meistens unproblematisch. Das Gesollte zu wollen, das ist das Problem. (Und dazu haben, wie schon M. Weber betonte, die Philosophen herzlich wenig zu sagen!) Es gibt mithin nicht nur den Hiatus zwischen Sein und Sollen, sondern auch den Hiatus zwischen Sollen und Wollen. Außerdem muß unterschieden werden zwischen der faktischen und der fiktiven Geltung (d.h. der Zustimmungs*fähigkeit*) von Normen (cf. dazu C.F. Gethmann, 1979: 20 f.).

Damit hängt das zweite Problem zusammen: Normen so grundlegender Art, wie etwa die von Apel formulierte Norm des Überlebens der menschlichen Gattung, wird wohl jeder in abstracto anerkennen.[3] Problematisch wird es, wenn solche Grundnormen auf Situationen und Handlungen und dort zu akzeptierende partiellere Normen *übertragen* werden sollen, d.h. wenn aus dem allgemeinen Grundsatz praktische Handlungsorientierungen werden sollen, denen der Einzelne hic et nunc auch tatsächlich folgen soll und kann. Gegenüber Letztbegründungsambitionen transzendentalistischer Provenienz verweisen Philosophen wie O. Marquard, H. Lübbe, W. Oelmüller oder W. Zimmerli auf die Rolle, die «Üblichkeiten», «Traditionen» und «historische Normen» im Normdiskurs und vor allem in der Handlungs*praxis* spielen, und bringen damit historische und pragmatische Aspekte gegenüber transzendentalen stärker zur Geltung. Ganz abgesehen von dem Problem, ob Normen letztbegründbar sind, stellen sich für mich folgende Fragen in der Normenbegründungsdebatte:

- Ist Letztbegründung überhaupt wünschbar? Könnte sie nicht (wie das Beispiel Plato bis heute warnend zeigt) zur Intoleranz, zu einem dogmatischen Erziehungsterrorismus und im Extremfall zur Legitimation politischen Terrors führen?
- Sind letztbegründbare Normen nicht nowendig so allgemein, daß sie für praktische Entscheidungen kaum Orientierungshilfen bieten können? Liegt nicht das ethische Problem des Handelnden gerade in der Applikation von Werten auf Situationen?

1.2 Zur Rolle zweckrationaler Argumentation in der Werte- und Normenbegründung

1.2.1 In der Wert- und Normdiskussion wird zwischen Grundwerten bzw. Grundnormen[4] und davon abgeleiteten Werten bzw. Normen unterschieden. Der Übergang von Grundnormen (die nicht rein formal sein dürfen) zu partielleren Normen erfolgt nach übereinstimmender Meinung am erfolgreichsten durch zweckrationale Argumentation (cf. etwa E. König, 1978: 156), also durch Abschätzen der Folgen möglicher Handlungsalternativen. Theoretisch erweist sich ein Normbegründungsverfahren als mehrstufige Zweck-Mittel-Argumentation im Rückgriff auf Grundnormen als relativ unproblematisch; praktisch aber ist die Anwendung dieses Verfahrens, wie König betont, deshalb schwierig, weil das empirische Abschätzen von Handlungsfolgen und eventuellen Nebenwirkungen beim Durchsetzen akzeptierter Normen angesichts der enormen Komplexität neuzeitlicher Sozialsysteme und ökologischer Konstellationen kaum exakte Prognosen erwarten läßt. Ergänzend weist G. Maluschke darauf hin, daß Normen nicht nur begründet werden, sondern auch Praktikabilitätsanforderungen genügen müssen: „... denn jede Norm bleibt abstrakt, wenn die Möglichkeit ihrer Befolgung unter konkreten und politischen Bedingungen nicht erweisbar ist." (1978: 116) Die Kenntnis dieser Bedingungen aber ist keineswegs trivial. Daraus folgert W. Oelmüller: „Wir müssen handeln und Entscheidungen fällen unter der Bedingung, daß wir keine ‚objektive' Gewißheit darüber besitzen, was der geschichtlich erreichte Stand unserer Handlungsbedingungen und Handlungsnormen ist." (1978: 87)

Bei zweckrationalen Ziel-Mittel-Argumentationen sind nach N. Groeben & B. Scheele (1977) folgende Punkte zu berücksichtigen:

- Bei der Situationseinschätzung für die Betroffenen normativer Entscheidungen kann es für den Argumentierenden schwierig wenn nicht unmöglich werden, sich die Situation aus der Perspektive anderer adäquat vorzustellen.
- Bei der Einschätzung der Brauchbarkeit von Mitteln sollten so viele empirische Kenntnisse wie möglich herangezogen werden, vor allem auch im Hinblick auf absehbare Nebenwirkungen bzw. -folgen: „Die konkrete Entscheidung über die Legitimität der eingesetzten Mittel (und indirekt der angestrebten Ziele) wird im Einzelfall von der argumentativen Einbettung in andere Ziel-Mittel-Hierarchien und der Möglichkeit abhängen, unerwünschte Nebenfolgen ..." mit flankierenden Maßnahmen abzuschwächen. (a.a.O.: 154)
- Bei der Bereitstellung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Methoden für normative Entscheidungen muß die Legitimität solcher Erkenntnisse und Methoden dauernd überprüft werden, da eine Änderung der Situation bis dahin legitime Mittel ungerechtfertigt werden lassen kann.
- Ziele müssen präzise definiert und expliziert werden, um kritisierbar und legitimierbar zu sein; zur Zielexplikation gehört auch die Überle-

gung, „... welchen anderen als den angestrebten Zielen man mit der Verfolgung ‚seiner' Ziele notwendig oder empirisch kontingent noch dient".
– Bei der Mittel-Ziel-Relation ist die Wertigkeit von Mitteln[5] zu berücksichtigen, um einseitig nutzenorientiertes Zweckdenken zu überwinden (a.a.O.: 164).

Wie bereits oben angedeutet stoßen solche zweckrationalen Argumentationen bei der praktischen Anwendung an Grenzen, die sich aus der Evolution und Komplexität sozialer Systeme ergeben: zum einen ist die Komplexität sozialer Systeme in der Moderne so hoch, daß bei Zielprojekten wie bei Folge- und Nebenwirkungserwägungen weder Vollständigkeit der Parameter noch Vollständigkeit bei der Ermittlung von möglichen Relationen bzw. Interaktionen zwischen diesen Parametern erreichbar ist. Zum anderen befinden sich die gesellschaftlichen Handlungssysteme in koevolutiver Dynamik, die starre Ursache-Wirkungs-Schemata illusionär machen und zu ständig neuen und unvorhersagbaren Konstellationen führen kann. Trotzdem gibt es zur zweckrationalen Argumentation im Normendiskurs weder theoretisch noch praktisch eine Alternative, vor allem dann, wenn man von vornherein ihren partiellen und instrumentellen Charakter realisiert und ihre unvermeidbare Unvollständigkeit ernsthaft berücksichtigt. G. Patzig hat im Zusammenhang mit der Begründungsproblematik darauf verwiesen, eine akzeptable Begründung moralischer Normen könne sich nur „... auf Tatsachen gründen, die sich entweder rein logisch oder empirisch nachweisen lassen." Außerdem müsse jede Normbegründung der Einsicht Rechnung tragen. „... daß die Menschen nicht für die Normen, sondern die Normen für die Menschen da sind." (1980: 115) Schließlich müsse jede Normbegründung „... von den tatsächlichen Bedürfnissen, Interessen und Wünschen der jeweils betroffenen Menschen ausgehen. Deshalb sind die Befunde der Sozialwissenschaften, also Anthropologie, Psychologie und Psychoanalyse, für den Theoretiker der Normenbegründung unentbehrlich. ⟨...⟩ Normenbegründung ist also nicht ein für allemal, durch einen für alle, sondern nur in einem kontinuierlichen rationalen Diskurs möglich." (a.a.O.: 116)

1.3 Zum Kategorischen Imperativ und zum Prinzip der Verallgemeinerung

1.3.1 G. Patzig hat wohl zu Recht darauf hingewiesen, daß Kants Kategorischer Imperativ bis heute in der Ethikdiskussion eine zentrale Rolle spielt. Er hält Kants Gedanken, „... die Vernünftigkeit von Handlungen bestehe eben darin, daß ihre Maximen verallgemeinerungsfähig sind, so daß man den moralischen Wert solcher Handlungen in ihrem einheitsstiftenden Charakter greifen kann" (1980: 163), für einen bis heute relevanten Grundsatz in der Begründungsdiskussion (so z.B. im

sogenannten Regelutilitarismus, in den Arbeiten von R.M. Hare, P. Lorenzen, J. Habermas, R. Wimmer oder in J. Rawls berühmt gewordenem Buch *A Theory of Justice* (1972)). Patzig schlägt vor, im Rahmen einer teleologischen Ethik als Rationalitätskriterium in Anknüpfung an Kants Kategorischen Imperativ ein Universalitätsprinzip einzubetten: „Dies hat zwei Stufen, das Prinzip der ‚Fairneß' und das Prinzip der ‚Solidarität'. Das Prinzip der ‚Fairneß' besagt: Nur solche Handlungsweisen sind zulässig, die der Handelnde auch im Hinblick auf jeden anderen akzeptieren würde, wenn dieser sich in einer analogen Situation befindet. ⟨...⟩ Das Prinzip der ‚Solidarität' besagt, daß der Einzelne bei der Wahl von Verhaltensregeln davon absehen muß, in welcher konkreten Situation er innerhalb der Gesellschaft lebt. Der Leistungsfähige, Intelligente und Gesunde muß nach diesem Prinzip bereit sein, an den Aufwendungen der Allgemeinheit für die Behinderten und Kranken mitzuwirken und im konkreten Einzelfall dem Hilfsbedürftigen nach Maßgabe seiner Möglichkeiten beizustehen." (1985:3)

Da Universalitäts- bzw. Verallgemeinerungsprinzipien in der Ethik eine zentrale Rolle spielen, will ich kurz noch auf einen weiteren Beitrag dazu eingehen.

In seinem Versuch zur „Logik moralischen Argumentierens" (1961, dt. 1975) zeigt M.G. Singer, daß Verallgemeinerungen in der Ethik eine zentrale Rolle spielen. Fundamental ist für ihn folgendes *Prinzip der Verallgemeinerung:* „Was für den einen richtig ist, muß unter gleichen oder ähnlichen Umständen auch für jeden anderen richtig sein." (1975: 34) Dabei lassen sich die ‚Umstände' als Handlungssituationen und als persönliche Fähigkeiten bestimmen. Singer nimmt an, daß dieses Verallgemeinerungsprinzip in jedem moralischen Urteil enthalten ist oder doch von ihm vorausgesetzt wird: „... es ist nämlich ein wesentlicher Teil der Bedeutung von Termini wie ‚richtig', ‚nicht richtig' und ‚sollte' in ihrem spezifisch moralischen Sinn. ⟨...⟩ Es legt daher fest, was als moralische Begründung gelten kann." Nach Singer kann es „... kein spezifisch moralisches Urteil unabhängig von Gründen und keine moralische Begründung unabhängig vom Prinzip der Verallgemeinerung geben" (a.a.O.: 57). Im Anschluß an das Prinzip der Verallgemeinerung läßt sich s.E. folgendes *Argument der Verallgemeinerung* formulieren: „Wenn jeder x tun würde, wären die Folgen verheerend (oder nicht wünschenswert); deshalb sollte niemand x tun." (a.a.O.: 86) Singer unterscheidet weiter zwischen *moralischen Regeln* und *moralischen Prinzipien*. „Moralische Regeln besagen, was *normalerweise* richtig oder nicht richtig ist, oder in den *meisten Fällen*, obwohl sie nicht mit dieser Einschränkung formuliert zu sein brauchen und es gewöhnlich auch nicht sind." (a.a.O.: 127) Moralische Prinzipien dagegen gelten unter allen Umständen und ohne Ausnahmen. Außerdem sind sie in allen moralischen Situationen relevant, was Regeln nicht sind. Als moralische Prinzipien nennt Singer u.a. das erwähnte Prinzip der Verallgemeinerung; das Prinzip der Folgen („Wenn die Folgen davon, daß A x täte,

nicht wünschenswert wären, sollte A x nicht tun."); das Prinzip des Leidens („Es ist niemals richtig, unnötig Leiden zu verursachen.") oder das Prinzip der Rechtfertigung („Jede Verletzung einer moralischen Regel muß gerechtfertigt werden."). Während zwischen moralischen Regeln Konflikte auftreten können, sind sie zwischen moralischen Prinzipien unzulässig und undenkbar.

„Moralische Regeln werden mit Hilfe des Arguments der Verallgemeinerung eingeführt. Eine Regel, die nicht aus der Anwendung des Arguments der Verallgemeinerung abgeleitet werden kann, kann nicht gerechtfertigt werden." (a.a.O.: 149)

Singer unterscheidet drei Arten von moralischen Regeln:

– fundamentale moralische Regeln (z. B. das Tötungsverbot)
– lokale moralische Regeln (z. B. lokale Traditionen)
– neutrale Normen (z. B. Verkehrsregeln).

In Fällen konfligierender moralischer Regeln wird durch die Anwendung des Arguments der Verallgemeinerung eine Entscheidung gesucht.

Singers Argumentation, die eine Fülle von Einwänden gegen das Prinzip sowie das Argument der Verallgemeinerung erfolgreich durcharbeitet, macht m. E. deutlich, daß die Hauptstreitpunkte im Disput über moralische Regeln darin liegen zu bestimmen, was als Faktum, Situation oder Fähigkeit gelten soll. Singer folgert daraus zu Recht: „Die große Schwierigkeit in Fragen der Moral ist wirklich keine Sache der Theorie. Sie liegt vielmehr in der Lösung konkreter Fälle." (a.a.O.: 387)

Seine Ethik der Verallgemeinerung setzt Singer deutlich ab von utilitaristischen Positionen[6], und zwar mit folgendem Argument: „Aus der Annahme, daß es nicht richtig sei, das zu tun, was schlechte oder schlimme Folgen hätte, folgt ganz und gar nicht, daß es eine Pflicht sei, das zu tun, was gute oder allgemein nützliche Folgen hätte." (a.a.O.: 216)

Aus der Diskussion über die Rolle des Prinzips der Verallgemeinerung ziehe ich mit R. Wimmer (1980) folgenden Schluß: Zwar ist es nicht möglich, mit Hilfe dieses Prinzips materiale Moralnormen zu formulieren oder ethische Argumentationen zu vereinfachen. Aber die *instrumentelle* Anwendung dieses Prinzips ist in Normdiskursen offenbar vernünftig, um argumentativ nach moralischer Übereinstimmung zu suchen: „... wie auch immer moralische Urteile zustandekommen – ob mit oder ohne Zuhilfenahme eines Verfahrens –, ihre kritische Beurteilung hängt jedenfalls immer in letzter Instanz am Argumentations- oder Transsubjektivitätsprinzip der praktischen Vernunft." (1980: 360)[7]

1.4 Zur Relationalität und Subjektgebundenheit von Wertungen

1.4.1 Wenn man utilitaristische Theorien der Ethik, die heute wieder lebhaft gehandelt werden, nicht in toto akzeptieren will, so ist

doch anzuerkennen, daß sie gegen die Vorstellung einer absoluten Werterkenntnis in der materialen Wertethik die Abhängigkeit des Wertens von Bedürfnissen, Interessen und Wünschen betroffener Menschen betonen und damit eine notwendige Ergänzung zur formalen Betrachtungsweise Kants liefern. (Cf. G. Patzig, 1980: 170) „Von Werten", so betont Patzig (1985: 3), kann man „... sinnvoll nur auf der Basis von Interessen, Wünschen oder Bedürfnissen von Menschen oder, mit einer bedeutsamen Erweiterung, Lebewesen sprechen. Daher müssen auch moralische Werte in den Bedürfnissen, Wünschen und Interessen von Individuen und Gruppen von Individuen fundiert sein."

M. Riedel hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß im Wertungsprozeß drei Aspekte zu unterscheiden sind:

(a) der „Interpret", d.h. eine Person oder Personengruppe, die einem x ein Wertprädikat zu- oder abspricht;
(b) die „Wertregion" als Einzugsbereich einer Wertung;
(c) der „Kontext" einer Wertung als „... Inbegriff von Aspekten und Deutungsperspektiven, die in ihr zur Geltung gelangen." (a.a.O.: 105)

Entsprechend verweist Riedel auf die Relationalität und Subjektgebundenheit jeder Wertung, die nicht mit Wertrelativismus und Wertsubjektivismus verwechselt werden dürfe. Wertprädikate sind nach Riedel kontextabhängig: „... ihre Bedeutung ist nicht durch übergeschichtliche Wertordnungen festgelegt." (a.a.O.: 71) Und Wertungen bringen „... immer auch Empfindungen, Gefühle, Neigungen zum Ausdruck." (a.a.O.: 110)

1.5 Werturteile

1.5.1 Entgegen einer oft vertretenen Ansicht in der Ethikdiskussion können Werturteile – auch wenn man Tatsachen einerseits, Werte und Normen andererseits analytisch voneinander trennt – rational auf empirischer Grundlage gewonnen werden, wie Groeben (1981) gezeigt hat, der Werturteile als «gemischte Satzsysteme» mit normativem Übersatz (der die akzeptierte Norm ausdrückt), deskriptivem Untersatz (der die Handlungssituation beschreibt) und präskriptivem Schlußsatz (der feststellt, wie die Anwendung der Norm auf die Situation erfolgen soll) darstellt. Wenn sich der deskriptive Satz innerhalb des Rechtfertigungsversuchs als falsch, unhaltbar oder sinnlos erweist, läßt sich der zu begründende Wert via negativa ausschließen. Eine weitere Möglichkeit, Werte negativ zu kritisieren, ergibt sich aus der Anwendung von formalen Metanormen (des Typs: ‚Sollen impliziert Können' oder ‚Was geboten wird, muß auch erlaubt sein'). Auch hier wird notwendig auf empirische Daten zurückgegriffen, um zu beschreiben, was gekonnt wird bzw. was möglich ist, wobei berücksichtigt werden

muß, daß Daten fälschlicherweise implizit normativ interpretiert werden können (‚Was ist soll auch sein').

Der Versuch einer *positiven* Rechtfertigung von Werten führt nach den Erfahrungen in der Geschichte der Ethik in eine Begründungshierarchie bzw. in einen Begründungszirkel, die argumentativ zu immer neuen legitimierungsbedürftigen Grundwerten und Oberzielen führen.

Grundwerte lassen sich nach Groeben & Scheele (1977) durch eine Kombination zweier Verfahren legitimieren:

- qua Explikation der Voraussetzungen, die bereits in das Verfahren der Argumentation von Werten eingegangen sind, d.h. als Verfahren, „... die bei der Beteiligung an (zweckrationaler) Argumentation implizit anerkannten Ziele/Werte zu explizieren und als letzte, da notwendige Ziele zu akzeptieren" (1977: 170);
- qua Verständigung über ideale Dialogbedingungen (i.S. der Erlanger Schule).[8]

Auf die Frage, ob eventuell *Grundwerte* inhaltlich definiert, katalogisiert und hierarchisiert werden können, gibt es – angefangen von Apels Letztbegründungsvorschlägen bis zu der Anregung, die Menschenrechte als solche Grundwerte zu betrachten (cf. W. Oelmüller, 1978) – in der einschlägigen Diskussion sehr unterschiedliche Antworten. Auf zwei divergierende Tendenzen will ich hier kurz verweisen. Groeben betont, daß z.B. alle Glücksmodelle inkohärent und partiell selbstwidersprüchlich sind (cf. auch Singer, 1975, und H. Krämer, 1984) und daß alle inhaltlich definierten Utopien zu Dogmatismus und Antiutopismus verführen, weshalb man gut daran tue, bei Wertbestimmungen mit offenen Merkmallisten zu arbeiten: „Will man auch hier nicht in die Gefahr kommen, das Individuum zu vergewaltigen, dann muß man die Entscheidung für die Verwirklichung von bestimmten Bedürfnissen dem einzelnen überlassen; das aber heißt, daß das ‚Glück' nicht generell und gleichzeitig inhaltlich direkt intendierbar ist 〈...〉; gutes oder glückliches Leben ist nicht durch Merkmalfestlegungen auf der Objektebene (von Bedürfnissen und deren Befriedigung) bestimmbar. Damit aber geht das Problem der Explikation menschlichen Glücks auf die höhere (Meta)Ebene einer ‚offenen Theorie optimaler Entwicklung' über ..." (1981: 113).

Auf der anderen Seite warnt K. Acham (1980: 167) davor, daß durch eine zu emsige Relativierung von Wertauffassungen Irritationen der Wertbeziehungen, des Selbst- und Weltverständnisses vieler Mitglieder einer Gesellschaft eintreten können, die gerade nicht eine liberale Einstellung gegenüber ungewohnten Wertvorstellungen, sondern im Gegenteil einen Wunsch nach charismatischem Führertum mit unzweideutigen Verhaltensfixierungen hervorrufen: „Ein undifferenzierter Polytheismus der Werte könnte, so gesehen, zu einem probaten Mittel zur Durchsetzung wertabsolutistischer Zielsetzungen avancieren." – (Diese Warnung halte ich für wichtig und werde unten darauf eingehen. – Hinsichtlich einer inhaltlichen Bestimmung von Grundwerten macht Acham aber keine Vorschläge.)

1.6 Werte und Normen

In der ethiktheoretischen Diskussion gibt es verschiedene Ansätze, die Begriffe ‚Wert' und ‚Norm' zu definieren bzw. zu explizieren. Dabei wird in jüngster Zeit besonders betont, daß es keine Werte-an-sich gibt, sondern nur Werte-für-uns (Riedel, 1979: 99), und daß Normen „personale Aufforderungen" sind: „Moralnormen sind nicht bloß Aufforderungen etwas zu tun, sondern Selbstaufforderungen; sie sind Forderungen, etwas zu wollen." (a.a.O.: 86) Im Anschluß an diese Diskussion verstehe ich im folgenden unter ‚Werten' emotional besetzte kognitive Konstrukte, die im Individuum im Verlauf seiner Sozialisationsgeschichte als Handlungsorientierungen interaktiv und kommunikativ entstehen und zwar auf der Grundlage stammesgeschichtlicher und sozialer „Erfahrungen" und in Relation zu individuellen und sozialen Bedürfnissen und Interessen im sozio-historischen Kontext von Machtkonstellationen und Ideologien.

Im Anschluß an G. Rusch (1982), K. Baier & N. Rescher (1969) lassen sich Werte formal kennzeichnen als „... Einstellungen für oder gegen ein Ereignis oder Phänomen, auf der Grundlage einer Annahme über Nutzen oder Schaden des Ereignisses oder Phänomens für ein Individuum, eine Gruppe oder Institution" bzw. als „... Deskription erwünschter oder unerwünschter Ereignisse (oder Sachverhalte) auf der Grundlage einer Annahme über Nutzen oder Schaden solcher Ereignisse".[9]

Werte sind in Wertsystemen bzw. Werthierarchien geordnet, die für Handlungsbereiche, Institutionen, Handlungssysteme oder sogar für eine Gesellschaft insgesamt verbindlich sind (etwa sog. Grundwerte, Menschenrechte u.ä.).

Mit dieser Wertkonzeption werden objektivistische und subjektivistische Normkonzepte ausgeschlossen: Werte gelten weder als menschenunabhängige und ahistorische, Konzepten, Dingen oder Prozessen inhärente Entitäten, die analytisch objektiv festgestellt werden können, noch als subjektivistische Attribute, die je nach Gusto zugeordnet und in sogenannten unmittelbaren Wertgefühlen intuitiv erfaßt werden. Vielmehr gelten sie – wie oben gesagt – als Konstrukte von Subjekten in sozialen Gruppen auf der Grundlage biologischer und sozialer Erfahrungen und Interessen. Diese Konstrukte gelten, solange sie – traditionell oder aktuell – konsensfähig sind; ihre Legitimation liegt nicht „in ihrem Wesen", sondern sie erfordert empirisch gestützte zweckrationale Normdiskurse, die Plausibilitäts- und Praktikabilitätsaspekte enthalten müssen. Werte sind keine statischen „Gebilde"; und sie sind nicht, wie viele Verhaltensforscher zu meinen scheinen, auf materielle Beziehungen, auf Überleben und die Befriedigung von Bedürfnissen reduzierbar.[10] Auch im Wertbereich sollte eine Komplementarität von Erstmaligkeit und Bestätigung, von Innovation und Tradition erreicht werden, um Wertverunsicherung (= Orientierungslosigkeit) ebenso auszuschließen wie Verkrustung (= Kontrolle um jeden Preis), und um gerade den Bereich Wert für produktive Innovationen offenzuhalten.[11]

Bedürfnisse und Werte orientieren faktisch nicht nur die Entstehung von Problemen in bestimmten Lebensbereichen, sondern auch die Einschätzung von Lösungsmöglichkeiten. Die Homogenität einer sozialen Gruppe läßt sich an der Verbindlichkeit ihrer Wertsysteme für ihre Mitglieder ablesen.

Werte sind *normfähig*, wenn sie auf möglichst alle Mitglieder einer sozialen Gruppe oder Gesellschaft verallgemeinerbar sind und für möglichst Alle im Rahmen ihrer sozio-kulturellen Traditionen konsensfähig sind. Faktisch akzeptierte konsensfähige Werte nenne ich *Normen*.[12] Wie Werte sind auch Normen in Normsystemen bzw. Normhierarchien geordnet, die sich gegenseitig Kontext geben. N. Luhmann hat den konsensuell-konventionellen Charakter von Normen (qua normative Erwartungen und Erwartungserwartungen) noch durch das Charakteristikum der Lernunwilligkeit spezifiziert: „In der normativen Stilisierung des Erwartens drückt sich demnach die Entschlossenheit aus, nicht zu lernen. Normen sind *kontrafaktisch stabilisierte Erwartungen.*" (1969: 37) Normen enthalten immer einen *Aufforderungsaspekt* (der mit ihrem Verallgemeinerungscharakter zusammenhängt) und sind im Nichtbefolgensfall mit *Sanktionen* verbunden, die von den Betroffenen in aller Regel auch akzeptiert werden. Normen reduzieren Komplexität und ermöglichen damit dauerhaftes soziales Verhalten.

Im Anschluß an H. Fricke (1981: 83) verstehe ich also unter ‚Norm' eine nachweisbar wiederkehrend befolgte Richtlinie gesellschaftlich relevanten Handelns, deren Nichterfüllung in wiederkehrender Weise von der Gesellschaft so durch Sanktionen geahndet wird, daß diese Sanktionen von den Betroffenen selbst überwiegend akzeptiert werden.[13]

1.7 Folgerungen für die Wert- und Normdiskussion in der NEL

1.7.1 Aus diesem sehr kurzen Überblick über m.E. wichtige Aspekte gegenwärtiger Normendiskussion sollen folgende Punkte für die nachstehenden Überlegungen betont werden:

- Werte und Normen sind keine autonomen Gegebenheiten, sondern sich historisch-dynamisch entwickelnde kognitiv-emotionale Konstrukte von und für Menschen.
- In Wertungsprozessen sind der Wertende, die Wertregion und der Wertkontext zu unterscheiden.
- Wert- und Normbegründungen müssen historische und pragmatische Faktoren mitberücksichtigen. Eine Letztbegründung ist unnötig.
- Argumentative Instrumente zur Herstellung von Konsens in Normdiskussionen sind die Prinzipien der Verallgemeinerung bzw. der Selbstanwendung.
- Normenbegründungen, die stets kontextabhängig sind, erfolgen sinnvollerweise durch zweckrationale Argumentation, die die Praktikabilität und Plausibilität von Normen ebenso zu prüfen hat wie die Fol-

gen und Nebenwirkungen des Handelns nach der zu begründenden Norm. Diese Argumentation muß und kann rational und auf der Grundlage empirischen Wissens über Folgen und Nebenwirkungen ebenso wie über Bedürfnisse, Interessen und Wünsche der Handelnden geführt werden.
– Werturteile sind notwendig subjektdependent und relational. Sie enthalten deskriptive (den empirischen Kontext und Konsequenzen betreffende), formale (die logische Struktur betreffende) und normative (die unterstellten Normen betreffende) Elemente.

1.8 Gegen den Relativismusvorwurf

1.8.1 Aus der hier vertretenen Ansicht, daß Werte und Normen weder objektiv noch letztbegründungsfähig sind, folgt nicht etwa ein Normrelativismus, sondern die Einsicht in die Wertrelationalität. Die Rückbindung von Werthierarchien an gesellschaftlich vermittelte kognitive Konstruktionsprozesse von Individuen ist schon deshalb nicht relativistisch, weil es nicht sinnvoll ist, absolute Werte zu postulieren, denen man sich annähern bzw. die man verfehlen könnte: Werte entstehen aus gesellschaftlichen Entwicklungen in geschichtlichen Kontexten. Die historische Bindung jedes Einzelnen an gesellschaftliche Traditionen, an Überzeugungen, Hoffnungen, Interessen und Wünsche seiner sozialen Gruppe sorgt dafür, daß er im Wert- und Normbereich (ebenso wenig wie im Bereich sprachlichen Handelns) weder wertrelativistisch noch solipsistisch handelt. (Deshalb sind aber nicht auch schon alle Werte – bzw. Formulierungen von Werten – gleich gut, akzeptabel, relevant oder verständlich!) Von der empirischen Geltung von Werten und Normen zu unterscheiden sind zum einen deren Genesis, zum anderen die konkreten gesellschaftlichen Prozesse, die zur Durchsetzung von Werten und Normen führen; denn hier dürften die für das Einzelindividuum wie für eine Gesellschaft problematischsten Entscheidungen getroffen werden.

Für eine Gesellschaft bedenklich oder gar gefährlich ist nicht in erster Linie der von K. Acham betonte „Polytheismus von Werten" (i.S. des Fehlens absoluter Werte), sondern eher eine fehlende Wertorientierung, sei es als Verlust der Fähigkeit zur Wertsetzung, sei es als Unwilligkeit, überhaupt (noch) wertorientiert zu handeln. Gefährlich sind auch gesellschaftliche Situationen, in denen nur *ein* Wert(system) zugelassen wird, vor allem wenn dies aus dem Gefühl heraus geschieht, nur solche Situationen bewältigen zu können. Wertwandel muß zu den normalen innovativen gesellschaftlichen Wandlungsprozessen gehören. Demokratische Gesellschaften haben dafür Institutionen entwickelt, die – etwa in Form von Wahlen – legitimen Wertwandel vorsehen und regeln. Rigorismus und mangelnde Flexibilität im wertorientierten Handeln (= Setzen, Legitimieren, Akzeptieren, Anwenden von Werten und Normen) deu-

ten m. E. auf problematische Stufen gesellschaftlicher Entwicklung, während konstruktivistische Ansätze in der Erkenntnistheorie und Ethik zu einem gesteigerten Bewußtsein unserer Verantwortung für die Welt, in der wir leben, führen wollen und zu erhöhter Einsicht in unsere Verantwortung für die Art, wie wir in dieser Welt miteinander umgehen und dies voreinander rechtfertigen.[14]

1.9 Für eine Empirisierung und Humanisierung von Normdiskursen

Wenn Werte und Normen als relational und als nicht-letztbegründbar konzipiert werden, dann muß eine vernünftige Auseinandersetzung über Genesis, Geltung und Durchsetzung von Werten und Normen zur Humanitätssicherung immer dann und dort einsetzen, wo Traditionen nicht mehr funktionieren und Normen und Werte konfligieren. Dann kommt es darauf an zu prüfen, welche Legitimation für die jeweils vertretenen Werte möglich, sinnvoll und konsensfähig ist, und welche Auswirkungen die Verwirklichung dieser Werte nach dem jeweiligen Stand des empirischen und theoretischen Wissens haben dürfte. Da dieser Diskurs, den ich im folgenden *Normdiskurs* (= Diskurs über verallgemeinerte Werte) nenne, nicht auf letztbegründete, jeder Kritik entzogene Grundwerte gegründet werden sollte (ohne daß deshalb eine völlige Wertrelativität angenommen werden müßte), sind Normdiskurse stärker als bisher angewiesen auf empirisches Wissen, mit dem Ziel-Mittel-Argumentationen konsensfähig gemacht werden können. Daher plädiere ich für eine *Empirisierung von Normdiskursen* und für ihre Entideologisierung, die sich aus der Ablehnung von weltanschaulichen Totalerklärungen ergibt. Ich plädiere daneben für eine *Humanisierung von Normdiskursen:* denn die Einsicht, daß es für Menschen keine menschenunabhängigen objektiven oder absoluten Werte geben kann, sollte zu einer verstärkten Reflexion auf die Humanität der in einer Gesellschaft vertretenen Werte und zu einer Humanisierung der Strategien zu ihrer Realisierung führen.
Der hier vertretene Ansatz führt in der Ethik also gerade nicht in die Bodenlosigkeit, sondern zu einem verstärkten Verantwortungsbewußtsein: Eine Gesellschaft ist mit ihren Mitgliedern verantwortlich für die natürliche Umwelt und für die gesellschaftliche Umwelt samt allen Werten, die sie akzeptieren und akkulturieren, und sie sind ebenso verantwortlich für den Zustand ihrer Normdiskurse. Wer aber argumentativ nicht auf Residuen letztbegründeter Werte und Wahrheiten zurückgreifen kann, der ist gezwungen, seine Werte in konsensfähiger Weise und mit den Mitteln rationaler Argumentation zu legitimieren und dafür sozialen Konsens zu finden. Das kann nur gelingen, wenn in einer Gesellschaft rationale Argumentation auf empirischer Basis als Verfahren für gesellschaftliche Diskurse auch akzeptiert wird. Der hier vertretene Ansatz verpflichtet zu besonderen Anstrengungen bei der Theorienentwicklung, bei der Wertlegitimierung und bei empirischer Forschung:

Wenn man nicht über *die* Wirklichkeit, *die* Wahrheit und *den* Wert verfügen kann, muß man umso mehr bemüht sein, wirksame Wirklichkeitsmodelle, konsensfähige Wahrheiten und humane Werte zu entwickeln und zu verwirklichen. Darin liegt m.E. die *moralische Verpflichtung* und das *utopische Potential* wissenschaftlichen Handelns. Darin liegt auch die Begründung für verstärkte empirische Forschung im sozialen Bereich: Wir brauchen mehr empirisches Wissen über soziale Prozesse, ihre Steuerung und Veränderbarkeit, über Sozialisation, individuelle Entscheidungsmöglichkeiten, faktische Legitimationsprozesse u.Ä. (s.o. G. Patzig, 1980); und zwar nicht zu Zwecken einer optimierten Sozialtechnologie, sondern um die empirische Komponente[15] unserer Normdiskurse zu stärken und als notwendig erwiesene Veränderungen auch argumentativ plausibilisieren zu können.

2. Wertaspekte wissenschaftlichen Handelns

2.1 Drei Bereiche von Wertproblemen

2.1.1 Die heute bis in Tageszeitungen hinein verbreitete Kritik an Naturwissenschaft und Technik, an Fortschritt und Rationalität hat eine Wertdiskussion popularisiert, die sich seit Max Webers (wie auch immer zu interpretierendem) Wertfreiheitspostulat durch die wissenschaftliche Diskussion zieht. Es gehört heute zum Konsens unter allen Wissenschaftlern, daß sie gar nicht nicht-wertend wissenschaftlich handeln können. N. Groeben und B. Scheele formulieren das so, daß der Wissenschaftler: „... immer schon zumindest implizit werten/bewerten muß, und diese Wertungen besser als explizite kritisierbar gemacht werden sollten.' Die Autoren plädieren dafür, daß „... die empirische Wissenschaft das Wertfreiheitspostulat überwinden sollte, um nicht ein Vakuum für irrationalistische Strömungen entstehen zu lassen" (1977: 123)[16].

Es geht heute also nicht um die Frage wertendes vs wertfreies Handeln, sondern um die Klärung der Bereiche, in denen gewertet wird, sowie um die Frage, wie weit man dort Wertaspekte explizieren kann.[17]

2.1.2 In der NEL werden drei Bereiche des Auftretens von Wertproblemen unterschieden:

- die Ebene wissenschaftstheoretischer Werte bei der Konzeption und beim Gebrauch von Objekttheorien
- die Ebene der Wertung literarischer „Gegebenheiten" im weitesten Sinne
- die Ebene der Wertorientierung bei der Anwendung literaturwissenschaftlich erworbenen Wissens innerhalb und außerhalb des Literatursystems.

2.1.2.1 Wie P. Finke und ich an verschiedenen Stellen zu argumentieren versucht haben[18], wird im Unterschied zu anderen Literaturwissenschaftlichen Konzeptionen die Entscheidung für die wissenschaftstheoretischen Werte der NEL von der Entscheidung für gesellschaftspolitische Wertkomplexe bzw. Entwicklungspostulate abhängig gemacht. Dahinter steht die Überlegung, daß Handlungen in allen gesellschaftlichen Handlungssystemen, also auch im System Wissenschaft, dem Ziel dienen sollen, solche Entwicklungspostulate bzw. Wertkomplexe zu verwirklichen. Wissenschaftliches Handeln, das zu deren Verwirklichung beitragen soll, muß – wie Finke zeigt – bestimmten handlungsregulierenden (wissenschaftstheoretischen) Normen genügen. Die Entscheidung für Theoretizität, Empirizität und Applikabilität als wissenschaftssteuernde Werte der NEL ist daher keineswegs dezisionistisch; sie basiert vielmehr auf der Überlegung, daß Menschen nur dann auch im Wissenschafts-System rational, solidarisch und kooperativ handeln können, wenn sie explizite, erlernbare und intersubjektiv vermittelbare Theorien erarbeiten, die empirisches und zur Lösung von Problemen anwendbares (relevantes) Wissen liefern.[19]

Mit Finkes Versuch, wissenschaftstheoretische Werte als Konsequenz gesellschaftspolitischer Entwicklungspostulate dazustellen, soll der Einsicht Rechnung getragen werden, daß hinter jeder Konzeption von Wissenschaft und hinter jeder faktischen wissenschaftlichen Tätigkeit implizite bzw. explizite Modelle vom Menschen in der Gesellschaft stehen, die als Wertvorstellungen in die Auswahl von Fragestellungen und Lösungsstrategien sowie in die Akzeptanz von Lösungen eingehen (cf. dazu N. Groeben, 1981a, über sog. Menschenbildannahmen in der Psychologie).

Schon I. Kant hat die Einsicht vertreten, daß Theorien (unterschiedlicher Elaboriertheit) erst den Zugang zur „Wirklichkeit" aufschließen. *Wissenschaftliche* Theorien, die in methodischer Weise einen Zugang zur „Empirie" konstruieren sollen, können angesehen werden als systematische Problemlösungsstrategien (i.S. P. Finkes, 1982). Probleme wiederum können als Orientierungsdefizite (= Fehlen von Orientierungssystemen i.S. G. Ruschs, 1980: 104) bestimmt werden. Im gesellschaftlichen Handlungssystem Wissenschaft treten vor allem Probleme auf, die als Beschreibungs- und Erklärungs*bedürfnisse* wissenschaftlich Handelnder charakterisiert werden können, die sich in Konsensualisierungsprozessen in Wissenschaftlergemeinschaften zu Beschreibungs- und Erklärungs*bedarf* entwickeln (cf. Finke, 1982).

Das bedeutet aber, daß auch in wissenschaftlichen Kontexten individuelle Bedürfnisse bzw. in Wissenschaftlergruppen konsensuell gewordene Bedarfslagen als Auslöser für Problemartikulationen berücksichtigt werden müssen.[20] Individuen entwickeln Bedürfnisse in sozialen Kontexten, die durch den jeweiligen historischen Entwicklungszustand der Gesellschaft bzw. der gesellschaftlichen Gruppe bestimmt sind und über

allgemeine (z.B. sprachliche) und spezielle (z.B. wissenschaftliche) Sozialisationsprozesse gleichsam zur zweiten Natur des Individuums werden (können). Akkulturierte Bedürfnisse werden im Rahmen der im Sozialisationsprozeß aufgebauten allgemeinen und speziellen Wirklichkeitsmodelle sowie in Relation zu Fähigkeiten und Möglichkeiten des Individuums spezifiziert: Ihre Ausprägung läßt sich als Selektionsprozeß beschreiben. M.a.W.: Bedürfnisse verfestigen sich als *wertgesteuerte* Präferenzprozesse zwischen Handlungsmöglichkeiten in Wirklichkeitsmodellen. Über die dabei aktivierten Werte bzw. Wertsysteme wirkt Gesellschaft auch in den scheinbar privatesten „Bedürfnishaushalt" von Individuen ein: Bedürfnisse sind nicht als naturwüchsig anzusehen und sie sind zugleich – trotz aller gesellschaftlichen Bestimmtheit – an das Individuum gebunden, also subjektdependent. Deswegen sind sie aber keineswegs subjektiv i.S. von willkürlich; vielmehr spiegeln sie stets eine implizite oder explizite Auseinandersetzung mit den jeweils einschlägigen soziohistorischen Wertsystemen (i.S. von Traditionen) wider. Bedürfnisse und Werte orientieren (faktisch) nicht nur die Entstehung und Formulierung von Problemen in allen Lebensbereichen (einschließlich des Wissenschafts-Systems), sondern auch die Einschätzung von Lösungsmöglichkeiten bzw. von Lösungen. Dabei kommen Wertsysteme ins Spiel, die als Kriterien für die Akzeptanz bzw. Konsensualität von Lösungen bestimmt werden können. In Anschluß an J. Friederichs (1983) kann die Integration bzw. die Homogenität etwa einer Wissenschaftlergruppe geradezu bestimmt werden nach dem Grad der Verbindlichkeit solcher Kriterien für alle Mitglieder der Gruppe. In Fällen gesellschaftlichen wie wissenschaftlichen Wandels ändern sich die Wertsysteme für die Akzeptanz von Problemartikulationen ebenso wie die für die Akzeptanz von Lösungsangeboten, da beide miteinander kompatibel sein bzw. gemacht werden müssen.

2.1.2.2 Auf die Frage der Wertung literarischer „Gegebenheiten" gehe ich an dieser Stelle nicht ein, da ich in Schmidt (1984) dazu ausführlich Stellung genommen habe, wobei ich für maximale Explizitheit von Wertungen und für eine Erweiterung der empirischen (deskriptiven) Bestandteile von Werturteilen plädiert habe. Außerdem bietet R. von Heydebrand (1984) inzwischen einen hervorragenden Überblick zum Forschungsstand in puncto „literarische Wertung".

2.1.2.3 Im folgenden konzentriere ich mich auf die Ebene der Wertorientierung bei der *Anwendung* literaturwissenschaftlich erworbenen Wissens innerhalb und außerhalb des Literatur-Systems. Vorausgesetzt ist bei den folgenden Überlegungen die Überzeugung, daß empirische Literaturwissenschaftler versuchen müssen, die Wertorientierungen auf den verschiedenen Ebenen ihres wissenschaftlichen Handelns miteinander kompatibel zu halten, wobei gesellschaftspolitischen Zielprojektionen der Primat zukommt. M.a.W., der von der NEL akzeptierte

Katalog von Grundwerten (cf. dazu Schmidt, 1984, Hauptmeier & Schmidt, 1985), die den Rahmen für individuelle gesellschaftliche Entwicklung abstecken, muß kompatibel sein mit den Werten und Normen, die wissenschaftliches Handeln orientieren (metatheoretische und objekttheoretische Werte und Normen), sowie mit den Werten und Normen, die literarisches Handeln im Literatursystem und dessen Veränderung orientieren.[21] Bevor im nächsten Abschnitt einige Beispiele für Wertaspekte und ihre Zusammenhänge in der NEL diskutiert werden, möchte ich noch einige kurze Bemerkungen zur Anwendbarkeit und Anwendung empirischen Wissens im Normdiskurs machen.

2.2 Anwendbarkeit und Anwendung empirischen Wissens im Normdiskurs der NEL

2.2.1 Literaturwissenschaftliches empirisches Wissen, das *angewandt* werden soll, kommt in verschiedenen Argumentationszusammenhängen vor; so z.B.

- als Beschreibung von Zuständen, Prozessen, Handlungen, Objekten, Wertsystemen usw. im Literatur-System
- als empirischer Satz in Werturteilen
- als Bestandteil von Prognosen über Zielzustände oder über Nebenwirkungen der Anwendung bestimmter Methoden.

Eine Veränderung im Literatur-System wird nach aller Erfahrung nicht allein durch die bloße Kraft von Argumenten noch durch die bloße Präsentation empirischen Wissens bewirkt. Dazu bedarf es vielmehr argumentativ der Projektion eines Systemzustands, in dem bisher nicht (oder unvollständig) verwirklichte Werte verwirklicht sind (und diese Projektion operiert über dem verfügbaren Maximum an relevanten empirischen Kenntnissen); dazu bedarf es normdiskursiv der Begründung, warum der veränderte Systemzustand wünschenswert ist und wie er legitimiert werden kann (und diese Legitimierung arbeitet mit «gemischten Satzsystemen» sensu Groeben unter Einschluß empirischer Sätze); dazu bedarf es schließlich politisch der Begründung, warum die geplanten Veränderungen im Literatur-System gesamtgesellschaftlich wichtig sind, und ggf. sogar einer Strategie, wie solche Veränderungen politisch und administrativ durchsetzbar sind. Ebenso illusorisch wie die traditionelle Vorstellung, man suche nach Wissen und Wahrheit um deren selbst willen, ist auch eine *naive* anwendungsorientierte Vorstellung, die Ermittlung von Insuffizienzen im Literatur-System geschehe „neutral", und die Präsentation der Ergebnisse überzeuge alle Betroffenen von der Notwendigkeit einer Veränderung. Vielmehr zeigt sich ein komplexer Zusammenhang zwischen

- gesellschaftspolitischen Postulaten und wissenschaftstheoretischen Werten
- gesellschaftspolitischen Postulaten, wissenschaftlichen Bedarfslagen, Problemselektionen und der Akzeptanz von Problemlösungen
- dem Erkennen der Anwendbarkeit empirischen Wissens und der Wünschbarkeit der Anwendung
- empirischem Wissen über den Problembereich und der Erkennbarkeit von Veränderungsbedürfnissen, -notwendigkeiten und -möglichkeiten
- der Anwendung von «moralischen Regeln» (i.S. Singers) und der empirischen Bestimmung von Anwendungssituationen.

Schon diese wenigen Hinweise lassen die Komplexität des Wertproblems deutlich werden, dem weder mit ideologischen Total- oder Globallösungen noch mit einschichtigen positivistischen Spiel- und Entscheidungsmodellen beizukommen ist, da alle involvierten Parameter, angefangen von der Wertformulierung und -begründung über die Bestimmung der Anwendungssituation bis zur Festlegung der Mittel und möglicher Nebenfolgen der Wertbefolgung historisch variabel und interdependent sind, wodurch in der „großen Konstruktionsmaschine Gesellschaft" ständig neue Konstellationen entstehen können, die jeden Versuch einer endgültigen Lösung moralischer Probleme illusorisch machen. Außerdem erzeugt jede wissenschaftliche Aktivität mit jedem Wissen neues Unwissen, mit jeder Bewußtheit neue Unbewußtheit: Die wissenschaftlichen Brillen erzeugen auch neue Blindheiten – was wir realisieren müssen, was wir aber nicht als Argument dafür mißbrauchen sollten, auf die partiellen Klarheiten zu verzichten, die im Gesichtsfeld der Brille erscheinen. Um die Diskussion dieser Fragen nicht auf einer so allgemeinen Ebene zu belassen, sollen im nächsten Kapitel zwei Beispiele dafür skizziert werden, wie Wertaspekte im Rahmen der NEL behandelt werden und welche Rolle dabei die Versuche zur Empirisierung und Humanisierung des Normdiskurses spielen könnten. –
Die vorsichtige konjunktivische Formulierung ist deshalb erforderlich, weil der Stand an gesicherten empirischen Kenntnissen über das Literatursystem in der NEL noch keine weitgehenden Schlüsse erlaubt. Wenn sich in künftigen empirischen Untersuchungen bestätigen sollte, worauf erste Indizien verweisen, dann ließe sich eine bestimmte Wertentscheidung vielleicht so wie hier hypothetisch vorgeführt legitimieren.

Diese einschränkenden Vorbemerkungen gelten für alle Argumente in den folgenden skizzenhaften Beispielen, auch wenn diese Einschränkungen nicht immer in entsprechender konjunktivischer Ausdrucksweise erscheinen.

2.3 Beispiele für Wertaspekte und ihre Zusammenhänge in der NEL

2.3.1 Beispiel 1: Interpretation im Literaturunterricht

2.3.1.1 Zu den gesellschaftspolitischen Zielsetzungen der NEL gehört das Postulat, daß jedes Individuum das Recht und die Möglichkeit haben sollte, seine Individualität, Identität und Kreativität im Rahmen freier Selbstorganisation zu verwirklichen, d.h. zu einer (im Rahmen gesellschaftlicher Möglichkeiten) persönlich optimalen Lebensführung zu kommen. Gesellschaftlich realisierbare individuelle Lebensoptimierung wird als ein *Grundwert* angesehen, der unter Verwendung von Singers Prinzip der Verallgemeinerung als fundamentale moralische Regel akzeptiert werden kann. Der Teilnahme am Literatursystem wird in der NEL hypothetisch unterstellt, wesentlich zur Realisierung dieses Grundwertes beitragen zu können. – All dies sind Hypothesen. Wie lassen sich nun empirische Befunde für einen deskriptiven Argumentationsteil finden?

Repräsentative Erhebungen deuten darauf hin, daß „Literatur“ und die Teilnahme am Literatur-System in der gegenwärtigen Bevölkerung der BRD wie der DDR (cf. O. Sommer et al., 1978) relativ hoch eingeschätzt werden. So konnten D. Hintzenberg, S.J. Schmidt und R. Zobel für die BRD (1980) im einzelnen folgende Meinungsäußerungen[22] erheben:

(a) Im Werteinstellungstest (nach Allport, Vernon und Lindzey) schätzen 42.3 % der Bevölkerung der BRD den Wertbereich „Ästhetik“ hoch ein. Höhere Einschätzungen erreichten nur die Wertbereiche „Politik“ (45.4 %) und „Theorie“ (44.7 %). Betrachtet man speziell die Bevölkerungsgruppe mit Abiturabschluß, dann liegt die Einschätzung des Wertbereichs „Ästhetik“ sogar bei über 45 %.

(b) Die Überprüfung der emotionalen Konnotationen des Begriffs ‚Literatur‘ mit dem Semantischen Differential ergab folgendes Bild: ‚Literatur‘ wird von der gegenwärtigen Bevölkerung der BRD im Durchschnitt als „sehr nützlich“ und „wertvoll“ eingeschätzt. Dabei halten Nicht-Abiturienten ‚Literatur‘ nur für „ziemlich wertvoll, nützlich und interessant“, während Abiturienten ‚Literatur‘ für „sehr wertvoll, nützlich und interessant“ halten.

(c) Dem regelmäßigen Literaturleser billigt die gegenwärtige Bevölkerung der BRD folgende Eigenschaften und Fähigkeiten zu:

– hat besseren Wortschatz (85 % der Befragten)
– kann sich besser mit anderen Leuten unterhalten (73.9 %)
– liefert öfter neue Denkanstöße als Nicht-Leser (58.9 %)
– ist besser informiert (79.2 %)
– kann öfter mitreden (79.4 %)
– kann besser diskutieren (77.8 %)

(d) Belletristische Literatur wird gelesen

- zur Unterhaltung (88.2 %); zur Entspannung (80.9 %), zum Spaß (86.9 %)
- zur Wissenserweiterung (68.6 %), um Neues zu erfahren (82.7 %), zur Weiterbildung (57.4 %)
- zur Auseinandersetzung mit menschlichen Problemen (60.5 %), zum Meinungs- und Einstellungsvergleich (57.3 %) und zur Verhaltensorientierung (50.3 %).

D.h., der Beschäftigung mit Literatur werden Funktionen in drei Bereichen zugewiesen: im emotionalen, im reflexiven sowie im moralischen Bereich. In Schmidt (1980) habe ich zusammengefaßt, mit welchen empirischen und poetologischen Annahmen der Beschäftigung mit Literatur in der literaturtheoretischen Diskussion bis heute ein positiver Wert zugesprochen worden ist: Literatur fördere geistige Freiheit und Kreativität; sie ermögliche die Auseinandersetzung mit alternativen Wirklichkeitsmodellen, Lebensmodellen und Werthierarchien; sie thematisiere öffentlich individuelle Normkonflikte; sie eröffne Teilnehmern am Literatur-System Handlungsspielräume zur individuellen bis idiosynkratischen Wertrealisierung u. a. m.

Literaturkritiker und -wissenschaftler, Psychologen und Soziologen sowie ein großer Teil der gegenwärtigen Bevölkerung der BRD vertreten also die Meinung, daß die Teilnahme am Literatur-System tatsächlich ein Wert ist, und daß eine Optimierung dieser Teilnahme als ein positives Ziel individueller wie gesellschaftlicher Entwicklung zu betrachten ist. (Eine Meinung, die übrigens in Ost wie in West vertreten wird. Cf. etwa J. Scharfschwerdt, 1982.)

Wenn sich in künftigen empirischen Untersuchungen herausstellen sollte, daß die Meinung vom positiven Effekt der Teilnahme am Literatur-System nicht nur zu (historisch kontingenten) bürgerlichen Bildungsideologien gehört, sondern literarisches Handeln in der Tat individuelles Leben optimieren kann, dann ließe sich folgendes Werturteil konstruieren:

(1) Präskriptive Oberprämisse: Gesellschaftlich realisierbare individuelle Lebensoptimierung ist ein Grundwert.
(2) Deskriptiver Satz: Die Teilnahme am Literatur-System eröffnet spezifische Möglichkeiten der individuellen Lebensoptimierung in der Gesellschaft.
(3) Präskriptiver Satz: Möglichst viele Mitglieder der Gesellschaft sollen in den Stand versetzt werden, am Literatur-System teilzunehmen.[23]

Welche Anwendungsperspektiven könnten bzw. müßten sich aus einem solchen empiriegestützten Wertdiskurs für eine NEL ergeben?

2.3.1.3 Empirische Untersuchungen der letzten Jahre (cf. u.a. G. Lutz, 1981) sowie Befragungen von Studienanfängern (z.B. an den

Universitäten Bielefeld und Siegen) deuten darauf hin, daß die Praxis des Interpretierens im schulischen Literaturunterricht, die Art des Interpretierens sowie der Zwang zum (benoteten!) Interpretieren auf eine Vielzahl von Schülern so abschreckend wirkt, daß sie später keine „literarischen Texte" mehr lesen. Wenn sich dieser Befund empirisch weiter absichern ließe, müßte daraus der Schluß gezogen werden, daß die Interpretationspraxis im Literaturunterricht der letzten Jahre und Jahrzehnte die Schüler nicht auf eine optimale Teilnahme am Literatur-System vorbereitet (hat) und sie in vielen Fällen sogar von einer Teilnahme nach dem Ende der Schulzeit abhält.

Unterstellt man nun nach der oben skizzierten Argumentation, daß die Teilnahme am Literatur-System gegenwärtig als Wert betrachtet wird (= präskriptive Oberprämisse) und geht man davon aus, daß ein einseitig interpretationsorientierter Literaturunterricht auf diese Teilnahme nicht optimal vorbereitet oder sie gar verhindert (= deskriptiver Satz), so kommt man zu dem präskriptiven Satz, daß der Literaturunterricht so umgestaltet werden muß, daß entweder die Interpretationsorientiertheit des Literaturunterrichts oder die Interpretationspraxis im Unterricht (bzw. beide) entscheidend geändert werden müssen.

2.3.1.4 Argumentationen dieser Art würden also dazu führen, daß die NEL aufgrund ihrer Grundwertorientierung und aufgrund ihrer hohen Bewertung der Teilnahme am Literatur-System zu der moralischen Verpflichtung kommen müßte, konkrete Vorschläge für eine Veränderung des Literaturunterrichts zu machen. Dabei würde literaturwissenschaftlich gewonnenes Wissen (cf. u.a. D. Hintzenberg et al., 1980) *intentional* und *theoriegesteuert* angewandt, um solche Veränderungen herbeiführen zu helfen, die unter Berufung auf die Prinzipien der Verallgemeinerung und Selbstanwendung normativ legitimiert werden können.[24]

Ein solcher Einsatz literaturwissenschaftlichen Wissens soll im folgenden *Anwendung* genannt werden. Um es noch einmal zu verdeutlichen: Anwendung heißt die wissenschaftliche Produktion und Erprobung verwendungsrelevanter Wissensbestände bzw. Strategien. Er ist deutlich zu unterscheiden von solchen Fällen, in denen andere Instanzen in nichtwissenschaftlicher Weise literaturwissenschaftliches verwendungsrelevantes Wissen nutzen; dieses Gebrauch-Machen außerhalb des Literatursystems heißt hier *Verwendung*.

2.3.2 Beispiel 2: Textkomplexität und Erzähltexte

2.3.2.1 Wie S.J. Schmidt und R. Zobel (1980) in einer empirischen Untersuchung des Zusammenhangs zwischen der Komplexität moderner Erzähltexte und dem Leserverhalten gegenwärtiger Rezipienten in der BRD belegen, werden für Verstehensprobleme bei „literari-

schen Texten" nach Angaben der Versuchspersonen in erster Linie fehlende thematische Strukturen verantwortlich gemacht. In zweiter Linie werden Schwierigkeiten bei der Relationierung von (Text-)Welten sowie fehlende narrative Strukturen genannt.[25] Texte, denen Rezipienten besonders leicht thematische und narrative Strukturen zuordnen können, werden in der Regel in die Klasse der literarischen Erzähltexte geordnet, die sich durch klar erkennbare temporale und kausale Relationen zwischen propositionalen Einheiten auszeichnen.

2.3.2.1.1 Im Diskussionskontext der Erzählforschung (cf. K. Ehlich, Hrsg., 1980) hält sich seit der POETIK des Aristoteles bis zu modernen anthropologischen und psychologischen Forschungen die Hypothese, daß Erzählen zu den anthropologischen Konstanten gehört (cf. H.U. Gumbrecht, 1980: 408), daß die menschliche Lust am Erzählen und Erzähltbekommen keine (bzw. zumindest keine ausschließlich) sozialisationsbedingte Disposition ist: Menschen bringen durch Erzählen die Daten in ihrem Erlebnisbereich in eine für sie erkennbare und sinnvolle Ordnung; sie erzählen sich ihr Leben, was in der Welt geschieht und was sie daran für wichtig und interessant halten (cf. dazu einschlägige Hinweise bei G. McCall und J.L. Simmons, 1974, und H.R. Maturana, 1982, sowie die ausführliche Darlegung bei B. Scheffer, 1985).

Daneben gibt es aber auch die Annahme, es gehöre zu den anthropologischen Konstanten, daß Menschen Neues lieben und daß sie Abwechslung und die Konfrontation mit Ungewöhnlichem – auch in Form von ästhetischen Innovationen und Experimenten – aus biologischen und psychologischen Gründen brauchen, um in ihren kognitiven Kapazitäten flexibel und reaktionsfähig zu bleiben (cf. C. Martindale, 1978, oder W.K. Köck, 1978).

2.3.2.2 Wie oben erwähnt deuten empirische Forschungsergebnisse darauf hin, daß in der gegenwärtigen Bevölkerung der BRD literarische Erzähltexte ohne deutlich zuordenbare thematische und narrative Strukturen als schwer- bis unverständlich gelten. Ein Blick in deutsche Lesebücher und Lektürekanones der letzten Jahrzehnte zeigt, daß im Schulsystem in den letzten Jahrzehnten Verstehensprozesse primär anhand von Erzähltexten mit konventioneller Strukturierbarkeit erlernt und eingeübt worden sind.

Nach den in 2.2.1.1 erwähnten Hypothesen, die zumindest eine Reihe empirischer Ergebnisse als Stützung aufweisen können, läßt sich vermuten, daß Menschen einerseits das Bedürfnis haben, ihre Erfahrungsdaten in kohärente kognitive Strukturen zu organisieren und dazu neigen, die dabei angewandten Organisationsstrategien immer wieder anzuwenden und bei anderen zu erwarten; daß sie andererseits von Zeit zu Zeit Innovationen brauchen, um kognitiv flexibel zu bleiben. (Nicht zufällig sind psychisch „Kranke" durch Merkmale wie Ordnungswahn, Vorliebe für Monotonie, Fixierung auf überschaubare und zu bewältigende Situatio-

nen gekennzeichnet, d.h. durch Unfähigkeit zu Veränderung und Flexibilität; cf. K. Acham, 1980: 186.)

Versucht man nun, die Wertaspekte zu explizieren, die mit solchen Befunden bzw. Hypothesen verbunden sind, so zeigt sich bald, daß hier verschiedene Argumentationsmöglichkeiten vorliegen, je nachdem von welchen Werten man ausgeht und ob man mit Blick auf das Handeln im Literatur-System oder auf literarische Sozialisation im Literaturunterricht argumentiert.

So kann man z.B. davon ausgehen, daß im Literatur-System möglichst wenig Zwänge ausgeübt werden sollen, daß also jeder „literarische Texte" so produzieren und rezipieren können soll wie er will und kann. Nimmt man dies als einzigen Grundwert, dann bleibt alles wie es ist, mit der Folge, daß konventionelle Erzähltexte weiterhin im Literatur-System dominieren und innovativere Texte ein Randdasein für Experten führen.

Die Situation ändert sich sofort, wenn man von einem Grundwert wie „adäquate Teilnahme am Literatur-System" ausgeht und darunter das freie Ausnützen möglichst verschiedener im Literatur-System aktivier*barer* Formen von Teilnahme versteht.

Benutzt man die Forderung nach optimaler Entwicklung der Teilnahmefähigkeit am Literatur-System als präskriptive Oberprämisse sowie die empirischen Hypothesen über einen für kognitive Flexibilität notwendigen Wechsel von Innovation und Stabilisierung als deskriptiven Satz, so läßt sich auf den präskriptiven Satz schließen, daß auch im Literatur-System nicht nur stabilisierende, sondern auch innovative Teilnahmeverfahren (auf Rezipienten- wie auf Produzentenseite) erlernt und praktiziert werden sollten, um Teilnahmefähigkeiten auch tatsächlich optimieren zu können.

Aus dieser Argumentation ließe sich dann nach dem Prinzip der Verallgemeinerung folgern, daß alle Teilnehmer am Literatur-System und nicht nur wenige Experten die Möglichkeit bekommen sollten, nicht nur konventionelle Erzählmuster angeboten zu bekommen und rezipieren zu lernen, sondern die ganze Skala verfügbarer Erzählmuster bis hin zu den jeweils innovativsten Formen.

Um allerdings dieses Recht auch wahrnehmen zu können, müßte die literarische Sozialisation auf allen Ebenen so verändert werden, daß eben nicht de facto fast ausschließlich anhand von konventionellen Erzählmustern literarisch sozialisiert wird.

Da literarische Sozialisation nicht naturwüchsig erfolgt; und da sowohl konventionell stabilisierte Sinnerwartungen und Sinnproduktionen als auch Innovationen anthropologisch erforderlich sein dürften, belegt – nach dieser Argumentation – die faktische Dominanz konventioneller Erzählmuster in der literarischen Sozialisation nicht nur eine menschliche Disposition, sondern auch eine wenig bemerkte Einseitigkeit dieser Sozialisationsform.

2.3.2.3 In bezug auf den *Literaturunterricht* ließen sich aus dieser Argumentation folgende Schlüsse ziehen: Wenn Literaturunterricht das Ziel verfolgt, zu einer (subjektiv) optimalen Teilnahme am Literatur-System nach der Schulzeit auszubilden; und wenn man annimmt, daß dieses Ziel durch die Ausbildung vielfältiger Handlungsmöglichkeiten (etwa Produktions- und Rezeptionsmöglichkeiten) eher erreicht werden kann als durch die Beschränkung auf den Umgang mit nur einem dominanten Texttyp (Erzähltexte), dann liegt es nahe, im Literaturunterricht den Umgang mit möglichst divergenten Texttypen einzuüben. Diese Entscheidung könnte noch mit folgenden Argumenten gestützt werden:

(1) Nur bei vielfältigem Angebot können die in der NEL als Grundwerte angestrebte Freiheit und Selbstorganisation des Individuums[26] in seiner sozialen Gruppe überhaupt Sinn machen, eingeübt und – hier im Sinne von Entscheidungsmöglichkeiten – verwirklicht werden; das gilt für das Literatur-System ebenso wie für andere gesellschaftliche Handlungssysteme.

(2) Im Literatur-System fehlen viele der sonst geltenden handlungspragmatischen Bedingungen (vermutlich aufgrund der Geltung der beiden dort geltenden Handlungskonventionen). Damit wird das Literatur-System zu einem ausgezeichneten Bereich für «Probehandeln» (i.S. von D. Wellershoff), für Handlungsalternativen (cf. M. Beetz & G. Antos, 1984), für die Realisierung subjektiver Werte. Einschränkungen möglicher Handlungsvielfalt in diesem Bereich durch einseitige innovationsfeindliche literarische Sozialisation würde den Ausschluß eines großen Teils tatsächlich verfügbarer Handlungsmöglichkeiten und eine einseitige Privilegierung Weniger bedeuten.

Nun könnte man bezüglich des letzten Arguments sicher einwenden, daß im Literaturunterricht besondere Bedingungen gelten, und daß aus pädagogischen wie psychologischen Gründen eine Textauswahl im Unterricht nötig sei, die „wichtige", „ausgewiesene", „anerkannte", „klassisch gewordene" Literatur bevorzuge, schon aus Gründen der Verständlichkeit.

Dagegen wäre sofort einzuwenden, daß auf diese Weise der Kanon von Literaturunterricht nicht legitimiert werden kann. Außerdem könnte man darauf verweisen, daß schließlich experimentelle Erzählmuster von Joyce bis Mayröcker bei Literaturproduzenten und Literaturkritikern durchaus „wichtig", „anerkannt", „klassisch geworden" usw. sind und nachweislich die Entwicklung der Literatur dieses Jahrhunderts beeinflußt haben. Dagegen könnten die Verfechter des ersten Arguments einwenden, Schüler seien von ihrer intellektuellen Entwicklung her (noch) nicht in der Lage, solche Innovationen zu erarbeiten und zu verwerten oder sie fänden sie uninteressant, da sie im Schulalter mehr an Themen und inhaltlichen Problemen interessiert seien als an sog. „formalen Spielereien".

Gegen dieses Argument nun ließe sich vorbringen, daß wohl erst in einer Langzeitstudie empirisch zu prüfen wäre, ob Schüler (bei geänderten schulischen Sozialisationsformen) tatsächlich nicht in der Lage sind, erzählerische Innovationen zu erkennen und zu verarbeiten. Was die Schülerinteressen betrifft, kann man zum einen fragen, ob hier nicht Lehrerinteressen mit Schülerinteressen gleichgesetzt werden, und zum anderen, ob nicht die Art der Darstellung (zunächst nur formal aussehender!) Innovationen als „formale Spielerei" die nötige inhaltliche Auseinandersetzung mit Veränderungen des Erzählens in der zeitgenössischen Literatur unterbindet.

2.2.3 Schon diese kurzen Hinweise machen einige allgemeine Aspekte jeder Anwendungsdiskussion deutlich:

- die thematischen Probleme in Anwendungsdiskussionen sind keine objektiven Tatbestände, sondern Konstrukte interessierter Forscher bzw. Betroffener; die Konstruktion einer neuen Problemstellung ist daher gut geeignet, um reduktiv eindimensionalen Prozeßauffassungen entgegen zu wirken. (Cf. G. Probst, 1985)
- die veränderungsorientierte Einschaltung in ein soziales System kann wichtige sonst „verborgene" Einsichten in dessen Verhalten eröffnen[27], also auf diesem Wege für Forscher wie für Betroffene konstruktiv-kreativ wirken.

3. Was darf eine Empirische Literaturwissenschaft im Anwendungsfall?

3.1 Perspektive: Experimentelle Literaturwissenschaft

3.1.1 Die Diskussion über die Legitimierbarkeit von varianten Handlungsmöglichkeiten und Innovationen im Literaturunterricht führt u.a. zu Fragen folgender Art:

(1) Welche Veränderungen soll eine Empirische Literaturwissenschaft vorschlagen?
(2) Woher nimmt eine Empirische Literaturwissenschaft das Recht, solche Veränderungen vorzuschlagen?

(ad 1) Die generelle Antwort auf die erste Frage sollte nach dem bisher Gesagten klar sein: Eine Empirische Literaturwissenschaft darf und soll nur solche Veränderungen vorschlagen, die durch konsensfähige[28] Werturteile auf empirischer Basis explizit legitimiert werden können. (Daß solche Legitimationen nicht absolut und global sein können, sondern nur pragmatisch und historisch, sollte nach der Diskussion in Kap. 1 klar geworden sein.) Dabei sollte allgemein ein Grundsatz gelten, den H. von Foerster (1981: 60) so formuliert hat: „Handle stets so, daß weitere Möglichkeiten entstehen." Weiterhin sollten nur solche

Vorschläge gemacht werden, deren Konsequenzen absehbar erscheinen und akzeptabel sind und die, nach Maßgabe aller empirischen Erkenntnisse, keine schädlichen Nebenwirkungen hervorrufen.

Hier aber liegt bekanntermaßen eine der Hauptschwierigkeiten. Wie kann man wissen, welche Konsequenzen eine Veränderung in einem so komplexen und koevolutiven Gebiet wie dem Literatur-System haben wird und welche Nebenwirkungen auftreten können? Eine verbindliche Antwort auf diese Frage ist unwahrscheinlich; das enthebt uns aber m.E. keineswegs der Verpflichtung, so viel wie nur eben möglich über Konsequenzen und Nebenwirkungen herauszufinden, will man nicht auf jede Veränderung im Literatur-System verzichten und allem „seinen freien Lauf" lassen – was bekanntermaßen in kapitalistischen wie sozialistischen Literatur-Systemen zu leider vertrauten Erscheinungen der ökonomischen und ideologischen Funktionalisierung von Handlungen im Literatur-System führt.

Um solche Kenntnisse über Konsequenzen und Nebenwirkungen zu erarbeiten, braucht man vermutlich einen Typ von Forschung, den G. Rusch *experimentelle Literaturwissenschaft* genannt hat. Zu den Aufgaben einer experimentellen Literaturwissenschaft könnte u. a. gehören:

- die Ermittlung struktureller Bedingungen von Veränderungen in Literatur-Systemen (z.B. Veränderung der Institutionalisierung von Handlungsrollen im Literatur-System)
- die Analyse koevolutiver allgemeiner und spezieller Wertprozesse, die zu Veränderungen in Literatur-Systemen führen bzw. von solchen Veränderungen betroffen werden (z.B. Einstellungsänderungen bestimmter Bevölkerungsteile in ihren Rückwirkungen auf Einstellungen im Literatur-System)
- Prognosen für mögliche Veränderungen (unter Einschluß experimenteller Forschungen zur Simulation alternativer Zustände in bzw. von Literatur-Systemen).

Im Rahmen dieser theoretischen wie empirischen Forschung müssen geplante Veränderungen im Literatur-System in Simulationsmodellen unter allen denkbaren Bedingungen und mit zunehmender Vernetzung von Parametern durchgespielt werden, um Wenn-Dann-Hypothesen aufstellen zu können, in die möglichst viel empirisches Wissen investiert werden kann. Damit wird das Problem nicht gelöst aber hoffentlich kleiner.

(ad 2) Auf die Frage, mit welchem Recht eine Empirische Literaturwissenschaft Veränderungen vorschlägt (wobei hier Veränderungen im Literatur-System wie in der Literaturwissenschaft angesprochen sind), ist folgende Antwort möglich:

- Mit ihrer Ausrichtung auf das Literatur-System statt nur auf „literarische Texte" gewinnt die NEL einen weiteren Problembereich, der sich auf Text-Handlungs-Paare konzentriert. Damit aber konzentriert

sich das Interesse auf Handlungen und Prozesse, deren Dynamik und Bedingungen.

Aufgrund der von ihr akzeptierten gesellschaftspolitischen Entwicklungspostulate, die die Wertorientierung literaturwissenschaftlichen Handelns (von der Metatheorie über die Objekttheorie bis zur empirischen Projektarbeit) leiten, nimmt sich die NEL selbst in eine moralische Verpflichtung, die auch ein utopisches Potential enthält: die NEL strebt nach empirischem Wissen von Menschen für Menschen. Dieses Wissen ist begrenzt und historisch bedingt; aber es wird erstrebt, um damit Probleme zu lösen, die Literaturwissenschaftler für sich und ihre Mitmenschen im Literatur-System erkennen. Darum fühlen sich Literaturwissenschaftler verpflichtet, gegen erkennbare und werturteilsmäßig begründbare Mängel im Literatur-System anzuarbeiten, indem diese Mängel verdeutlicht und Lösungsangebote entwickelt werden. Diese Lösungsangebote sollen orientierendes Wissen liefern, dessen Berechtigung wie Relevanz vom Literaturwissenschaftler argumentativ verdeutlicht werden kann, dessen praktische Anwendung allerdings in der Regel außerhalb des Einflußbereichs von Literaturwissenschaftlern liegt. Dieser Einflußbereich sollte andererseits aber auch nicht unterschätzt werden; denn vielleicht läßt sich mehr als bisher für die Verbreitung und Akzeptanz literaturwissenschaftlichen Wissens erreichen, wenn es sich dabei um *empirisches* Wissen in verständlicher Formulierung handelt. In der begründeten Verantwortung für das Literatur-System und in der akzeptierten Konsequenz zur Anwendung literaturwissenschaftlichen Wissens, die sich aus der Problemstellung und der Wertorientierung der NEL ergibt, liegt – wie P. Finke in seinem Beitrag in diesem Band ausführt – die wichtigste Differenz zwischen der NEL und anderen Konzeptionen von Literaturwissenschaft.

Schließlich vollzieht die NEL durch ihre systematische Anwendungsorientierung bewußt den Schritt nach, die in den Naturwissenschaften längst obsolete Trennung in „reine Forschung" und „Anwendung" ebenfalls aufzuheben und sich darüber klarzuwerden, daß (schon) die Präsenz literaturwissenschaftlichen Wissens immer auch Wirkung und Parteinahme impliziert (cf. O.P. Obermeier, 1984: 42).

3.2 Sind empirische Literaturwissenschaftler Planungsbürokraten?

3.2.1 Schließlich könnte gegen die gesamte Anwendungsorientiertheit der NEL der Einwand erhoben werden, sie sei inhuman und realitätsfremd: Man solle weniger planen und reformieren und lieber das – bereits erwähnte – „freie Spiel der Kräfte" anerkennen. (Motto: Wir wollen weder ein Legitimationspurgatorium noch eine Planungsvorhölle!)

Gegen diesen Einwand läßt sich m.E. folgendes vorbringen: Die Anwendungsorientierung der NEL ist nicht etwa Ausdruck einer reglementie-

renden Überheblichkeit, sondern Ausdruck des Selbstgestaltungswillens. Wenn gesellschaftliche Evolution nicht teleologisch abläuft, dann sind alle zur Gestaltung dieser Evolution aufgerufen und dafür verantwortlich.[29] Das berühmte „freie Spiel der Kräfte" ist ja in erster Linie ein Spiel der Interessen, dessen Regeln in aller Regel durch Macht bestimmt (und oft genug pervertiert) werden (also: „der gesteuerte Handel der Mächte".) In dieses „Spiel" die eigenen Interessen, deren Wertaspekte offen dargelegt sind, aktiv einzubringen, um Selbstgestaltungs*möglichkeiten* überhaupt ausnutzen zu *können*, das scheint mir auch für eine NEL legitim. Und schließlich kann der Normdiskurs, der bei der Realisierung von Anwendungs- und Planungsorientierung geführt werden muß, die Einflußstrukturen, Wertkonstellationen und Interessenkonflikte zumindest ein Stück weit explizieren helfen und damit sowohl neue Perspektiven für die Forschung als auch veränderte Einstellungen zur Praxis befördern, die langfristig und z.T. auch nur indirekt die gesellschaftliche Evolution beeinflussen.

So gesehen erscheint mir die Anwendungsorientierung allemal produktiv zu sein – zunächst für die Erweiterung und normative Orientierung theoretischer Konzepte der Literaturwissenschaft, langfristig für die tatsächliche Veränderung des Literatur-Systems in eine begründbar mehrversprechende Richtung.[30]

3.3 Anmerkungen zur Auftragsforschung und zur Debatte über Mißbrauch und Verantwortung

3.3.1 Wenn von Anwendung oder von Finalisierung von Wissenschaft (cf. P. Finke, 1982) gesprochen wird, dann liegt es nahe, auch an *Auftragsforschung* zu denken. Damit ist aber gleich ein ganzes Bündel von Problemen und Perspektiven angesprochen, worauf ich wenigstens kurz hinweisen will.

Oft geäußerte Bedenken gegen Anwendungsorientierung, wonach Interessen und Erwartungen die Forschung vom Design bis zur Interpretation der Daten manipulieren (können), werden beim Stichwort „Auftragsforschung" natürlich noch einmal verstärkt: Nun droht die Gefahr, daß die Interessen (vor allem) der (mächtigen) Auftraggeber diktieren, welches Ergebnis empirisch gewonnen werden *soll*, bzw. daß anderslautende Ergebnisse unterdrückt oder freiwillig verschwiegen werden. Warnende Beispiele aus der Chemie- und Pharmaforschung lassen sich leicht anführen. Hinzu kommt die Befürchtung, daß gewonnene empirische Ergebnisse in Verwendungskontexten mißbraucht werden können, ohne daß Literaturwissenschaftler darauf Einfluß nehmen können.

Auf diese Einwände, die argumentativ wohl nie ganz ausgeräumt werden können, kann man wie folgt antworten: Auftragsforschung ist nur für den Fall zu befürworten, daß sie von Literaturwissenschaftlern durchgeführt wird, die vom Auftraggeber finanziell und politisch so

unabhängig sind, wie das in westlichen Demokratien möglich ist (also primär Forscher an Universitäten). Nur dann kann überhaupt gewährleistet werden, daß die Ergebnisse glaubwürdig und kritisierbar sind. Weiterhin muß gewährleistet sein, daß die Ergebnisse frei publiziert werden dürfen, auch wenn vom Auftraggeber unerwünschte Resultate erzielt worden sind. Eine solche Publikation muß allerdings auch dann erfolgen, wenn vom *Forscher* unerwünschte Resultate erzielt werden.

Was die *Mißbrauchsdebatte* betrifft, so muß festgehalten werden, daß *jedes* publizierte empirische Ergebnis prinzipiell mißbraucht werden kann. Trotz aller Erfahrungen mit dem Mißbrauch (vor allem natur)wissenschaftlichen Wissens erscheint es aber auch nicht sinnvoll, wegen möglichen Mißbrauchs auf empirische Forschung im Literatur-System zu verzichten: Man würde nur außeruniversitärer Auftragsforschung das Feld räumen. Vielmehr verweist das Mißbrauchsargument noch einmal nachdrücklich auf die Pflicht des empirischen Literaturwissenschaftlers, seine Forschungen wert- und anwendungsbezogen zu betreiben und beide Aspekte auch in die Besprechung und Übernahme von Aufträgen explizit miteinzubeziehen. Außerdem muß der Auftraggeber über die Bedingtheiten und Begrenztheiten empirischer Forschung informiert werden, um keine Wissenschaftsgläubigkeit aufkommen zu lassen und der Dogmatisierung empirisch gewonnener Ergebnisse vorbeugen zu können – auch wenn dies dazu führen sollte, daß der Auftraggeber seinen Auftrag zurückzieht. Hier bedarf es dann der finanziellen Unabhängigkeit ebenso wie der Solidarität der empirischen Literaturwissenschaftler, damit nicht ein Forscher dem anderen in den Rücken fällt.

Der große Nutzen von Auftragsforschung könnte – trotz aller Bedenken – darin bestehen, daß gesellschaftliche Instanzen, die im Literatur-System Einfluß ausüben, die Legitimationsbedürftigkeit ihrer Handlungen erkennen und deren empirischen Gehalt zu steigern versuchen, um rational zu argumentieren und begründete kritische Übereinstimmung mit den Betroffenen zu erzielen. Hier bietet sich einer Angewandten Literaturwissenschaft die Möglichkeit, auf politische Entscheidungen Einfluß zu nehmen, indem alle empirischen Möglichkeiten ausgeschöpft werden, solche Entscheidungen kritisch zu unterstützen oder gegen sie zu argumentieren. So könnte man sich z.B. vorstellen, daß ein Justizminister gut beraten wäre, wenn er empirisch untersuchen ließe, ob Literatur für Resozialisierung eine Rolle spielt oder nicht. Optimal beraten wäre er, wenn er diese Untersuchung bei zwei Forschergruppen in Auftrag gäbe: Bei einer, die aufgrund ihrer theoretischen Konzeption eine positive Wirkung des Umgangs mit literarischen Texten auf die Resozialisierung annimmt, und bei einer zweiten, die nicht von vornherein einen solchen Einfluß vermutet.

Aufträge dieser Art könnten nicht nur für den Auftraggeber, sondern vor allem auch für den Forscher von Interesse sein, weil damit „von außen her“ Fragen, Probleme, Kriterien usw. an akademische Forscher herangetragen würden, die zu einer Erweiterung ihres Gesichtskreises,

zur Korrektur unbemerkter Vorurteile und zur Einsichtnahme in Wissenslücken führen können (z.B. über die Funktion von Literatur, über Konzepte von Resozialisierung, über methodologische und methodische Probleme bei der Operationalisierung solcher Fragestellungen u.ä.m.). Diese Perspektive der Zusammenarbeit zwischen Forscher und Auftraggeber könnte zu einer Veränderung der Beziehungen zwischen Politik, Wirtschaft und Wissenschaft führen, die menschlicher und ökologischer sein könnte als derzeitige Sozialtechnologien.

Schließlich eröffnet Auftragsforschung auch die Möglichkeiten, den gesellschaftlichen Bedarf an Literaturwissenschaft*lern* zu begründen und ihre Arbeit zu legitimieren. Dieses Argument sollte angesichts der steigenden Schwierigkeiten bei der Legitimation literaturwissenschaftlicher Arbeit nicht gering geschätzt werden; nicht umsonst stehen Literaturwissenschaftler mehr und mehr vor der Aufgabe zu begründen, was sie tun und welchen Nutzen ihre Arbeit für ihre Studenten und für die Gesellschaft hat. Diese Aufgabe scheint einfach zu lösen in einer Gesellschaft, in der Literaturwissenschaftler Literaturlehrer für einen Pflichtunterricht ausbilden; sie ist etwa in den USA, wo es keinen Pflicht-Literaturunterricht an den High Schools gibt, schon viel schwerer zu lösen. Aber auch bei der Lehrerausbildung für das Fach Literaturunterricht stehen Literaturwissenschaftler vor der Frage, wozu ihre Ausbildungsart eigentlich ausbildet und wie die Praxis des gegenwärtigen Literaturunterrichts gerechtfertigt werden kann. In der Debatte über die *Verantwortung* der Wissenschaft(ler) schließlich erscheinen mir folgende Aspekte bedenkenswert: Generell dürfte wohl der Grundsatz sinnvoll sein, daß nicht einer allein für das Geschehen in einem gesellschaftlichen System verantwortlich sein bzw. gemacht werden kann, sondern nur für seinen Handlungsanteil im System. Je komplexer soziale Systeme werden, desto weniger kann das Problem der Verantwortung im Rahmen personaler Zuweisbarkeit gelöst werden. Desto weniger aber kann Gesellschaft auch darauf verzichten, sich wissenschaftlich mit den Folgen und Konsequenzen (Nebenfolgen) wissenschaftlichen Arbeitens und seiner Zielsetzung zu beschäftigen. So wenig wie wissenschaftliches Handeln von (Literatur)wissenschaftlern ohne Verantwortungsbereitschaft möglich ist, so wenig ist auch – worauf O.P. Obermeier zu Recht hingewiesen hat (1984: 42) – Verantwortung heute ohne Wissenschaft denkbar.

Wir brauchen nicht weniger Literaturwissenschaft oder nicht-rationale Literaturwissenschaft: wir brauchen bessere, komplexere – und vor allem anwendungsbezogene Literaturwissenschaft, die nicht nur Faktenforschung, sondern die auch Konsequenzenforschung betreibt.

Anmerkungen

1 Damit bezeichne ich die Konzeption von Literaturwissenschaft, wie sie in den bisherigen Bänden der Reihe Konzeption Empirische Literaturwissenschaft (KEL) im Vieweg-Verlag dokumentiert worden ist.

2 Die Begründung für Anwendungsorientierung und die wissenschaftstheoretische Spezifik im Rahmen des Konstruktiven Funktionalismus liefert P. Finke (1982) sowie in seinem Beitrag zu diesem Band.

3 Im Rahmen einer Theorie autopoietischer Systeme würde diese philosophische Normproblematik von der ethischen auf eine biologische Diskussionsebene gebracht werden können: Lebende Systeme orientieren alle ihre Aktivitäten an der Aufrechterhaltung der Autopoiese, und diese ist nur in Interaktion mit anderen lebenden Systemen aufrechtzuerhalten.

4 R. von Heydebrand schlägt – im Anschluß an Z. Najder – folgende Einteilung vor: axiologischer Wert (als Wertmaßstab oder Wertkriterium); attributiver Wert (als Qualität eines Dings usw.) und quantitativer Wert (als das, was ein Ding usw. wert ist). Axiologische Werte, die im allgemeinen in hierarchisch geordneten „Bündeln" auftreten, bilden die Voraussetzungen für die beiden anderen Formen von Werten, und zwar auf zweierlei Art und Weise: „... einmal so, daß ⟨der axiologische Wert, S.J.S.⟩ das Vorhandensein des ‚attributiven' Werts erst begründet ⟨...⟩ der Wertmaßstab fungiert in diesem Fall als ‚motivationaler' Wert ⟨...⟩. Zum anderen ist er Voraussetzung dafür, daß – im Werturteil – der ‚attributive' oder ‚quantitative' Wert an einer Sache, einem Handeln, einem Verhalten, erst erkannt und als Wert realisiert wird. Er fungiert als ‚theoretischer Wert' (Najder) oder Werterwartung und bestätigt oder kritisiert die bestehende Wertordnung." (1984: 833)

5 Als Prüfprinzip schlägt Groeben (1981) das Prinzip der Selbstanwendung vor, das mit Singers Prinzip der Verallgemeinerung identisch bzw. zumindest kompatibel ist.

6 Zur Verteidigung des Utilitarismus cf. dagegen G. Patzig (1973).

7 Das Moralprinzip der Transsubjektivität, verstanden als Neuformulierung des Kantischen Kategorischen Imperativs, hat P. Lorenzen eingeführt (1969). O. Schwemmer hat es weiter ausgebaut.

8 „Man kann die *ideale Sprechsituation allerdings als regulative Zielidee für die Gestaltung kritischer Diskurse* ansetzen ⟨...⟩, *deren (größtmögliche) Realisierung als notwendige Bedingung für die Steigerung der Argumentations-Rationalität anzusehen ist.* Damit ist das Konzept der idealen Sprechsituation (sicher gegen die HABERMASsche Intention) instrumentell aufgefaßt, d.h. als Zielvorstellung, die es methodisch durch Einsatz von entsprechenden Regeln etc. möglichst optimal zu realisieren gilt ...". (N. Groeben & B. Scheele, 1977: 177)

9 J. Friedrichs definiert ‚Wert' als „... bewußte oder unbewußte Vorstellungen des Gewünschten, die sich als Präferenz bei der Wahl zwischen Handlungsalternativen niederschlagen. ⟨...⟩ Werte gelten in der Soziologie als zentral für die Organisation einer Gesellschaft: sie bilden Maßstäbe des Handelns für zahlreiche Situationen: der Grad ihrer Verbindlichkeit für alle Mitglieder läßt auf die Integration einer Gesellschaft schließen; je widerspruchsfreier sie aufeinander in einem Wertsystem oder einer Werthierarchie bezogen sind, desto geringer sind die Konflikte in einer Gesellschaft." (1973: 756)

10 Eine ausführliche Darlegung der Unterscheidung zwischen solchen „instrumentellen Werten" und „Werten der zweiten Art" (i.S. von kulturellen, subjektabhängigen Werten) findet sich bei S. Lem (1981).

11 Für die Entwicklung einer evolutionären Ethik der Verantwortung im Gegensatz zur herrschenden Ethik der Rechte plädiert E. Jantsch: „Sie müßte nicht nur über den Einzelnen, sondern über die ganze Menschheit hinausreichen und die Prinzipien der Evolution wie Offenheit, Ungleichgewicht, die positive Rolle von Fluktuationen, Engagement und Nicht-Festhalten explizit mit einschließen." (1979: 358)

12 N. Groeben (1981a: 391) verweist auf die metonymische Äquivalenz von Werten und Normen: „Wertungen stehen als ‚theoretischer Vorgang' hinter Normen, die durch den Aspekt der ‚praktischen Konsequenz' zur ‚Handlungsanweisung' werden. In bezug auf Kritik und Legitimation füllen Wertungen und Normen also die gleiche funktionale Position aus." (Cf. Tröger & Kalinowski). (Die deutsche Übersetzung des englisch publizierten Beitrags entnehme ich Groebens deutschem Manuskript seines Beitrags (1981)).

13 Das Verhältnis der Begriffe ‚Wert' und ‚Funktion' bestimmt R. von Heydebrand in der Najderschen Terminologie wie folgt: „... immer dann, wenn ein ‚Wert' als Mittel eingesetzt oder angesehen wird, sei es zur Befriedigung eines Bedürfnisses oder zur Erreichung eines anderen, höheren Wertes, wenn er also ‚instrumentell', ‚technologisch' oder ‚funktional' erscheint, kann der Begriff ‚Wert' durch den der Funktion ersetzt werden." (1984: 835)

14 Zu den konstruktivistischen Menschenbildannahmen und zum gesellschaftlichen Entwicklungsmodell cf. H. Maturana 1982; E. von Glasersfeld, 1986; G. Rusch, 1980, 1983; S.J. Schmidt, 1980a, 1982a, 1983, 1984.

15 Damit wird wohlgemerkt nicht behauptet, Normendiskurse seien progressiv empirisierbar; vielmehr soll die Differenz zwischen empirischen und moralischen Aspekten in Normendiskursen betont und verdeutlicht werden, daß wir stets im Rahmen von gesellschaftlichen Entwicklungsmodellen und Menschenbildannahmen argumentieren und operieren, und daß diese so explizit wie möglich werden sollten.

16 Zum Wertfreiheitspostulat cf. den Forschungsüberblick bei O.P. Obermeier (1984) sowie G. Patzig (1985).

17 In der neueren philosophischen Wertfreiheitsdiskussion wird zunehmend zur Kenntnis genommen, daß der sog. realisierende (oder konstruierende) Charakter wissenschaftlichen Wissens die traditionelle Diskussion verändern muß. Neue Theorien, Methodologien und Methoden schaffen eine neue „Welt" und verändern damit (potentiell) nicht nur unsere Erkenntnis, sondern auch unsere Wertannahmen: „Einesteils wirkt die Theorie selbst auf ihre Wert- und Erkenntnisbasis zurück und dynamisiert diese, anderenteils schaffen die Theorien neue Wirklichkeiten, daher auch neue Werte. Wissenschaft ist in diesem Sinne weder ein autonomes noch ein wertfreies Unternehmen. Ihre ‚Produkte' sind keine neutralen Gebilde, sondern durch ihren realisierenden Charakter stark wertbehaftet und somit praxisformend." (Obermeier, 1984: 43)

18 Cf. P. Finke, 1982, sowie seinen Beitrag zu diesem Band; S.J. Schmidt, 1982, 1984; sowie Hauptmeier & Schmidt, 1985.

19 „Die praktische Vernunft", heißt es bei Finke (1982: 71), „von Wissenschaft determiniert ihre theoretische Vernunft. Auf die Literaturwissenschaft angewandt heißt dies: empirische Theorien der Literatur sind nur so vernünftig, wie die sich aus ihrer Anwendung auf das gesellschaftliche System Literatur ergebenden Konsequenzen vernünftig sind. Die theoretische Härte einer Literaturwissenschaftskonzeption ist nur so viel wert, wie die praktische Relevanz dessen, was durch diese Härte ermöglicht wird. Die Entscheidung für theoretische Werte wie Widerspruchsfreiheit, Entscheidbarkeit, Vollständigkeit oder empiri-

sche Überprüfbarkeit, welche für die literaturwissenschaftliche Arbeit noch kaum gewohnte, mühevolle und mit Verzicht auf großartige Formulierungen verbundene Konsequenzen hat, kann für sich selbst genommen wohl überhaupt nicht gerechtfertigt werden; gerechtfertigt werden kann sie nur dann, wenn sie die theoretische Konsequenz aus Entscheidungen für praktische Werte, wie Wissenszuwachs ‹im Rahmen eines Paradigmas, S.J.S.›, emanzipatorische Kraft, Demystifizierbarkeit, Kreativität oder ökonomischer Nutzen ist."

20 Es dürfte klar sein, daß ich hier nicht von biologischen (genetisch kodierten) Bedürfnissen spreche, sondern von akkulturierten Bedürfnissen. (Zur Unterscheidung cf. Schmidt, 1980: 24 f.)

21 Für wissenschaftliches Handeln bedeutet das z.B., daß die dort zu entwickelnden Problemlösungsstrategien (Theorien) bedarfsorientiert sein sollen, daß sie eine explizite Struktur aufweisen, lehr- und lernbar sein sollen, und daß ihre Ergebnisse auf ihren empirischen Gehalt hin überprüft werden können müssen (entsprechend den metatheoretischen Grundnormen Theoretizität, Empirizität und Applikabilität).

22 Wie bei allen Meinungsäußerungen muß auch bei diesen die Möglichkeit berücksichtigt werden, daß es sich um ein Artefakt der „social desirability", also einer unterstellten sozialen Erwünschtheit einer solchen Meinung handeln kann.

23 Da es mir hier nur um den allgemeinen Rahmen solcher Wertdiskurse geht, verzichte ich auf alle Details. Im einzelnen müßte hier natürlich genauer bestimmt werden, wie die Optimierungsthese für die verschiedenen Handlungsrollen im Literatur-System differenziert werden kann; wie die Werteinschätzung literarischer Handlungen sozial differenziert werden kann; welche Veränderungen in anderen gesellschaftlichen Teilsystemen erfolgen müssen, um Veränderungen im Literatur-System möglich zu machen.

24 Ein erster Versuch in diese Richtung liegt vor in Schmidt, 1982: Kap. 5.

25 Dieses Ergebnis stützt die (psycho-)linguistischen Hypothesen T.A. van Dijks, der ebenfalls (wie auch W. Kintsch oder R.A. de Beaugrande) thematische Tiefenstrukturen als wichtigsten Faktor in Textverstehensprozessen annimmt (cf. etwa van Dijk, 1980).

26 Cf. Hauptmeier & Schmidt, 1985.

27 Darauf verweist G. Probst in seinem Beitrag über die Verantwortungsfrage in einer konstruktivistischen Konzeption von Management. Probst schreibt: „Eine Konsequenz des Konstruktivismus ist, daß Problemlösungen bzw. Handlungsanweisungen für Problemsituationen, gar nicht in vergangenheitsorientierten komplexen Kausalnetzwerken liegen können, sondern durch die Gestaltungsfähigkeit zukünftiger Wirklichkeiten bestimmt werden. Wir müssen uns gewissermaßen gestaltend, verändernd, in das System einschalten, um etwas über das Verhalten zu erfahren und ein System und seine Verhaltensmöglichkeit zu erkennen." (1985: 4)

28 Die Konsensfähigkeit sollte dabei möglichst in Absprache mit den Betroffenen angestrebt werden, um zum einen möglichst viele Aspekte des Problems berücksichtigen zu können, zum anderen aber auch, um nicht einem irrationalen Rationalitätsbegriff zu verfallen.

29 Dabei muß allerdings zweierlei berücksichtigt werden: (1) Humansysteme können nicht gestaltet, geplant und erzeugt werden wie technische Systeme; und (2) Ordnungen in sozialen Systemen sind zwar Resultate menschlicher Handlungen, nicht immer aber auch Resultate menschlicher Absichten – was eine neue Akzentsetzung in der Intentionalitätsdiskussion impliziert.

30 Schließlich dürfte auch ernsthaft zu bedenken sein, was G. Probst aus konstruktivistischen Überlegungen zum Management beizutragen hat: „Woraus bestehen nun aber eigentlich Aussagen einer anwendungsorientierten Managementwissenschaft? Nützliches Wissen kann nicht in Form von konkreten Lösungen in praktischen Problemsituationen bestehen, sondern aus generellen Vorgehensschritten, Regeln, Anhaltspunkten usw., die Konstruktionen von Wirklichkeiten in einer Problemsituation erlauben, generieren, weiterführen." (1985)

Literaturverzeichnis

Acham, K., 1980. Stichwort „Werttheorie". in: J. Speck, Hrsg., Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht: 713–720.

Acham, K., 1980. „Sozialwissenschaft und Wertgeschehen. Zur Rolle normativer Gehalte im Erkenntnisprozeß." in: E. Topitsch, Hrsg., Logik der Sozialwissenschaften. 10. Auflg. 1980: 165–195. Athenäum-Hain-Scriptor-Hanstein.

Baier, K. & N. Rescher, eds., 1969. Values and the future. The impact of technical change on American values. New York, London: Free Press, Collier MacMillan.

Beetz, M. & G. Antos, 1984. „Die nachgespielte Partie. Vorschläge zu einer Theorie der literarischen Produktion." in: P. Finke & S.J. Schmidt, Hrsg., Analytische Literaturwissenschaft. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg: 90–141.

Dijk, T.A. van, 1980. Textwissenschaft. München: dtv (4364).

Dreitzel, H.P., 1972. Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft. Stuttgart: Enke.

Finke, P., 1982. Konstruktiver Funktionalismus. Die wissenschaftstheoretische Basis einer empirischen Theorie der Literatur. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg. (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft. Bd. II).

Foerster, H. von, 1981. Observing Systems. Seaside, Cal., Niederzissen: Intersystems Publications.

Fricke, H., 1981. Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur. München: Beck.

Friederichs, J., 1973. Stichwort „Wert". in: W. Fuchs et al., Lexikon zur Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag: 756.

Glasersfeld, E. von, 1986. Beiträge zum Konstruktivismus. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg (in Vorb.).

Gethmann, C.F., 1979. „Genesis und Geltung von Normen." in: W. Oelmüller, Hrsg., Bd. 3: 17–23.

Groeben, N., 1981. „Zielideen einer utopisch-moralischen Psychologie." in: Zs. f. Sozialpsychologie, 12: 104–133.

Groeben, N., 1981a. „The empirical study of literature and literary evaluation." in: POETICS, vol. 10, nos. 4/5: 381–394.

Groeben, N. & B. Scheele, 1977. Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt: Steinkopff.

Gumbrecht, H.U., 1980. „Erzählen in der Literatur/Erzählen im Alltag." in: K. Ehlich, Hrsg., Erzählen im Alltag. Frankfurt/M.: Suhrkamp: 403–419.

Hauptmeier, H. & S.J. Schmidt, 1985. Einführung in die Empirische Literaturwissenschaft. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg.

Heydebrand, R. von, 1984. Artikel „Literarische Wertung". in: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. 2. Aufl., Bd. 4, 828–871.

Hintzenberg, D., S.J. Schmidt & R. Zobel, 1980. Zum Literaturbegriff in der Bundesrepublik Deutschland. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft. Bde. III/IV).

Jantsch, E., 1979. Die Selbstorganisation des Universums. München. Hanser (1982 als dtv 4397).

Köck, W.K., 1978. „Experimentelle Ästhetik – Kunst als Experiment: Wofür?" in: S.J. Schmidt, Hrsg., Das Experiment in Literatur und Kunst. München: Fink: 38–61.

König, E., 1978. „Normenbegründungsverfahren und ihre Anwendbarkeit." in: W. Oelmüller, Hrsg., Bd. 2: 154–168.

Krämer, H., 1984. „Zum Problem einer hedonistischen Ethik." in: Allgemeine Zs. f. Philosophie, 9/1: 11–30.

Kriele, M., 1979. „Normbildung durch Präjudizien." in: W. Oelmüller, Hrsg., Bd. 3: 24–39.

Kuhlmann, W., 1978. „Zur logischen Struktur transzendentalpragmatischer Normenbegründung." in: W. Oelmüller, Hrsg. Bd. 1: 15–26.

Lem, St., 1981. „Biologie und Werte." in: St. Lem, Essays. (übers. F. Griese). Frankfurt/M.: Insel: 284–361.

Lorenzen, P., 1969. Normative logic and ethics. Mannheim – Zürich: Bibliographisches Institut.

Lübbe, H., 1977. Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse. Basel: Schwabe & Co.

Lübbe, H., 1978. „Sind Normen methodisch begründbar?" in W. Oelmüller, Hrsg., Bd. 1: 38–49.

Luhmann, N., 1969. „Normen in soziologischer Perspektive." in: Soziale Welt, 20: 28–48.

Lutz, G., 1981. „Interpretation" im Literaturunterricht: Ansätze zur Analyse in einer Theorie Litearischer Verarbeitungshandlungen. Staatsarbeit: Universität Bielefeld.

Maluschke, G., 1978. „Universalisierbarkeit und Institutionalisierbarkeit sittlicher und politischer Normen." in: W. Oelmüller, Hrsg., Bd. 2: 99–117.

Marquard, O., 1979. „Über die Unvermeidlichkeit von Üblichkeiten." in: W. Oelmüller, Hrsg., Bd. 3: 332–342.

Martindale, C., 1978. „The evolution of English poetry." in: C. Martindale, ed., Poetics and Psychology. POETICS, vol. 7, no. 2: 231–248.

Maturana, H.R., 1982. Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg (Wissenschaftstheorie. Wissenschaft und Philosophie, Bd. 19).

McCall, G. & J.L. Simmons, 1974. Identität und Interaktion. Düsseldorf: Schwann.

Obermeier, O.P., 1984. „Wissenschaft als Chance zur Verantwortung." in: Allgemeine Zs. f. Philosophie, 9/1: 31–56.

Oelmüller, W., Hrsg., 1978–1979. Materialien zur Normendiskussion.
Bd. 1: Transzendentalphilosophische Normenbegründungen. 1978. (UTB 779).
Bd. 2: Normenbegründung – Normendurchsetzung. 1978. (UTB 836).
Bd. 3: Normen und Geschichte. 1979. (UTB 896). Schöningh: Paderborn.

Patzig, G., 1973. „Ein Plädoyer für utilitaristische Grundsätze in der Ethik." in: Neue Sammlung 13: 488–500.

Patzig, G., 1980. Tatsachen, Normen, Sätze Stuttgart: Reclam.

Patzig, G., 1985. „Bemerkungen zum Verhältnis von Wissenschaft, Ethik und Politik." in: A. von Humboldt Stiftung. Mitteilungen H. 45, Mai 1985: 1–8.

Probst, G.J.P., 1985. Management als Konstruktion von Wirklichkeit – die Konsequenz ‚Verantwortung'. (unpubl. Arbeitspapier).

Riedel, M., 1979. Norm und Werturteil. Grundprobleme der Ethik. Stuttgart: Reclam.

Rusch, G., 1980. Aspekte der Empirizität in der Literaturwissenschaft. Staatsarbeit: Universität Bielefeld.

Rusch, G., 1982. NIKOL-Arbeitspapier „Wertstrukturen – Wertwandel". Universität Siegen.

Rusch, G., 1985. LITERATUR-Geschichte und Dynamik des LITERATUR-Systems. (in Vorb.)

Singer, M.G., 1975. Verallgemeinerungen in der Ethik. Zur Logik moralischen Argumentierens. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Scharfschwerdt, J., 1982. Literatur und Literaturwissenschaft in der DDR. Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz: Kohlhammer (Sprache und Literatur, Bd. 116).

Scheffer, B., 1985. Literatur als Selbstkommunikation. Habil.-Schrift. Universität Bielefeld.

Schmidt, S.J., 1980. Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft. Bd. I/1: Der gesellschaftliche Handlungsbereich LITERATUR. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg. (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft, Bd. I/1).

Schmidt, S.J., 1980a. „Fictionality in literary and non-literary discourse." in POETICS, vol. 9, nos. 5/6: 525–546.

Schmidt, S.J., 1982. Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft, Bd. I/2: Zur Rekonstruktion literaturwissenschaftlicher Fragestellungen in einer Empirischen Theorie der LITERATUR. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg. (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft, Bd. I/2.)

Schmidt, S.J., 1982a. „Unsere Welt – und das ist alles." in: Merkur 36, Bd. 4, April 1982: 356–366.

Schmidt, S.J., 1983. „Text, Subjekt und Gesellschaft. Aspekte einer konstruktivistischen Semantik." in: M. Faust et al., Hrsg., 1983. Allgemeine Sprachwissenschaft, Sprachtypologie und Textlinguistik. Festschrift für P. Hartmann, Tübingen: Narr: 55–77.

Schmidt, S.J., 1983a. „The fiction is that reality exists. A constructivist model of reality, fiction and literature". in: Poetics Today, vol. 5:2, 1984, 253–274.

Schmidt, S.J., 1984. „Werturteile in der Empirischen Literaturwissenschaft: Thesen und Kommentare." in: P. Finke & S.J. Schmidt, Hrsg., Analytische Literaturwissenschaft. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg: 240–250.

Schmidt, S.J. & R. Zobel, 1983. Empirische Untersuchungen zu Persönlichkeitsvariablen von Literaturproduzenten. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg. (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft Bd. V).

Schulte-Sasse, J. & R. Werner, 1977. Einführung in die Literaturwissenschaft. München: Fink. (UTB 640).

Sommer, D. et al., 1978. Funktion und Wirkung. Soziologische Untersuchungen zur Literatur und Kunst. Berlin – Weimar: Aufbau Verlag.

Wimmer, R., 1980. Universalisierung in der Ethik. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Zimmerli, W.Chr., 1979. „Normativität des Gewesenen im Wandel der Wertbeziehungen.“ in: W. Oelmüller, Hrsg., Bd. 3: 202–219.

Personenverzeichnis

Sachwortverzeichnis